

DAS FLIEGENDE SCHIFF



Ukrainische
Volksmärchen



DAS
FLIEGENDE
SCHIFF

DAS FLIEGENDE SCHIFF

Ukrainische Volksmärchen



Kiew
Verlag Dnipro



1981



DAS FLIEGENDE SCHIFF

*Ukrainische
Volksmärchen*



Aus dem Ukrainischen
von *Jona Gruber*

Kiew
Verlag Dnipro
1981

*Auswahl
von Wolodymyr Boiko*

*Illustrationen
von Julij Kryha*

Die ukrainischen Märchen sind eine sehr verbreitete Gattung der ukrainischen Volksdichtung. Diese Märchen zeichnen sich sowohl durch die Formenvielfalt als auch durch die Mannigfaltigkeit des Inhalts aus und lassen sich in Märchen über Tiere, Abenteuer, Helden und in Märchen sozialen Charakters einteilen. Sie greifen jedoch ineinander, sowohl der Form als auch dem Inhalt nach.

Die ältesten sind die Tiermärchen, die sich einer besonderen Beliebtheit bei den Kindern erfreuen. In den ukrainischen Tiermärchen sprechen und handeln die Tiere genauso wie die Menschen. Auch unter ihnen gibt es Lese- und Schreibkundige und solche, die ausgesprochene Analphabeten sind. Die Tiere befreunden sich, sie heiraten, führen eine Wirtschaft, oft sind sie musikalisch begabt, sie singen, musizieren und tanzen.

In die vorliegende Sammlung wurden auch die schönsten ukrainischen Volksmärchen aufgenommen, in denen sich der Jahrhunderte dauernde Kampf der Werktätigen um ihre soziale Befreiung widerspiegelt. Einzigartig ist hier ferner der Traum des Volkes von Freiheit und Glück geschildert. Diese Märchen heben die edelsten Charakterzüge des Volkes hervor: Mut, Ausdauer, Optimismus, Erfindungsgabe, Edelmut – all das, was den Menschen zum Menschen macht. Sie sind vom Sieg der Wahrheit über die Lüge, vom Sieg des Guten über das Böse durchdrungen.

Die vielfarbigen Illustrationen helfen dem Leser, den tiefen Sinn der Märchen zu begreifen und sich deutlicher die Gestalten, die Märchenhelden, vorzustellen.



„Herzliebtes Zieglein mein, Zieglein fein, aßt du und trankst du?“

DIE LÜGENZIEGE



Es waren einmal ein Großväterchen und ein Großmütterchen. Eines Tages fuhr das Großväterchen zum Markt und kaufte eine Ziege. Es brachte die Ziege nach Hause und befahl am nächsten Tag dem älteren Sohn, die Ziege zu weiden.

Der Junge weidete die Ziege vom Morgen bis zum Abend und trieb sie dann nach Hause. Als er mit der Ziege am Haustor anlangte, stand schon das Großväterchen in roten Stiefeln davor und fragte:

„Herzliebes Zieglein mein, Zieglein fein, aßt du und trankst du?“

Die Ziege entgegnete:

„Hab' Busch und Graben überwunden,
doch nur ein Hälmchen Gras gefunden.
Und dünkte mich schon froh und reich
mit einem Tröpfchen aus dem Teich.“

Da wurde das Großväterchen sehr wütend auf den älteren Sohn und jagte ihn aus dem Haus.

Am nächsten Tag schickte es den anderen Sohn. Der Junge weidete die Ziege von früh bis spät und trieb sie dann nach Hause. Als er mit ihr am Haustor anlangte, stand abermals das Großväterchen in roten Stiefeln davor und fragte:

„Herzliebes Zieglein mein, Zieglein fein, aßt du und trankst du?“

Wieder entgegnete die Ziege:

„Hab' Busch und Graben überwunden,
doch nur ein Hälmchen Gras gefunden.
Es dünkte mich schon froh und reich
mit einem Tröpfchen aus dem Teich.“

„Ist das wirklich alles, was du gegessen und getrunken hast?“ fragte das Großväterchen.

Die Ziege nickte.

Da jagte das Großväterchen auch diesen Sohn aus dem Haus.

Am übernächsten Tag schickte das Großväterchen das Großmütterchen die Ziege weiden. Die Frau trieb die Ziege auf die Weide und blieb mit ihr den ganzen Tag dort. Als sie am späten Abend zurückkehrte, stand wiederum das Großväterchen in seinen roten Stiefeln vor dem Hoftor und fragte:

„Herzliebes Zieglein mein, Zieglein fein, aßt und trankst du?“

Und wieder entgegnete die Ziege:

„Hab' Busch und Graben überwunden,
doch nur ein Hälmchen Gras gefunden.
Und dünkte mich schon froh und reich
mit einem Tröpfchen aus dem Teich.“

Das Großväterchen jagte nun sogar das Großmütterchen aus dem Haus.

Am vierten Tag brachte es selbst die Ziege auf die Weide und blieb den ganzen Tag in ihrer Nähe. Am Abend trieb das Großväterchen die Ziege nur bis zum Weg und ging allein voran. Es stellte sich in den roten Stiefeln vors Tor und fragte:

„Herzliebes Zieglein mein, Zieglein fein, aßt du und trankst du?“

Das Großväterchen staunte nicht schlecht, als die Ziege auch ihm entgegnete:

„Hab' Busch und Graben überwunden,
doch nur ein Hälmchen Gras gefunden.
Es dünkte mich schon froh und reich
mit einem Tröpfchen aus dem Teich.“

Wütend ging das Großväterchen nun zum Schmied und bat diesen, ihm das Messer zu schleifen, denn es wollte die Lügenziege schlachten. Sie riß sich jedoch los und flüchtete in den Wald. Dort erblickte sie die Hütte des Hasen und – husch! – verschwand sie darin und versteckte sich auf dem Ofen:

Als der Hase nach Hause kam, schnupperte er und merkte sofort, daß Besuch da ist, und er fragte erstaunt:

„Wer ist in meinem Haus?“

Die Ziege aber, die noch immer auf dem Ofen saß, sprach:

„Lügenziege werd' ich genannt!
Bin ich erst außer Rand und Band,
pflieg' mit den Hufen ich zu grüßen,
möcht' alles auf die Hörner speißen!
Versuchst du es, mich zu verjagen,
Wird dir dein letztes Stündlein schlagen!“

Der Hase erschrak gar sehr, lief aus dem Haus und setzte sich unter eine Eiche. Schon lange saß er dort und weinte, als ein Bär des Wegs kam und fragte:

„Warum weinst du, Häschen Lauffeldein?“

„Was soll ich denn anderes tun, als weinen, lieber Bär? Ein furchtbares Tier hält mein Haus besetzt!“

Der Bär erwiderte:

„Ich jag es hinaus!“

Und sogleich lief der Bär zur Hütte des Häschens und fragte:

„Wer ist in des Hasen Hütte?“

Da ließ sich die Ziege vom Ofen herab vernehmen:

„Lügenziege werd' ich genannt!
Bin ich erst außer Rand und Band,
pflieg' mit den Hufen ich zu grüßen,
möcht' alles auf die Hörner spießen!
Versuchst du es, mich zu verjagen,
wird dir dein letztes Stündlein schlagen.“

Als der Bär diese Worte hörte, erschrak auch er und lief davon.

„Nein“, sprach er, „nein, Häschen Lauffeldein, ich vermag dir nicht zu helfen. Auch ich fürchte mich.“

Der Hase setzte sich abermals unter die Eiche und weinte. Da kam ein Wolf vorbei und fragte:

„Warum weinst du so sehr, Häschen Lauffeldein?“

„Was soll ich denn anderes tun, lieber Wolf? Ein furchtbares Tier hält mein Haus besetzt!“

Und auch der Wolf entgegnete:

„Ich jag es hinaus!“

„Wie willst du es wagen, das Untier aus dem Haus zu jagen, wenn selbst der Bär es nicht vermochte?“

Aber der Wolf erwiderte:

„Es wird mir schon gelingen!“

Der Wolf lief zur Hütte und fragte:

„Wer ist in des Hasen Hütte?“

Die Ziege, die es sich noch immer auf dem Ofen wohl sein ließ, erwiderte:

„Lügenziege werd' ich genannt!
Bin ich erst außer Rand und Band,
pflieg' mit den Hufen ich zu grüßen,

möcht' alles auf die Hörner speißen!
Versuchst du es, mich zu verjagen,
wird dir dein letztes Stündlein schlagen!“

Nun erschrak auch der Wolf und trollte sich.

„Nein“, sprach er, „nein, Häschen Lauffeldein, ich vermag dir nicht zu helfen. Auch ich fürchte mich.“

Entmutigt setzte sich der Hase wieder weinend unter die Eiche. Nach einiger Zeit kam ein Fuchs des Wegs, sah den Hasen und fragte:



„Warum weinst du so sehr, Häschen Lauffeldein?“

„Wie kann ich denn anders, als weinen, lieber Fuchs? Ein furchtbares Tier hält mein Haus besetzt!“

Der Fuchs entgegnete:

„Ich jag es hinaus!“

„Wie willst du es wagen, das Untier aus dem Haus zu jagen, wenn weder der Bär noch der Wolf dies vermochten?“

Doch der Fuchs erwiderte:

„Es wird mir schon gelingen!“

Der Fuchs lief zur Hütte und fragte:

„Wer ist in des Hasen Hütte?“

Vom Ofen herab antwortete die Ziege:

„Lügenziege werd' ich genannt!
Bin ich erst außer Rand und Band,
pflög' mit den Hufen ich zu grüßen,
möcht' alles auf die Hörner speißen!
Versuchst du es, mich zu verjagen,
wird dir dein letztes Stündlein schlagen!“

Da packte auch den Fuchs die Angst.

„Nein“, sprach er, „nein, Häschen Lauffeldein, ich vermag dir nicht zu helfen. Auch ich fürchte mich.“

Der Hase setzte sich wieder unter die Eiche und weinte und weinte. Nun kam ein Krebs angekrochen und fragte:

„Warum weinst du so sehr, Häschen Lauffeldein?“

„Wie kann ich denn anders, als weinen, lieber Krebs? Ein furchtbares Tier hält mein Haus besetzt.“

Der Krebs entgegnete:

„Ich jag es hinaus!“

„Wie willst du es wagen, das Untier aus dem Haus zu jagen, wenn weder der Bär noch der Wolf noch der Fuchs dies vermochten?“

Doch der Krebs erwiderte:

„Es wird mir schon gelingen.“

Der Krebs kroch in die Hütte und fragte:

„Wer ist in des Hasen Hütte?“

Wieder entgegnete die Ziege vom Ofen herab:

„Lügenziege werd' ich genannt!
Bin ich erst außer Rand und Band,
pflieg' mit den Hufen ich zu grüßen,
möcht' alles auf die Hörner speißen!
Versuchst du es, mich zu verjagen,
wird dir dein letztes Stündlein schlagen!“

Als der Krebs das hörte, kroch er furchtlos auf den Ofen und sprach:

„Ich bin nur ein kleiner Krebs!
Paß auf, wie ich mit meiner Schere,
dich, Ziege, jetzt das Fürchten lehre!“

Und er zwickte die Ziege so furchtbar mit der Schere, daß sie laut aufmeckerte, geschwind vom Ofen herabsprang, aus der Hütte lief und nie mehr gesehen ward.

Nun konnte der Hase, nachdem er dem Krebs von Herzen gedankt hatte, in seine Hütte zurückkehren und lebt bis zum heutigen Tag darin.

DER HANDSCHUH

Einst verlor ein Mann seinen Fausthandschuh. Da kam ein Mäuschen anghuscht, kroch in den Handschuh und machte es sich darin gemütlich.

Bald darauf hüpfte ein Frosch herbei und fragte:

„Ist hier jemand im Handschuh?“

„Knabbermäuschen. Und wer bist du?“

„Quakfrosch. Bitte, laß mich ein!“

„Na, komm herein!“

Nun kam ein Häschen angehoppelt und fragte:

„Ist hier jemand im Handschuh?“

„Knabbermäuschen und Quakfrosch. Und wer bist du?“

„Häschen Lauffeldein. Bitte, laßt mich ein!“

„Na, komm herein!“

Da kam die Füchsin vorbei:

„Ist hier jemand im Handschuh?“

„Knabbermäuschen, Quakfrosch und Häschen Lauffeldein. Und wer bist du?“

„Schwester Füchsin. Laßt mich, bitte, auch hinein!“

„Na, komm herein!“

Nun saßen sie schon zu viert im Handschuh. Da kam der Wolf gelaufen und fragte:

„Ist hier jemand im Handschuh?“

„Knabbermäuschen, Quakfrosch, Häschen Lauffeldein und Schwester Füchsin. Und wer bist du?“

„Bruder Wolf. Laßt mich, bitte, auch hinein!“

„Na, komm herein!“

Nicht lange darauf kam der Bär angetrottet und fragte brummend:

„Ist hier jemand im Handschuh?“

„Knabbermäuschen, Quakfrosch, Häschen Lauffeldein, Schwester Füchsin und Bruder Wolf. Und wer bist du?“

„Zottelbär. Bitte, laßt mich auch hinein!“

„Na, komm herein!“

Da kroch auch der Bär hinein.

Nun rannte das Wildschwein herbei und grunzte:

„Quiek, quiek, quiek! Ist hier jemand im Handschuh?“

„Knabbermäuschen, Quakfrosch, Häschen Lauffeldein, Schwester Füchsin, Bruder Wolf und Zottelbär. Und wer bist du?“

„Wildschwein Beißhinein. Laßt auch, bitte, mich hinein!“

„Na, komm herein!“

So kroch auch das Wildschwein hinein, und sie hatten es alle sehr gemütlich.

Da kam ein Jäger vorbei und sah den Handschuh, in dem sich etwas bewegte. Ein Schuß fiel.

Und viele Felle und Häute

Waren des Jägers Beute.

WARUM SICH DIE GÄNSE IM WASSER WASCHEN, DIE KATZEN SICH AUF DEM OFEN PUTZEN UND DIE HÜHNER IM STRAßENSTAUB SCHARREN

Vor langer, langer Zeit lebte ein Mann, der hatte Gänse, eine Katze und Hühner.

Als der Sommer kam und die Sonne alles erwärmte, schickten sich die Gänse an, auf die Suche nach Wasser zu gehen. Sie gingen und gingen und begegneten unterwegs einem Hühnchen.

„Wohin des Wegs, ihr lieben Gänse?“

„Wir gehen Wasser suchen, denn die Hitze ist unerträglich.“

„Dann komme ich mit“, sagte das Hühnchen, denn auch ihm hatte die Sonne zugesetzt, und es war ihm so heiß geworden, daß es den Schnabel dauernd offenhielt.

„Bitte“, entgegneten die Gänse, „bitte, komm doch mit.“

Und sie gingen, gingen, bis sie unterwegs der Katze begegneten.

„Wohin des Wegs?“ fragte diese neugierig.

„Wir gehen Wasser suchen.“

„Dann komme ich mit. Darf ich?“

„Bitte!“

Und sie gingen und gingen, bis sie in der Ferne einen See sahen. Die Gänse breiteten ihre Schwinge aus und flogen ans Wasser. Nun schwammen sie und badeten nach Herzenslust. Sie fühlten sich so wohl, daß sie vor Vergnügen schnatterten.

Das Hühnchen und die Katze standen am Ufer und schauten zu. Es war so heiß geworden, daß die beiden große Lust verspürten, ins Wasser zu springen. Die Angst hielt sie jedoch zurück.

Plötzlich sahen sie im Wasser ein Spiegelbild – ein Hühnchen und eine Katze.

„Na“, sagten sie zueinander, „wenn sich jene nicht fürchten, warum sollen wir da Angst haben?“

Und sie sprangen ins Wasser. Da sie nicht schwimmen konnten, gingen sie augenblicklich unter. Mit Mühe und Not gelangten sie wieder ans Ufer.

Die Katze schaute auf den See und verspürte plötzlich eine solche Übelkeit, daß sie zu zittern begann; sie rieb sich mit den Pfoten und sprach:

„Nie werde ich eine solche Dummheit begehen, ins Wasser zu gehen. Ist es doch viel angenehmer, sich auf dem Ofen zu putzen.“

Auch das Hühnchen ließ sich vernehmen:

„Nie, nie mehr begehe ich eine solche Dummheit! Ist es denn nicht viel angenehmer, im Straßenstaub zu scharren?!“

Und sie traten den Heimweg an. Unterwegs sahen sie einen großen Haufen Straßenstaub. Das Hühnchen sprang hinein und schlug vor Freude mit den Flügeln:

„Dies ist mein Bad!“ rief es, „es ist hundertmal angenehmer als alle Seen der Welt.“

Kaum zu Hause angelangt, sprang die Katze auf den Ofen, schnurrte vergnügt und putzte sich gründlich mit den Pfoten.

„Nie mehr tausche ich den Ofen gegen den See, nie mehr. Auf dem Ofen braucht man nicht zu schwimmen.“

Seit jener Zeit waschen sich die Gänse im Wasser, die Katzen putzen sich auf dem Ofen, und die Hühner scharren im Straßenstaub.

Wer das nicht glaubt, soll es nachprüfen.

DIE FLIEGE UND DER ACKER

Eines Tages fuhr ein Mann mit seinen Ochsen aufs Feld, um dieses zu bestellen. Die ganze Zeit über umsummte ihn eine Fliege, und er konnte sie nicht loswerden. Sie setzte sich jedoch bald auf den Rücken der Ochsen und saugte deren Blut. Auch auf dem Felde ließ sie nicht von ihnen ab – sie erlabte sich am Blute der Ochsen.

Als es Abend wurde, bekam sie Angst, sich auf dem Heimweg zu verirren. Deshalb setzte sie sich auf ein Horn eines der Ochsen und kehrte zusammen mit dem Bauer nach Hause zurück. Unterwegs begegnete ihr eine andere Fliege. Als diese ihre Gevatterin auf einem Horn des Ochsen sitzen sah, fragte sie:

„Woher, Schwesterchen?“

Die Fliege antwortete hochnäsig:

„Siehst du denn nicht, woher wir kommen? Wir pflügten den ganzen Tag das Feld.“

Die andere Fliege jedoch lachte sie aus und sprach:

„Daß man das Feld pflügte, glaube ich wohl, jedoch nicht alle werden dies getan haben. Eines aber merke dir: mit der Zunge kannst du ausgezeichnet pflügen, versuch es jedoch mit dem Rücken, dann wirst du weder prahlen noch lügen.“

DIE BIENE UND DIE TAUBE

Eines Tages fiel die Biene ins Wasser und war dem Ertrinken nahe. Als die Taube dies bemerkte, riß sie ein Blatt vom Baume und warf es der Biene zu. Die Biene kroch auf das Blatt und war gerettet.

Als die Taube am nächsten Tag auf einem Baume saß, kam ein Jäger und zielte nach ihr. Die Biene bemerkte dies jedoch, flog zu dem Jäger, setzte sich auf dessen Hand und stach ihn. Die Hand erzitterte und die Kugel surrte an der Taube vorbei, ohne sie zu berühren.

Hilfst du dem einen, hilft er dir auch!

DAS LISTIGE FÜCHSLEIN UND DAS BRÜDERLEIN WOLF

Es war einmal ein Fuchs, der baute sich eine Hütte und wohnte darin. Als des Winters Kälte anbrach, fror das Fuchslein und lief ins Dorf nach Feuer, um die Hütte zu heizen. Es kam zu einer Frau gelaufen und sprach:

„Grüß Gott, Frau! Viel Glück zur Sonntagsfeier! Leih mir ein wenig Feuer aus, zum Dank dafür bring ich Euch so manches ins Haus.“

„Schön, gutes Fuchslein“, sprach die Frau, „setz dich hin und wärme dich, indessen hol ich die Kuchen aus dem Ofen.“

Die Frau hatte nämlich Mohnkuchen gebacken. Nun holte sie die Kuchen aus dem Ofen und legte sie auf den Tisch, damit sie abkühlen. Der Fuchs schaute aufmerksam zu. Blitzschnell nahm er einige davon und verschwand im Handumdrehen aus dem Haus. Er fraß die Füllung, steckte statt ihrer Mist hinein, legte die Kuchen wieder aufeinander und lief mit ihnen davon.

Er lief und begegnete einigen Burschen, die Vieh an den Fluß zur Tränke trieben.

„Grüß Gott, ihr Bürschlein!“

„Gott zum Gruß, Brüderlein Fuchs!“

„Machen wir einen Tausch, ich gebe euch die Kuchen und ihr gebt mir dafür einen dreijährigen Stier.“

„Gemacht!“ riefen die Burschen.

„Eßt aber die Kuchen erst dann“, sagte der Fuchs, „wenn ich nicht mehr im Dorf bin.“

Nachdem der Tausch vollzogen war, lief das Füchselein davon und verschwand im Wald. Nun wollten die Burschen die Kuchen essen, ach, je, die waren aber mit Mist gefüllt.

Indessen war der Fuchs in seiner Hütte angekommen, fällte einen Baum und fertigte daraus einen Schlitten. Vor den Schlitten spannte er den Stier und fort ging's wieder. Da kam der Wolf angelaufen:

„Grüß Gott, Brüderlein Fuchs!“

„Gott zum Gruß!“ erwiderte der Fuchs.

„Woher“, fragte der Wolf, „hast du den dreijährigen Stier und den Schlitten?“

„Hab's selbst gefertigt.“

„Laß mich aufsitzen, Brüderlein Fuchs!“ bat der Wolf.

„Geht nicht!“ entgegnete der Fuchs, „du zerbrichst mir nur den Schlitten.“

„Aber nein“, erwiderte der Wolf, „ich setze bloß ein Bein darauf.“

„Dann aber geschwind!“ rief der Fuchs.

Nachdem sie ein Stück gefahren waren, bat der Wolf abermals:

„Lieber Fuchs, ich möchte auch das zweite Bein auf den Schlitten setzen.“

„Aber, liebes Wölfelein, das geht nicht! Du zerbrichst mir doch den Schlitten.“

„Nein“, erwiderte der Wolf, „ich zerbrech ihn gewiß nicht.“

„Nun gut, dann aber geschwind.“

Da setzte der Wolf auch sein zweites Bein auf den Schlitten. Sie fuhren und fuhren, doch plötzlich krachte es.

„He - e - ! Brüderlein Wolf, du zerbrichst mir ja den Schlitten.“

„Ach wo! Brüderlein Fuchs, ich zerknackte bloß eine Nuß.“

„Nun gib aber acht, daß du mir den Schlitten nicht doch kaputt machst.“

Und sie fuhren weiter. Da bat der Wolf wiederum:

„Brüderlein Fuchs, laß mich auf den Schlitten auch mein drittes Bein setzen.“

„Was fällt dir ein!“ rief da der Fuchs, „du zerbrichst bestimmt noch den Schlitten. Und womit soll ich dann Holz aus dem Wald holen?“

„Ehrenwort! Ich zerbrech ihn gewiß nicht.“

„Nun gut, aber geschwind!“

Da setzte der Wolf auch sein drittes Bein auf den Schlitten. Es dauerte nicht lange, da krachte wieder etwas.

„O weh!“ rief der Fuchs, „geh deiner Wege, Brüderlein Wolf, sonst geht der Schlitten noch ganz entzwei.“

„Ach, überhaupt nicht“, erwiderte der Wolf, „ich hab bloß eine Nuß zerknackt.“

Da bat der Fuchs:

„Gib mir doch auch eine Nuß!“

„Ich hab keine mehr“, entgegnete da der Wolf, „das war die letzte.“

Sie fuhren also weiter und weiter. Da bat der Wolf wiederum:

„Lieber Fuchs, nun setze ich auch mein viertes Bein auf den Schlitten.“

„Was fällt dir ein, nun machst du mir gewiß den Schlitten kaputt.“

„Hab keine Furcht, Brüderlein Fuchs“, sagte da der Wolf, „ich setze mich sehr vorsichtig hin.“

„Nun gut“, sprach der Fuchs, „setz dich schon hin!“

Kaum aber hatte sich der Wolf gesetzt, da zerfiel der Schlitten wie ein Kartenhaus. Nun schalt der Fuchs, schimpfte und fluchte, was das Zeug hielt, dann sprach er:

„Du Hundesohn, geh schon Holz zu einem neuen Schlitten fällen und bring es her.“

„Wie soll ich Holz fällen gehen“, fragte der Wolf, „wenn ich gar nicht weiß, was für einen Baum ich fällen soll?“

„Ach, du rädiger Hund, wie man Schlitten zerbricht, das weißt du, heißt es jedoch Holz fällen, weißt du nicht einmal, wie man das macht.“

So schimpfte und zeterte der Fuchs mit dem Wolf, dann aber sprach er: „Kommst du in den Wald, so sage diesen Spruch auf: ‚Fäll dich, Bäumchen, grad und krumm, fäll dich, Bäumchen, grad und krumm!‘“

Nun ging also der Wolf in den Wald.

Dort angekommen, sprach er:

„Fäll dich, Bäumchen, krumm und krumm!“

Da fällte sich der Baum von selbst, aber so ungemein krumm und mit so vielen Ästen und Zweiglein bewachsen, daß man nicht einmal ein Stöckchen, geschweige denn einen Schlitten und Schlittenkufen daraus fertigen konnte. Diesen nichtsnutzigen Baum also brachte er dem Fuchs, der vor lauter Unwillen abermals zu schimpfen begann:

„Du streunender Flohbalg, du hast bestimmt nicht jene Worte gesagt, die ich dir zu sagen befohlen hatte.“

„Du irrst dich, Brüderlein Fuchs“, entgegnete der Wolf, „ich sprach genau das, was du befohlen hast: ‚Fäll dich, Bäumchen, fälle dich krumm und krumm!‘“

„O du stinkendes Untier! Bleib du hier und setz dich hin. Ich gehe selbst Holz fällen.“

Nun machte sich der Fuchs auf.

Der Wolf aber saß da und verspürte plötzlich einen unüberwindlichen Hunger. Er dachte lange nach, was da zu machen sei, und kam endlich auf eine glänzende Idee: ‚Ich fresse‘, so sprach er zu sich selbst, ‚den dreijährigen Stier auf und mach mich aus dem Staube.‘ Er fraß also ein Loch in den Bauch des Stiers, fraß die Eingeweide heraus, steckte Spatzen in den leeren Bauch und schloß das Loch mit Stroh. Nun machte er sich aber rasch auf die Beine. Kaum war der Wolf weg, kam auch schon der Fuchs aus dem Walde zurück, fertigte einen Schlitten, setzte sich vorn drauf und rief:

„He - e - , Dreijähriger!“

Der Stier stand jedoch wie angewurzelt da und rührte sich nicht vom Fleck. Da versetzte ihm der Fuchs eins mit der Peitsche. Und da fiel das Strohbandel heraus, mit dem der Wolf das Loch im Bauch des Stiers verstopft hatte, und die Spatzen schwirrten ins Freie.

„Ach, du Wolfsluder!“ rief der Fuchs, „wart nur, ich zahl’s dir heim!“

Daraufhin machte er sich auf den Weg. Nach kurzer Zeit legte er sich wie tot auf die Landstraße. Auf dieser Straße verkehrten nun aber Frachtfuhrwerke, die Fische transportierten. Als sich diese Fuhrwerke dem Fuchs näherten, hielt er den Atem an, so, als wäre er mausetot. Die Fuhrleute sahen ihn und riefen: „Da liegt doch ein toter Fuchs! Nehmen wir ihn mit, Brüder“, sagten sie zueinander, „wir verkaufen ihn und für den Erlös kaufen wir uns was Warmes für den Magen.“

Die Fuhrleute hoben den Fuchs also auf, warfen ihn auf den letzten Wagen und setzten ihren Weg fort. Sie fuhren und fuhren, Stunde um Stunde. Als der Fuchs merkte, daß sie ihm keine Beachtung schenkten, begann er langsam die Fische vom Wagen zu werfen. Nachdem er, wie ihm schien, eine genügende Anzahl Fische hinuntergeworfen hatte, sprang er selbst vom Wagen. Die Fuhrleute setzten ihren Weg fort und er sammelte die abgeworfenen Fische auf. Dann setzte er sich hin und fraß sie mit großem Appetit.

Da kam der Wolf gelaufen :

„Grüß Gott, Brüderlein Fuchs!“

„Gott zum Gruß, Brüderlein Wolf!“

„Was machst du denn da, Brüderlein Fuchs?“

„Ich fresse Fische“, sprach er.

„Gib mir einen“, bat der Wolf.

„Geh und fang dir selber welche“, erwiderte der Fuchs.

„Und wie soll ich sie fangen, wenn ich keine Ahnung vom Fischfang habe?“

„Das ist deine Sache. Ich aber gebe dir nicht einmal eine Gräte.“

„Dann sag zumindest, wie ich die Fische fangen soll.“



Da dachte der Fuchs: ‚Wart nur, du hast mir meinen dreijährigen Stier zu Schanden gemacht, nun zahle ich’s dir heim.‘

„Das macht man so: Du gehst zum Eisloch, läßt den Schwanz hinunter und sagst: „Fang dich, Fischlein, groß und klein. Fang dich, Fischlein, groß und klein!“ Nach diesen Worten fangen sich die Fischlein von allein.“

„Danke für die Belehrung“, sprach der Wolf.

Das Brüderlein Wolf rannte an’s Eisloch, steckte den Schwanz hinein und sprach:

„Fange dich Fischlein, groß und klein! Fange dich, Fischlein, groß und klein!“

Unweit vom Eisloch saß jedoch der Fuchs im Schilf versteckt und sagte einen ganz andern Spruch auf:

„Frier ein, frier ein, Wolfschwänzelein!“

Während aber der Wolf mit dem eingefrorenen Schwanz Fische fing, lief der Fuchs ins Dorf und rief:

„Leutchen, rasch aus dem Haus, macht dem Wolf den Garaus!“

Mit langen Schüreisen, Heugabeln und Äxten in den Händen, liefen die Dorfleute aus den Häusern zum Eisloch und erschlugen den Wolf. Der arme Wolf hauchte sein Leben aus, und der Fuchs lebt noch heute in seiner Hütte.

DER KATER UND DER HAHN

Es waren einmal ein Kater und ein Hahn. Die beiden verband eine enge Freundschaft. Zuweilen spielte der Kater die Geige, besonders wenn ringsum Stille herrschte, und der Hahn sang ein Liedchen dazu. Wenn der Kater auf die Jagd ging, blieb der Hahn zu Hause und sah nach dem Rechten. Vor dem Aufbruch befahl der Kater gewöhnlich dem Hahn:

„Laß niemanden ein, und sollte es auch der König sein. Doch auch du gehe nicht hinaus aus dem Haus!“

„Gut“, sagte der Hahn, setzte sich auf seine Stange und rührte sich nicht vom Fleck, bis der Kater nach Hause kam.

Eines Tages guckte die Füchsin durch das Fenster, sah den Hahn und dachte darüber nach, wie man ihn aus dem Hause locken könnte. ‚Ist der Kater nicht zu Haus, kommt der Hahn bestimmt heraus‘, dachte die Füchsin. Und sie rief:

„Komm, liebes Hähnchen, komm heraus! Ich habe goldene Weizenkörner für dich und frisches Wasser aus der Quelle!“

Doch der Hahn erwiderte:

„Kik – kik – kikeriki! Du gibst dir umsonst so große Müh!“

Da sah die Füchsin, daß das Versprechen allein nicht genüge, den Hahn aus dem Haus zu locken. Deshalb kam sie bei Nacht, schüttete goldenen Weizen vor dem Fenster aus und versteckte sich hinter einem Busch in der Nähe. Sobald der Kater am nächsten Tag wieder auf die Jagd gegangen war, öffnete der Hahn vorsichtig die Tür und steckte das Köpfchen heraus. Unter dem Fenster lag goldener Weizen, und keine Seele ringsum. Zögernd setzte er einen Fuß vor den anderen, drehte sein Köpfchen nach allen Richtungen und dachte: ‚Ich werde ein wenig picken. Ist ja niemand da, sieht mich ja keiner, der es dem Kater hinterbringen könnte.‘

Kaum hatte er zwei weitere Schritte gemacht, da packte ihn die Füchsin und rannte mit ihm geradewegs zu ihrem Bau. Der Hahn jammerte und schrie:

„Katerchen, mein Bruderlein!
Die Füchsin trägt mich
Über Stock und Stein
In ihren dunklen Bau hinein!
Rette mich, mein Bruderlein!“

Als der Kater in der Ferne diesen Hilferuf vernahm, machte er sich sofort an die Verfolgung, doch konnte er die Füchsin nicht mehr einholen. Traurig



kehrte er nach Hause zurück und ersann eine List: Er nahm seine Geige und einen schön bestickten Sack und begab sich zum Bau der Füchsin. Die hatte nämlich vier Töchter und einen Sohn. Als sie von neuem auf die Jagd ging, befahl sie ihren Kindern, auf den Hahn aufzupassen und Wasser vorzubereiten, damit sie nach ihrer Rückkehr den Hahn schlachten und ihn rupfen könne.

„Und laßt niemanden ein“, fügte sie hinzu. Dann ging sie fort. Der Kater aber stellte sich unter das Fenster, spielte auf seiner Geige und sang ein Lied dazu.

„Hat die Füchsin eine schöne Hütte
Und vier Töchter in der ersten Blüte.
Und der Allerklügste in dem Haus
Ist ein Bursche. Kommt heraus
Meinen schönen Liedern lauscht!“

Die älteste Tochter der Füchsin fühlte sich sehr geschmeichelt:

„Kinder, ihr bleibt schön zu Haus. Ich jedocn geh jetzt hinaus.
Hört nur, wie es lieblich klingt! Möchte sehen, wer da singt.“

Kaum aber war sie aus der Tür getreten, packte sie der Kater, steckte sie in den Sack und spielte weiter für das kleine Pack:

„Hat die Füchsin eine schöne Hütte
Und vier Töchter in der ersten Blüte.
Und der allerklügste in dem Haus
Ist ein Bursche. Kommt heraus
Meinen schönen Liedern lauscht!“

Der zweiten Tochter der Füchsin erging es wie der ersten: Sie hielt es vor Neugierde nicht mehr aus und trat hinaus. Im Handumdrehen hatte der Kater sie gepackt und in den Sack geworfen. Auf diese Weise hatte er alle vier Töchter aus dem Hause gelockt. Der Sohn der Füchsin aber wartete und wartete auf seine Schwestern, doch vergeblich. Da dachte er bei sich: „Ich muß sie sofort ins Haus holen, sonst kommt die Mutter und teilt uns allen Prügel aus.“



Er öffnete also die Tür und sah sich um. Da packte ihn der Kater und hatte so alle fünf gefangen. Den Sack band er an eine trockene Weide. Dann ging er in den Fuchsbau und befreite den Hahn. Sie liefen beide so schnell sie konnten nach Hause, und von nun an tat der Hahn immer, was der Kater ihm befahl.

DIE FÜCHSIN, DIE FÜCHSLEIN UND DER TAUGENICHTS NECHAILO

Es lebte einmal ein Mann namens Nechailo, der erbt einen kleinen Weinberg. Im Frühling nun ging Nechailo in diesen Weinberg, um nachzusehen, was dort zu tun sei.

Er besah sich sein Erbe und sagte:

„Morgen komme ich mit einer Spitzhacke und jäte das Unkraut.“

Sprach's und ging nach Haus.

Im Gras des Weinberges war aber eine Brut kleiner Füchslin versteckt.

Als diese die Worte des Weinbergbesitzers vernahmen, erschrakten sie bis ins Mark. Bald darauf kam die Füchsin, und die Kleinen erzählten ihrer Mutter, was sie gehört hatten.

„Mama“, sprachen sie, „ein Mann war hier, der sagte, daß er morgen Unkraut jäten wird. Wir wollen weg von hier!“

„Bleibt ruhig, wo ihr seid. Das war der Besitzer des Weinberges. Ich kenne ihn. Der kommt nicht so rasch“, erwiderte die Füchsin.

Nachdem eine längere Zeit verstrichen war, kam Nechailo mit der Spitzhacke. Wiederum besah er sich sein Erbe. Gott, das Unkraut stand schon mannshoch. Er kratzte sich den Nacken:

„Tja-a!“ sagte er, „hier hilft keine Spitzhacke mehr. Ich werd' die Sense holen.“

Sprach's und ging nach Haus.

Die kleinen Füchlein hörten auch diese Worte und erzählten es der Mutter.

„Mama“, riefen sie erschrocken, „wir wollen rasch fort von hier! Jener Mann war wieder da. Er geht die Sense holen. Morgen zerschneidet er uns in Stücke!“

„Spielt nach Herzenslust“, entgegnete die Füchsin, „fürchtet euch nicht.“

Nach drei Monaten erschien Nechailo abermals in seinem Weinberg.

Diesmal brachte er die Sense mit. Er versuchte zu mähen, jedoch vergeblich, die Sense wurde stumpf. Da dachte er ein wenig nach und sprach:

„Das Unkraut muß verbrannt werden. Ich hole Streichhölzer.“

„Jetzt fliehen wir, aber rasch“, sagte die Füchsin, „Feuer entfacht er gewiß!“



Erfreut sprach der Kater: „Miau! Miau! Miau!“

PAN KOTSKI

Es war einmal ein Mann, der hatte einen alten Kater. Dieser war schon so alt, daß er sich keine Mühe mehr gab, Mäuse zu fangen. Eines Tages nahm der Mann den Kater und trug ihn in den Wald. ‚Wozu ihn noch füttern, wenn er mir nichts mehr nützt. Mag er im Wald bleiben‘, dachte der Mann. Er verließ den Kater und ging seiner Wege.

Da begegnete dem Kater eine Füchsin, die fragte ihn: „Wer bist du?“

Der Kater erwiderte: „Ich bin der Kater Kotski.“

Die Füchsin entgegnete:

„Sei mein Mann, ich will dein Weib sein.“

Der Kater willigte ein. Da brachte ihn die Füchsin zu sich nach Hause und verwöhnte ihn über alle Maßen. Erwischte sie irgendwo Hühnchen, setzte sie es ihm vor und aß selbst keinen Bissen davon.

Eines Tages begegnete der Füchsin ein Hase, der sprach zu ihr:

„Schönes Füchlein, ich werde heute abend zu dir kommen.“

Die Füchsin erwiderte:

„Kater Kotski lebt jetzt in meinem Haus. Wenn du kommst, zerreißt er dich in Stücke.“

Der Hase überbrachte die Neuigkeit dem Wolf, dem Bär und dem Keiler. Daraufhin versammelten sich alle und beratschlagten lange miteinander, wie man es anstellen könnte, den Kater Kotski zu Gesicht zu bekommen. Da kam ihnen ein glücklicher Gedanke:

„Wir werden ein Festmahl bereiten.“

Man beriet nun sogleich, wer die einzelnen Zutaten zu besorgen habe.

Der Wolf sagte:

„Ich hole Fleisch, um den Borschtsch * schmackhafter zu machen.“

Der Keiler sagte:

„Und ich hole Rüben und Kartoffeln.“

Der Bär versetzte:

„Und ich bringe Honig zum Dessert.“

Der Hase sprach:

„Den Kohl beschaffe ich.“

Als alles besorgt war, ging man ans Zubereiten des Mahles.

Und nachdem alle Speisen bereitet waren, überlegten die Tiere, wer den Kater Kotski zum Festmahl einladen solle.

Der Bär erklärte:

* Gemüsesuppe mit roten Beeten.

„Ich gehe nicht, denn ich kann nicht schnell genug Reißaus nehmen.“

Der Keiler gestand:

„Und ich bin auch nicht flink genug.“

Der Wolf meinte:

„Ich bin alt und sehe schlecht.“

So blieb nur noch der Hase übrig.

Der Hase lief also zum Bau der Füchsin. Als sie aus ihrem Bau kam, sah sie den Hasen auf dem Hinterbeinen stehen und fragte:

„Was willst du?“

Er erwiderte:

„Der Wolf, der Keiler, der Bär und ich ersuchen dich höflich, uns die Ehre zu erweisen, mit Kater Kotski an unserem Festmahl teilzunehmen.“

Da sprach die Füchsin:

„Wir werden kommen, doch versteckt euch gut, sonst zerreißt euch der Kater in Stücke.“

Der Hase eilte sogleich zu den drei andern Tieren und berichtete aufgeregt:

„Sie kommen – jedoch die Füchsin warnte mich, daß der Kater uns zerreißen wird, falls wir uns nicht gut verstecken.“

Da suchte sich jeder ein sicheres Versteck. Der Bär erkletterte einen Baum, der Wolf setzte sich hinter einen Busch, der Keiler verkroch sich unter Reisig, und der Hase verbarg sich im Gesträuch.

Erfreut sprach der Kater:

„Miau! Miau! Miau!“

Da dachten die vier in ihrem Versteck:

„Oh, was für ein Vielfraß! ‚Mir auch! Mir auch!‘ schreit er. Es scheint ihm zuwenig zu sein. Der wird uns noch alle auffressen.“

Kater Kotski sprang auf den Tisch und begann mit dem Mahl. Er a und a, daß die Kiefer knackten, und als er sich satt gefressen hatte, streckte er sich auf dem Tisch aus. Der Keiler aber lag in der Nähe des Tisches im Reisig. Da stach ihn eine Mücke in den Schwanz, und er wedelte heftig mit ihm. Der Kater jedoch dachte, es sei eine Maus. Mit einem Satz sprang er vom Tisch und packte den Keiler am Schwanz. Dieser fuhr entsetzt hoch und floh, was seine Beine hergaben. Kater Kotski erschrak vor dem Keiler so, daß er auf den nächsten Baum sprang, wo sich der Bär versteckt hielt. Als dieser den Kater kommen sah, kletterte er rasch höher hinauf, so hoch, daß ihn die dünnen Zweige nicht mehr tragen konnten und er hinunterplumpste, geradewegs auf den Wolf, den er beinahe erschlug. Erschrocken führen beide hoch und gaben Fersengeld. Der Hase sauste hinter ihnen her,

ohne sich auch nur einmal umzusehen. Endlich trafen sie alle zusammen und sprachen:

„Das ist aber ein Teufelskerl! Es fehlte nicht viel, und er hätte auch uns noch gefressen!“

SIRKO

Ein Mann hatte einmal einen grauen Hund namens Sirko. Weil aber der Hund sehr alt geworden war, jagte ihn sein Herr aus dem Haus. Da irrte der arme Sirko über das Feld, allein und verlassen auf dieser Welt und dachte: ‚Jahrelang diente ich treu meinem Herrn und half ihm nach Kräften.



Nun, da ich alt geworden bin, gönnt er mir nicht einmal das Gnadenbrot und jagt mich aus dem Haus!‘ So lief Sirko ziellos umher und hing seinen trüben Gedanken nach. Eines Tages begegnete ihm der Wolf und fragte:

„Warum irrst du hier herum?“

Traurig entgegnete Sirko:

„Mein Herr vertrieb mich, Brüderchen, nun irre ich hier allein umher.“

Der Wolf sprach zu ihm:

„Wollen wir nicht versuchen, ob dein Herr dich wieder in Ehren aufnimmt?“

„Versuch es, mein Freund, irgendwann hoffe ich, es dir vergelten zu können.“

Da sprach der Wolf zu ihm:

„Höre gut zu: Wenn dein Herr und seine Frau zur Mahd gehen und ihr kleines Kind neben den Schober legen, dann halte dich in der Nähe auf. Ich packe das Kleine, du aber läßt dies nicht zu. Ich werde so tun, als ob ich Angst vor dir hätte, und lasse das Kind fallen.“

Als die Zeit der Mahd herangekommen war, gingen der Mann und seine Frau aufs Feld. Die Frau legte ihr kleines Kind neben den Schober und

half dem Mann bei der Arbeit. Da kam der Wolf durchs Kornfeld geschlichen, packte das Kind und lief mit ihm davon. Sirko setzte dem Wolf nach, holte ihn ein, und der Mann rief:

„Faß ihn, Sirko!“

Nun ließ der Wolf das Kind los, und Sirko brachte es dem Mann zurück. Da holte dieser Brot und Speck aus dem Sack und sprach:

„Nimm, Sirko, friß! Das ist der Lohn dafür, daß du dem Wolf unser Kind entrissen hast!“

Als der Bauer und die Bäuerin am Abend vom Feld nach Hause zurückkehrten, nahmen sie Sirko mit sich. Zu Hause angekommen, sprach der Mann:

„Frau, koche Weizenklöße! Doch bereite sie mit Speck zu!“

Als die Klöße gar waren, setzte der Bauer Sirko an den Tisch, nahm neben ihm Platz und sagte:

„Frau, trage die Klöße auf, wir wollen nun Abendbrot essen.“

Die Frau brachte die Klöße. Der Mann gab Sirko einen Teller voll davon und paßte auf, daß dieser sich nicht die Zunge verbrannte.

Da dachte Sirko bei sich: ‚Ich muß dem Wolf dafür danken, daß mir jetzt soviel Gutes widerfährt.‘

Der Bauer wartete, bis die Fastenzeit vorüber war, und wollte danach seine älteste Tochter verheiraten. Sirko ging aufs Feld, suchte den Wolf auf und sprach zu ihm:

„Komm am Sonntagabend zu uns ins Dorf. Ich werde dich ins Haus führen und mich bei dir für deine Hilfe bedanken.“

Am Sonntagabend kam der Wolf zum verabredeten Ort. An diesem Tag feierte der Bauer die Hochzeit seiner Tochter. Sirko empfing den Wolf, führte ihn ins Haus und setzte ihn unter den Tisch. Sirko nahm vom Tisch eine Flasche Schnaps sowie ein großes Stück Fleisch und setzte es dem Wolf vor. Die Leute, die bei Tisch saßen, wollten den Hund dafür schlagen. Da sprach der Hausherr:

„Schlagt Sirko nicht, er hat mir einen großen Dienst erwiesen. Ich habe ihm, solange er lebt, nur noch Gutes zu tun.“

Sirko nahm vom Besten, was aufgetischt worden war, und setzte es dem Wolf vor. Nachdem dieser gefressen und getrunken hatte, konnte er nicht mehr an sich halten und sprach:

„Nun werd ich singen!“

Sirko bat den Wolf jedoch:

„Singe nicht, sonst wird es dir schlecht ergehen. Wenn du mir versprichst zu schweigen, gebe ich dir noch eine Flasche Schnaps.“

Als der Wolf auch diese Flasche geleert hatte, sprach er:

„Nun muß ich singen!“

Abermals bat ihn Sirko:

„Singe nicht, sonst sind wir beide verloren!“

Aber der Wolf entgegnete:

„Ich kann nicht anders, ich muß singen!“

Und er heulte laut unterm Tisch auf. Erschrocken fuhren die Leute hoch, schauten hierhin, schauten dorthin und warfen schließlich auch einen Blick unter den Tisch. Da sahen sie den Wolf liegen. Viele kamen nun ins Haus gelaufen und erklärten sich bereit, den Wolf zu erschlagen. Sirko aber warf sich auf den Wolf und tat, als wollte er ihn erwürgen. Als der Hausherr dies sah, rief er:

„Schlagt den Wolf nicht, denn sonst erschlagt ihr mir den Sirko! Der wird's ihm schon besorgen. Mengt euch nur nicht ein!“

Sirko jedoch führte den Wolf aus dem Haus, brachte ihn bis zum Feld und sprach:

„Du hast mir einmal sehr geholfen, aber auch ich blieb dir nichts schuldig. Nun sind wir quitt!“

Und sie verabschiedeten sich voneinander.

DER LÖWE UND DIE MÜCKEN

Eines schönen Tages lag der Löwe in einem dichten Gebüsch, gähnte laut und genießerisch, streckte und reckte sich und sprach zu sich: ‚Gott sei Dank dafür, daß ich so kräftig und mächtig bin und mich vor nichts und niemandem fürchte. Dank auch dafür, daß ich nicht so bin wie diese kleinen Wichte, diese winzigen Mücken. Sie ängstigen sich vor jedermann, und jedermann kann sie zerdrücken.‘

Die Mücken aber verdroß es, daß der Löwe sie verachtete und ihrer spottete, und deshalb sagte ihm eine von ihnen:

„Wenn du glaubst, daß dir niemand etwas anhaben kann, weil du kräftig und gesund bist, dann irrst du dich gewaltig. Obwohl wir klein und unansehnlich sind, können wir dir dennoch etwas unter die Nase reiben, daß du uns nie vergessen wirst.“

Da brüllte der Löwe erbost:

„Halt's Maul, du Luder! Wenn auch manch einer aufmucken darf, du tatest gewiß besser daran, die Zunge im Zaum zu halten. Ich könnte euch alle, ihr lausigen Mücken, mit einem einzigen Prankenschlag zerdrücken.“

Da rief der Oberste der Mücken:

„He-e-e, Brüder, wir wollen ihm einen Denkkzettel verpassen, daß er an uns sein Leben lang denken wird! Lehren wir diese großmäulige Katze, daß auch winzige Mücken imstande sind, große Tiere arg zu bedrängen.“

Nun stürzten sich die Mücken in Scharen auf den Löwen und würzten sein Leben mit Mückenstichen. Was half ihm schon sein mit dem Schwanz und mit den Tatzen Um-sich-Schlagen! Was half ihm schon, wenn er diese oder jene Mücke zerdrückte! Es half ihm weder Zähneknirschen noch sein Brüllen. Er mochte Hunderte vernichten, sie wurden dennoch nicht weniger. Schier zahllos waren sie. Sie fielen über ihn her, als schüttete man sie über ihn aus einem Sack aus, sie hielten ihn wie in einem Netz gefangen. Er mochte zehn Meter in die Höhe springen, er mochte rund ums Gebüsch jagen, sie loszuwerden, wollte ihm nicht gelingen. Sie zwickten und zwackten ihn, sie stachen ihn und brannten ihn wie mit Brennesseln. Da sah er ein, daß er ihnen nicht gewachsen ist, daß er ihnen nicht entwischen kann, und er verlegte sich aufs Bitten:

„Liebe Mückchen, hört doch auf, mich zu quälen und zu plagen! Gebt mir Ruh! Ich scherzte nur, und ihr glaubtet, daß ich im Ernst eurer spotte. Laßt Erbarmen walten! Hört doch auf!“

Die Mücken ließen von ihm ab. Sie erhoben sich wie eine Wolke und sprachen:

„Brüderchen, prahle nie mit deiner Klugheit, mit deiner Kraft und deinem Mut!“

DAS KÜCHLEIN

Es waren einmal ein alter Mann und eine alte Frau, die waren so arm, daß sie nicht einmal ein Stückchen Brot im Haus hatten. Eines Tages bat der Alte:

„Mütterchen, backe doch ein Küchlein!“

„Woraus soll ich es backen, wo wir doch kein bißchen Mehl mehr im Haus haben?“

„Geh in die Kammer und kehre im Kornkasten den Rest Mehl zusammen, der wird für ein Küchlein reichen.“

Die Frau folgte dem Rat des Mannes. Sie ging in die Kammer, kehrte im Kornkasten den Rest Mehl zusammen und heizte den Ofen an. Dann knetete sie Eier in den Teig, buk ein Küchlein und legte es auf die Fensterbank, damit es abkühle. Da lag nun das runde Küchlein auf der Fensterbank. Als bald rollte es auf die Wandbank hinunter, von der Wandbank in den Hof, vom Hof durch das Tor auf die Straße, immer weiter und weiter.

Es rollte und rollte die Straße entlang, bis ihm ein Häschen entgegengehopelt kam.

„Küchlein, Küchlein, ich fresse dich!“

Das Küchlein bat:

„Häschen, liebes Schnupfernäschen! Friß mich nicht, ich singe dir auch ein Lied!“

„Na gut, laß hören!“

Da hub das Küchlein zu singen an:

„Man kehrt' im Kasten mich zusammen
und buk mich auf gar hellen Flammen.
Ich aber, sieh, entrann
dem Weib und ihrem Mann.
Und nun entwisch ich dir!“

Und fort war es. Es rollte und rollte die Straße entlang, bis ihm ein Wolf entgegengelaufen kam.

„Küchlein, Küchlein, ich fresse dich!“

„Ach graues Wölflein, friß mich nicht! Ich singe dir ein Lied dafür!“

„Na gut, laß hören!“

Da fing das Küchlein zu singen an:

„Man kehrt' im Kasten mich zusammen
und buk mich auf gar hellen Flammen.
Ich aber, sieh, entrann
dem Weib und ihrem Mann.
Und nun entwisch ich dir!“

Und fort war es. Es rollte und rollte abermals die Straße entlang, bis ihm ein Bär entgegengetrottet kam.

„Küchlein, Küchlein, ich fresse dich!“

„Ich bitte dich sehr, lieber Zottelbär, friß mich nicht! Ich singe dir auch ein Lied dafür!“

„Na gut, laß hören!“

Da hub das Küchlein wiederum zu singen an:

„Man kehrt' im Kasten mich zusammen
und buk mich auf gar hellen Flammen.
Ich aber, sieh, entrann
dem Weib und ihrem Mann.
Und nun entwisch ich dir!“

Und fort war es. Wieder rollte und rollte es die Straße entlang, bis ihm eine Füchsin entgegenkam.



„Küchlein, Küchlein, ich fresse dich!“

„Füchslein, lieb Füchslein fein, friß mich nicht! Ich singe dir ein Lied dafür!“

„Na gut, laß hören!“

„Man kehrt' im Kasten mich zusammen
und buk mich auf gar hellen Flammen.
Ich aber, sieh, entrann
dem Weib und ihrem Mann.
Und nun entwisch ich dir!“

„Oh“, sprach die Füchsin, „das ist ein wunderbares Lied! Aber ich höre ein wenig schlecht. Sing's bitte noch einmal! Doch setz dich auf meine Zunge, damit ich es besser hören kann.“

Das Küchlein sprang auf die Zunge der Füchsin und sang:

„Man kehrt' im Kasten mich zusammen
und buk mich auf gar hellen Flammen.
Ich aber, sieh, entrann...“

Da zuckte die Zunge der Füchsin, und schon hatte sie das Küchlein verschluckt.

DER ZIEGENBOCK UND DER SCHAFBOCK

Es waren einmal ein Mann und eine Frau. Die beiden besaßen einen Ziegenbock und einen Schafbock. Der Ziegenbock und der Schafbock waren sehr befreundet, einer unternahm nichts ohne den andern. Wenn der Ziegenbock in den Gemüsegarten ging, um sich am Kohl zu laben, so folgte ihm der Schafbock, als wäre er sein Schatten. Ging der Ziegenbock in den Obstgarten, so heftete sich der Schafbock gleichfalls an dessen Fersen.

„Ach, Frau“, sprach der Mann, „laß uns den Schafbock mitsamt dem Ziegenbock wejagen, sonst werden sie den Gemüsegarten und den Obstgarten noch zugrunde richten.“ Die Frau erklärte sich einverstanden. Da schrie der Mann: „Weg von unserem Hof, Ziegenbock und Schafbock! Lauft, wohin ihr wollt, aber kommt uns nicht mehr unter die Augen!“

Als die beiden diese Worte vernahmen, bereiteten sie sich augenblicklich vor, den Hof für immer zu verlassen. Sie nähten sich einen Sack und machten sich auf den Weg.

Nun liefen sie, liefen und liefen, bis sie plötzlich inmitten eines Feldes den Kopf eines Wolfes liegen sahen. Während der Schafbock kräftig, aber feige war, fehlte es dem Ziegenbock nicht an Mut, obwohl er viel schwächer war.

So sprach der Ziegenbock:

„Heb du den Kopf auf, Schafbock, du bist der Stärkere!“

„Ach, heb du ihn auf, Ziegenbock, du bist der Mutigere!“

Schließlich hoben sie ihn beide zugleich auf und steckten ihn in den Sack.

Und sie liefen weiter, liefen und liefen, bis sie plötzlich ein Feuer erblickten.

Da sprachen sie:

„Gehen wir hin und übernachten dort, damit uns die Wölfe nicht fressen.“

Als sie aber an jenem Feuer anlangten, saßen dort drei Wölfe, die einen Brei kochten. Ängstlich sagten der Schafbock und der Ziegenbock:

„Seid begrüßt, ihr Braven!“

Die Wölfe erwiderten:

„Seid begrüßt, ihr kommt uns gerade recht. Der Brei ist gleich gar. Dazu fressen wir euch mit Haut und Haar.“

Ach wie da dem Schafbock der Schreck in alle Glieder fuhr. Dem Ziegenbock aber war längst das Herz in die Hosen gerutscht. Nach kurzem Nachdenken faßte er sich jedoch und sprach:

„Schafbock, gib den Wolfskopf her!“

Der Schafbock holte sogleich den Wolfskopf aus dem Sack.

„Aber nein, nicht diesen, gib den größeren!“ rief der Ziegenbock.

Der Schafbock packte natürlich wieder denselben Kopf aus.

„Nein, nein, gib einen noch größeren her!“



Als die Wölfe das sahen, erschrakten sie sehr und sprachen:

„Das scheinen gefährliche Burschen zu sein. Mit denen ist nicht zu spaßen. Seht nur, wie sie einen Wolfskopf nach dem andern aus ihrem Sack holen!“

Nun wandte sich einer der Wölfe schmeichlerisch an die beiden Freunde:

„Wir sind ehrliche Burschen, eine lustige Gesellschaft. Wie ihr seht, kocht der Brei schon auf der Glut. Nur ein wenig Wasser ist noch vonnöten. Gleich werde ich dies holen gehen...“

Als er weg war, dachte er bei sich: ‚Ein Glück, daß ich die beiden übertölpeln konnte. Jetzt will ich schnell das Weite suchen.‘ Die beiden andern Wölfe, die noch am Feuer saßen, trachteten danach, sich gleichfalls aus dem Staub zu machen. Und so sprach der zweite Wolf:

„Na, dieser Tölpel kommt nicht zurück und läßt noch den Brei anbrennen. Ich werde ihm mit einer Keule Beine machen, daß er vor Schmerzen aufheult.“

Auch er lief davon und ließ sich nicht wieder blicken. Da sprach der dritte Wolf:

„Wo die beiden nur bleiben? Ich will einmal nachsehen gehen!“

Sprach's und rannte, so schnell ihn seine Beine tragen konnten.

Nun sagte der Ziegenbock zum Schafbock:

„Brüder, laß uns schnell den Brei zum Abendbrot' verzehren. Dann aber rasch fort von hier.“

Inzwischen hatten die Wölfe wieder Mut gefaßt, und sie bereuten, ihren Brei den beiden überlassen zu haben. Sie sprachen:

„Ach, hat man je gehört, daß drei Wölfe vor einem Schafbock und einem Ziegenbock davonliefen! Kehren wir zurück und fressen die beiden!“

Doch als sie zurückkamen, war nicht nur der Brei verschlungen, sondern auch von dem seltsamen Paar nichts mehr zu sehen. Dieses saß, ein gutes Stück entfernt, hoch oben auf einer Eiche. Die Wölfe berieten lange, wie sie die beiden einholen könnten, und begannen endlich mit der Suche. Bald sahen sie die beiden auf der Eiche sitzen. Der mutige Ziegenbock war bis in den Wipfel hinaufgeklettert, der feige Schafbock wagte sich jedoch nicht so hoch hinauf.

„Leg dich hin“, sagten die Wölfe zu einem ihrer zottigen Gefährten, „du bist der Ältteste, zaubere sie herunter!“

Als der Wolf sich auf den Rücken legte, die Beine nach oben streckte und sein Zauberwerk begann, erschrak der Schafbock sehr. Er fiel vom Baum, und direkt auf den Wolf. Der mutige Ziegenbock hingegen dachte nicht lange nach und rief:

„Reiche mir den Zauberer herauf!“

Da packte die Wölfe das Entsetzen. Sie zitterten wie Espenlaub und jagten davon, daß der Staub nur so hinter ihnen herwirbelte.

Nun kletterte der Ziegenbock bedächtig von der Eiche. Beide errichteten sich eine Hütte und lebten noch lange friedlich miteinander.

DER STROHSTIER

Es waren einmal ein Mann und eine Frau. Der Mann arbeitete in einer Teerfabrik, die Frau aber saß zu Hause am Spinnrocken und spann Flachs. Die beiden waren sehr arm. Was sie verdienten, reichte kaum für ihren Unterhalt. Eines Tages bat die Frau den Mann mit einer Zudringlichkeit ohnegleichen:

„Fertige mir doch bitte einen Strohstier und bestreich ihn mit Teer!“

„Was für einen Unsinn hast du dir in den Kopf gesetzt, Frau? Wozu brauchst du, Närrin, einen Strohstier?“

„Frage nicht. Wozu ich ihn brauche, weiß ich wohl, und das genügt.“

„Nichts zu machen,“ dachte der Mann und fertigte seiner Frau einen

Strohtier an, den er mit einer dicken Schicht Teer bestrich. Daraufhin legten sie sich schlafen.

In aller Frühe aber nahm die Frau ein Bündel Flachs und trieb den Strohtier auf die Weide. Hier setzte sie sich neben einen Grabhügel, spann den durchgekämmten Flachs und murmelte dabei:

„Weide, weide, Strohtierchen,
Weide auf der Heide,
Und indessen spinne ich
Flachs zu einem Kleide.“

Sie spann so lange, bis sie einschlummerte. Da kam plötzlich der Bär aus dem Wald und überfiel den Strohtier:



„Wer bist du, wer?“ fragte der Bär.

Der dreijährige Stier erwiderte:

„Ich bin das dreijährige Stierchen, aus Stroh gemacht und mit einer dicken Teerschicht überzogen.“

Da sprach der Bär:

„Wenn du aus Stroh gemacht und mit einer dicken Teerschicht überzogen bist, so gib mir ein wenig Teer ab, damit ich meine verwundete Flanke bestreichen kann.“

Das Stierchen stand aber stumm da und antwortete nicht. Da packte der Bär das Stierchen an der Flanke und versuchte, ein Stück Teer abzureißen. Er riß und riß, bis er stecken blieb und von dem Strohtierchen nicht mehr loskam. Nun zerrte er es mit sich fort, Gott weiß, wohin. Da erwachte die Frau: „Gott, wo ist das Stierchen? O weh, es ist mir ein großes Unglück zugestoßen. Wohin ist mein Stierchen verschwunden? Ob es wohl schon nach Hause gegangen ist?“ Rasch lud sie sich den Spinnrocken und das Brett auf die Schulter, um nach Hause zu eilen. Unterwegs erblickte sie den Bären, der ihr Stierchen in den Wald schleppte. Nun rief sie mit lauter Stimme:

„Mann, Mann, komm aus dem Haus! Unser Stierchen bringt uns einen Bären! Schlag ihn tot! Schlag ihn tot!“

Der Mann kam angelaufen, riß den Bären vom Stierchen los und warf ihn in den Keller.

Am nächsten Tag in aller Frühe, am Himmel standen weder die Sterne noch die Sonne, nahm die Frau abermals den Spinnrocken und das Bündel Flachs und trieb das Stierchen auf die Weide. Hier setzte sie sich neben einen Grabhügel, spann den Flachs und murmelte dabei:

„Weide, weide, Strohstierchen,
Weide auf der Heide,
Und indessen spinne ich
Flachs zu einem Kleide.“

Sie spann so lange, bis sie einschlummerte. Da kam plötzlich aus dem dunklen Wald der graue Wolf gelaufen, rannte zum Stierlein und fragte:

„Wer bist du, wer? Sag es mir!“

„Ich bin ein dreijähriger Stier, aus Stroh gemacht und mit Teer bestrichen.“

„Bist du aus Stroh gemacht und mit Teer bestrichen, so gib mir ein wenig Teer, damit ich mir die Flanke bestreichen kann, die mir die Hunde zerrissen haben.“

„Bitte, nimm!“ sagte das Strohstierchen.

Da packte der Wolf die Flanke des Stierchens und riß mit den Zähnen, bis er sich so festgebissen hatte, daß er weder etwas abreißen noch sich losreißen konnte. Er wollte Reißaus nehmen, jedoch er kam nicht von der Stelle. Vergeblich mühte er sich mit dem Stierchen ab. Nun erwachte die Frau und hielt Ausschau nach dem Stierlein, kein Stierlein jedoch war zu sehen. ‚Möglich‘, dachte sie, ‚daß es nach Hause gegangen ist?‘ Da erblickte sie den Wolf, der das Stierchen fortschleppte. Rasch lief die Frau nach Haus und erzählte es dem Mann. Der kam gelaufen, packte den Wolf und warf ihn in den Keller.

Nun trieb die Frau das Strohstierchen zum drittenmal auf die Weide, setzte sich neben den Grabhügel und schlummerte ein. Da kam das Fuchslein angerannt.

„Wer bist du, wer?“ fragte es das Stierchen.

„Ich bin ein dreijähriger Stier. Aus Stroh gefertigt und mit Teer bestrichen.“

„Täubchen liebes, gib mir bitte ein wenig Teer, damit ich mir die Flanke bestreichen kann, die die verflixten Windhunde mir zerrissen haben.“

„Bitte, nimm.“

Da biß sich der Fuchs mit den Zähnen fest und konnte weder etwas

abbeißen, noch sich wieder losreißen. Die Frau berichtete es dem Mann, der Mann packte den Fuchs und warf auch ihn in den Keller. Auf diese Weise fingen sie auch das Häselein Lauffeldein.

Als schon alle vier, der Bär, der Wolf, der Fuchs und der Hase, im Keller waren, setzte sich der Mann neben die Kellertür und wetzte ein großes Küchenmesser. Da fragte der Bär:

„Wozu wetzt du das Messer, Mann?“

„Weil ich dir das Fell abziehen will, um für mich und meine Frau daraus einen warmen Pelz zu bekommen.“



„Ach, lieber Mann, schlachte mich nicht, laß mich frei. Ich bringe dir viel Geld dafür.“

„Gib acht, daß du nicht lügst!“

Er ließ also den Bären frei setzte sich abermals neben die Kellertür und wetzte ein großes Küchenmesser. Da fragte ihn der Wolf:

„Wozu schärfst du das Messer, Mann?“

„Um dir das Fell abzuziehen und mir daraus eine Mütze für den Winter zu machen.“

„Ach, lieber Mann, schlachte mich nicht! Eine Herde Schafe treib ich dir dafür in den Hof.“

„Gut, gib aber acht, daß du auch Wort hältst!“

Nacht diesen Worten ließ er auch den Wolf frei. Dann wetzte er wieder das große Küchenmesser. Da steckte der Fuchs sein Schnäuzchen heraus und fragte:

„Sei so gut, lieber Mann, und sag mir, wozu du das große Küchenmesser wetzt?“

„Füchse haben“, so sprach der Mann, „ein so wunderschönes Fell, deshalb zieh ich dir auch deines ab und fertige mir daraus einen Pelzkragen und Pelzbesatz.“

„Ach, lieber Mann, zieh mir das Fell nicht ab, ich bring dir viele Hühner und Gänse dafür.“

„Gib acht, daß du nicht lügst!“

Nun ließ der Mann auch das Füchlein frei, setzte sich abermals an die Kellertür und wetzte das große Küchenmesser. Das Häselein sah ihm zu und fragte nach einer Weile, wozu er das tue. Da antwortete der Mann:

„Hasen haben ein so weiches und warmes Fell, daraus mache ich mir Handschuhe und eine Pelzmütze, deshalb muß auch du daran glauben.“

„Ach, lieber Mann, schlachte mich nicht. Ich bringe dir teure Stoffe, Ohrgehänge und ein Halsband aus Edelsteinen. Laß mich aber frei dafür!“

Nun ließ der Mann auch den Hasen frei.

Der Mann und die Frau gingen zu Bett und schliefen ruhig die ganze Nacht, ohne jede Störung. In aller Herrgottsfrühe aber, am Himmel sah man weder die Sterne noch die Sonne, da klopfte es an die Tür. Die Frau erwachte sogleich:

„Mann, Mann! Jemand klopft an die Tür, will herein! Sieh doch nach! Wer könnte es sein?“

Der Mann ging hinaus und sah nach. Da stand der Bär und hatte einen ganzen Bienenstock gebracht. Der Mann nahm den Honig und legte sich wieder hin. Nach kurzer Zeit klopfte es aufs neue. Der Mann stand wieder auf und sah nach. Der Hof war voller Schafe, die der Wolf hergebracht hatte. Es dauerte nicht lange, da brachte der Fuchs Gänse und Hühner und noch anderes Federvieh. Das Häschen aber brachte Stoffe, Ohrgehänge und ein Halsband aus Edelsteinen. Das Herz des Mannes und das der Frau lachten vor Freude. Von nun an lebten sie froh und ohne Mühe. Sie verkauften die Schafe und kauften für den Erlös Kühe. Es dauerte nicht lange, da wurden sie über alle Maßen reich. Das Strohstierchen brauchten sie nun nicht mehr. Es stand im Hof und zerschmolz vor Wärme und Wonne in der Sonne.



„Mach, was du willst, Bauer, aber gib mir für mein Gänschen ein Lämmchen.“

DAS SCHLAUE FÜCHSLEIN

Das Brüderlein Fuchs stahl ein Huhn und lief damit davon. Es lief und lief, bis die Nacht hereinbrach. Da erblickte es eine Hütte, trat ein, verneigte sich sehr höflich und grüßte:

„Guten Abend, ihr lieben Leute!“

„Schönen guten Abend, Brüderlein Fuchs!“

„Erlaubt mir bitte bei euch zu übernachten!“

„Ach liebes Brüderlein, unsere Hütte ist so klein. Du findest kein freies Plätzchen, um dich auszuruhen!“

„Macht nichts. Ich lege mich unter die Bank dort, wickle mich in meinen Schwanz ein und übernachtete gar fein.“

„Na gut“, sagten die Bauersleute, „leg dich hin und schlaf gut!“

„Und was mach ich mit meinem Hühnchen?“

„Leg es unter den Ofen.“

Das Füchslein befolgte diesen Rat und legte sich schlafen. In der Nacht aber schlich es sich lautlos zu dem Hühnchen, fraß es gemächlich auf und scharfte die Federn in einem Winkel zusammen. Am nächsten Tag erhob es sich in aller Herrgottsfrühe, wusch sich sorgfältig und entbot dann dem Bauer und seiner Frau einen schönen guten Morgen.

„O weh, wo ist mein Hühnchen?“

„Dort, wo du es hingelegt hast, unter dem Ofen.“

„Keine Spur! Ich hab schon nachgesehen.“

Nun setzte sich das Füchslein hin und jammerte über seinen Verlust.

„Dieses Hühnchen war mein einzig Hab und Gut, und jetzt ist auch das verloren. Bauer, gib mir bitte ein Entchen dafür!“

Es half kein reden, der Bauer mußte dem Füchslein ein Entchen geben.

Der Fuchs steckte das Entchen in den Sack und machte sich geschwind auf den Weg.

Er lief und lief, bis die Nacht hereinbrach.

Da erblickte er wiederum eine kleine Hütte, trat ein und grüßte:

„Guten Abend, liebe Leute!“

„Schönen guten Abend, Brüderlein Fuchs!“

„Erlaubt mir bitte, bei euch zu übernachten.“

„Ach liebes Brüderlein, unsere Hütte ist zu klein. Du findest kein freies Plätzchen, um dich auszuruhen.“

„Macht nichts. Ich lege mich unter die Bank dort, wickle mich in meinen Schwanz ein und übernachtete gar fein.“

„Na gut“, sagten die Bauersleute, „leg dich hin und schlaf gut.“

„Und was mach ich mit meinem Entchen?“

„Trag es in den Gänsestall.“

Das Füchlein befolgte diesen Rat und legte sich bald darauf schlafen. In der Nacht aber schlich es sich lautlos in den Stall, fraß gemächlich das Entchen auf und scharrte die Federn in einem Winkel zusammen. Am nächsten Tag erhob es sich in aller Herrgottsfrühe, wusch sich sorgfältig und entbot dann dem Bauer und seiner Frau einen schönen guten Morgen.

„O weh, wo ist mein Entchen?“

Sie schauten im Stalle nach, fanden aber keine Spur von jenem Entchen. Da sprach der Bauer:

„Man hat es wahrscheinlich zusammen mit den Cänsen aus dem Stall getrieben.“

Wiederum weinte das Füchlein:

„Dieses Entchen war mein einzig Hab und Gut, und nun ist auch das verloren. Bauer, gib mir bitte ein Gänschen dafür.“

Auch diesem Bauer half kein reden, er mußte dem Fuchs ein Gänschen geben.

Der Fuchs steckte das Gänschen in den Sack und ging seines Wegs.

Er lief und lief, bis die Nacht hereinbrach. Da erblickte er abermals eine kleine Hütte, trat ein und grüßte:

„Guten Abend, ihr lieben Leute! Erlaubt mir bitte, bei euch zu übernachten.“

Und wieder bekam er gesagt:

„Ach, liebes Brüderlein, unsere Hütte ist zu klein. Du findest kein freies Plätzchen, um dich auszuruhen.“

„Macht nichts. Ich lege mich unter die Bank dort, wickle mich in meinen Schwanz ein und übernachtete gar fein.“

„Na gut“, sagten die Bauersleute, „leg dich hin und schlaf schön.“

„Und wo soll mein Gänschen übernachten?“

„Trag es in den Schafstall.“

Das Füchlein befolgte diesen Rat und legte sich bald darauf schlafen. In der Nacht aber schlich es sich lautlos in den Stall, fraß gemächlich das Gänschen auf und scharrte die Federn in einem Winkel zusammen. Am nächsten Tag erhob es sich in aller Hergottsfrühe, wusch sich sorgfältig, entbot dem Bauer und seiner Frau einen schönen guten Morgen und rief plötzlich:

„Wo ist denn mein Gänschen?“

Man schaute in dem Stall nach, fand jedoch keine Spur vom Gänschen. Da sagte der Fuchs den Bauersleuten:

„Wo immer ich auch gewesen bin, bestohlen worden bin ich jedoch noch nie!“

Da erwiderte der Bauer:

„Vielleicht haben die Schafe dein Gännschen zertreten?“

Da entgegnete der Fuchs:

„Mach, was du willst, Bauer, aber gib mir für mein Gännschen ein Lämmchen.“

Was blieb dem Bauer anderes übrig? Er gab ihm ein Lämmchen, und der Fuchs steckte es in seinen Sack und zog seiner Wege.

Er lief und lief, bis die Nacht hereinbrach. Da erblickte er wiederum eine kleine Hütte und bat die Bauersleute:



„Erlaubt mir doch, ihr guten Leute, in eurer Hütte zu übernachten.“

„Ach, liebes Brüderlein, unsere Hütte ist so klein. Du findest gewiß kein freies Plätzchen, um dich auszuruhen.“

„Macht nichts. Ich lege mich unter die Bank dort, wickle mich in meinen Schwanz ein und übernachtete gar fein.“

„Gut. Lege dich hin und schlaf schön.“

„Und was mach ich mit meinem Lämmlein?“

„Trag es in die Hürde.“

Der Fuchs befolgte diesen Rat und legte sich bald darauf schlafen. In der Nacht aber schlich er sich lautlos in jene Hürde und fraß gemächlich das Lämmchen auf. Am nächsten Tag erhob er sich in aller Herrgottsfrühe, wusch sich sorgfältig, entbot dem Bauer und seiner Frau einen schönen guten Morgen und rief plötzlich:

„Und wo ist mein Lämmchen?“

Nun setzte er sich hin und klagte mit trauriger Stimme:

„Wo immer ich auch war, bestohlen worden bin ich jedoch noch nie. Dies Lämmlein war mein einzig Hab und Gut, jetzt hat man mir auch dies noch gestohlen.“

Da sprach der Bauer:

„Die Schwiegertochter trieb das Vieh auf die Weide, da ist wahrscheinlich auch dein Lämmchen mitgelaufen.“

Nun sagte der Fuchs:

„Mach, was du willst, lieber Bauer, doch gib mir deine Schwiegertochter.“

Da erhoben alle im Hause ein großes Klagegeschrei: es weinte der Schwiegervater, es weinte die Schwiegermutter, der Sohn und alle Kinder weinten. Das störte jedoch den Fuchs nicht im geringsten. Er nahm die Schwiegertochter und steckte sie in den Sack. Bevor er jedoch ging, verließ er die Hütte für eine Weile. Da befreite der Sohn der Bauersleute seine Frau und steckte einen Hund in den Sack.



Der Fuchs kam zurück, nahm den Sack und machte sich auf den Weg. Wie er so dahinlief, den Sack auf dem Rücken, sprach er zu sich selbst:

„Glänzende Tausche gemacht: ein Hühnchen gegen ein Entchen, ein Entchen gegen ein Gänschen, ein Gänschen gegen ein Lämmchen, ein Lämmchen gegen die Schwiegertochter.“

Aber der im Sack hin und her geschüttelte Hund knurrte plötzlich wütend: „Krrr!“

„Ach du dumme Schwiegertochter! Hast du dich etwa in einen Hund verwandelt? Na, da will ich doch mal nachsehen, wie du ausschaust.“

Kaum aber hatte er den Sack geöffnet, sprang auch schon der Hund heraus. Außer sich vor Angst ergriff der Fuchs die Flucht, und der Hund setzte ihm nach. Er floh in den Wald, doch der Hund jagte hinterher. Es schien schon, als hole er ihn ein. Der Fuchs erreichte jedoch seinen Bau und war blitzschnell verschwunden. Nun saß der Fuchs im Bau, und der Hund versuchte hineinzukriechen, doch dies gelang ihm nicht. Da fragte der Fuchs seine Ohren:

„Liebe Ohrchen, woran dachtet ihr, als ihr vor dem verfluchten Windhund floht?“

„Wir dachten daran, dem Hunde zu entfliehen, damit dir am Ende nicht noch das goldene Fellchen abgezogen wird.“

„Habt Dank, ihr lieben Öhrchen, ich kauf euch dafür Ohrgehänge aus reinstem Gold.“

Nun fragte der Fuchs seine Augen:

„Woran dachtet ihr, meine lieben Äuglein, als ihr vor dem verfluchten Windhund floht?“

„Wir dachten daran, einen Ort zu erspähen, wo wir dem Hund entwischen könnten, damit er uns nicht zerfleischen und das goldene Fellchen zerreißen kann.“

„Habt Dank, ihr lieben Äuglein, ich kaufe euch dafür eine goldene Brille.“

Nun fragte der Fuchs seine Beine:

„Woran dachtet ihr, meine lieben Beine, als ihr vor jenem Hund floht?“

„Wir dachten, liebes Füchslein, daß wir schnell dem Hund entwischen müßten, damit er dir das goldene Fellchen nicht zerreißen kann.“

„Habt Dank, ihr lieben Beine, ich kaufe euch dafür rote Schuh' und silberne Spangen dazu.“

„Und woran dachtest du, Schwänzlein-Hänslein, als du vor jenem verfluchten Windhund flohst?“

„Ich dachte immer daran, wie ich dir zwischen die Beine geraten könnte, damit der Windhund uns erwischen und uns das goldene Fellchen vom Leibe reißen würde.“

Da erboste sich der Fuchs über diesen Verräter, streckte ihn zur Höhlenöffnung hinaus und rief:

„Da, du dummer Windhund, hast du den Schwanz. Beiß ihn ab, solange er draußen ist.“

Da packte der Hund den Schwanz und biß ihn ab. Nun begab sich der Fuchs zu den Hasen. Als diese das Stummelschwänzchen des Fuchses sahen, brachen sie in lautes Gelächter aus. Aber der Fuchs sprach:

„Hab ich auch keinen Schwanz, so ist das doch nicht von Belang. Dafür versteh ich etwas vom Reigentanz.“

„Und wie macht man das?“

„Sehr einfach. Eure Schwänze müssen alle zusammengebunden werden, denn nur so könnt ihr den Reigentanz erlernen.“

„Dann binde uns bitte die Schwänze zusammen.“

Er band also ihre Schwänze zusammen, lief rasch auf die Turmspitze und rief von dort mit lauter Stimme:

„Wer sich retten kann, der rette sich! Flieht, denn ich sehe den Wolf kommen!“

Als nun die Hasen nach verschiedenen Richtungen zu fliehen versuchten,

rissen sie sich die Schwänze ab. Als sie zurückkehrten, sahen sie, daß sie alle schwanzlos waren. Da fragten sie einander:

„War der Fuchs auch bei dir?“

„Aber natürlich!“ ertönte der Ruf von allen Seiten.

Nun besprachen sie, wie man dem Fuchs seine üblen Späße mit gleicher Münze heimzahlen könnte. Als er aber erfuhr, daß die Hasen etwas gegen ihn im Schilde führten, verließ er augenblicklich den Wald. Seit jener Zeit hört man nichts mehr von ihm, er ist verschwunden, so, als hätte die Erde ihn verschlungen.

WIE DER HUND EINEN HERRN FAND

Lange, lange Zeit trieben sich die Hunde herrenlos herum, so wie es die Wölfe noch heute tun. Eines schönen Tages jedoch wurde ein Hund geboren, dem dieses freie Leben nicht gefiel. Er war des einsamen Herumirrens müde. Das ununterbrochene Auf-der-Suche-nach-Nahrung-sein, die ständige Angst vor andern, stärkern Tieren verdrossen ihn arg.

Er dachte angestrengt nach, wie dieses traurige Hundeleben zu ändern sei. Da kam er auf den Gedanken, sich beim stärksten Tier zu verdingen. Er machte sich auf den Weg, um das stärkste aller Tiere zu suchen. Wie er so dahintrabte, begegnete er seinem allernächsten Verwandten, dem großen, grauen Wolf.

„Wohin des Wegs, Hund?“ fragte der Wolf.

„Ich bin auf der Suche nach einem Herrn“, entgegnete der Hund. „Vielleicht nimmst du mich als Knecht?“

Der Wolf willigte ein, und sie setzten gemeinsam den Weg fort.

Sie liefen und liefen, und plötzlich sah der Hund etwas ganz Merkwürdiges: Mit erhobener Schnauze schnupperte der Wolf in der Luft und bog augenblicklich vom Weg ab, verschwand im Gebüsch und schlich langsam und lautlos weiter.

„Was ist los, Herr?“ fragte der Hund. „Was hat dich so in Angst versetzt?“

„Siehst du nicht den Bären? Er könnte dich und auch mich fressen.“

Als der Hund dies hörte, wurde ihm klar, daß der Bär viel stärker ist als der Wolf. Darum faßte er sogleich den Entschluß, sich beim Bären zu verdingen. Er verließ also den Wolf und lief zum stärkeren Bären. Dieser nahm den Hund in seinen Dienst und sprach:

„Komm, gehen wir zur Kuhherde, ich hole eine Kuh, und wir fressen uns satt an ihr.“

Wie sie sich nun an die Herde heranschlichen, sahen sie, daß dort ein sonderbares Durcheinander herrschte. Die Kühe brüllten und rannten auseinander, jede in eine andere Richtung. Da lugte der Bär hinter einem Baum hervor und ergriff alsbald die Flucht und verschwand im Wald.

Vorher stöhnte er noch:

„O weh, zur unrechten Zeit kam ich hierher! Hier herrscht schon der Löwe!“

„Wer ist der Löwe?“ fragte der Hund.

„Wie, du weißt nicht, wer der Löwe ist? Er ist das allerstärkste Tier der Welt.“

„Wenn er tatsächlich das allerstärkste Tier der Welt ist“, sagte der Hund, „dann leb wohl. Denn wenn man schon jemandem dient, so nur dem Allerstärksten.“



Gesagt, getan. Er lief augenblicklich zum Löwen, dem er seine Dienste anbot. Der Löwe nahm ihn, und so begann der Hund dem Löwen zu dienen.

Lange, sehr lange diente der Hund dem Löwen und es erging ihm gar nicht schlecht, denn der Löwe war wirklich das stärkste Tier im Walde, und niemand wagte, dem Hund ein Leid anzutun.

Eines Tages liefen sie jedoch zusammen zwischen hohen, kahlen Felswänden, und da blieb der Löwe stehen. Plötzlich brüllte er mit furchterregender Stimme und wühlte den Boden mit seinen mächtigen Pranken auf, so daß augenblicklich eine Grube entstand. Er aber zog sich allmählich zurück.

„Was ist los, Herr?“ fragte verwundert der Hund.

„Ein Mensch nähert sich uns. Wir müssen rasch die Flucht ergreifen, ansonsten wird's uns schlimm ergehen.“

„Ist es wirklich so, dann leb wohl, mein Löwe. Denn wenn man schon dienen muß, so nur dem, der stärker ist als du.“

Und der Hund ging zum Menschen.

Seit jener Zeit also dient der Hund dem Menschen.

Dies geschah vor sehr langer Zeit, und der Hund dient immer noch diesem Herrn, denn er fand bis heute keinen stärkeren.

DIE BIENEN UND DER BÄR

Die wilden Bienen hatten ihr Nest in einem ausgehöhlten Baumstamm. Der Bär erfuhr davon. Und auf seine Kraft bauend, kam er zu den Bienen und sprach:

„Gebt mir euren Honig, ihr winzigen und schwächlichen Geschöpfchen, ansonsten reiße ich den Baum aus, fresse euren Honig auf und zerdrücke euch alle.“

„Einverstanden“, sagten die Bienen, „versuch’s! Überwältigst du uns, ergeben wir uns.“

Die Frechheit der Bienen erzürnte den Bären, er steckte sogleich den Kopf in die Baumhöhle und streckte die Zunge nach dem Honig aus. Augenblicklich verspürte er jedoch einen solch rasenden Schmerz, daß er seine Bärenkraft vergaß. Die Bienen aber bearbeiteten mit ihren Stacheln seine Zunge, Nase und Ohren, so daß er floh, ohne darauf zu achten, was die Bienen hinter ihm herriefen:

„Denke daran, daß auch winzige Geschöpfchen sich zu verteidigen wissen.“

Mit geeinten Kräften können eben auch winzige Geschöpfe viel Gutes tun und den Feind besiegen, wenn er auch noch so kräftig ist – wie eben dieser Bär:

WIE DER WOLF DORFSCHULZE WURDE

Eines schönen Tages trieb der Herr seinen Esel auf die Weide, ließ ihn dort zurück und ging nach Hause. Da kam aus dem Wald ein hungriger Wolf gelaufen. Der war so hungrig, wie es nur Wölfe sein können. Als er den Waldrand erreicht hatte, sah er den weidenden Esel. ‚Gott sei Dank‘, sprach er bei sich, ‚nun werde ich meinen Hunger stillen können.‘ Der Esel aber, der den Wolf erblickt hatte, überlegte, wie er den Zähnen des Wolfes entwischen könnte. Als sich nun der Wolf dem Esel näherte, rief dieser: „Halt! Ich warte schon drei Tage auf dich.“ Da fragte der Wolf ganz verdutzt: „Du wartest auf mich? Wozu brauchst du mich?“ Der Esel erwiderte: „Wir

haben Wahlen im Dorf, wir wählen die Kandidaten in den Dorfrat, sind uns jedoch nicht darüber einig, wer von ihnen Schulze sein soll. Einer der Kandidaten schlug nun vor, dich, den Wolf, zum Schulzen zu wählen. Man nahm den Vorschlag einstimmig an und schickte mich hierher, um dich zu ersuchen, dieses Amt anzutreten.“ „Nun“, sprach der Wolf, „da widerfährt mir doch ein großes Glück!“ „Oh, wie mich das freut!“ rief der Esel. „Da sitz nur rasch auf, und ich bringe dich eilends ins Dorf.“



Als der Esel im Dorf ankam, erhob er ein fürchterliches Geschrei, so daß die Dorfbewohner aus ihren Häusern gerannt kamen, und da sahen sie den Wolf auf dem Esel reiten. Kurz entschlossen begannen sie auf den Wolf einzuschlagen. Sie schlugen ihn mit all ihren Kräften, so daß er sich nur mühsam retten konnte und halbtot auf's Feld schlich.

Auf dem Feld aber band ein Mann Strohgarben. Wie er nun den Wolf erblickte, versteckte er sich schnell unter einer Garbe. Gerade zu dieser Garbe schleppte sich jedoch der halbtote Wolf, wobei er dachte: ‚Gelingt es mir, mich an diese Garbe heranzuschleppen, so werde ich ein wenig ausruhn.‘ Als er mit großer Mühe angelangt war, legte er sich hin, lag da und dachte: ‚Wozu wollte ich Schulze werden? Weder mein Großvater noch mein Vater waren Dorfschulzen, und ich wollte Schulze werden. Leider ist hier niemand, dem ich wenigstens einmal vor dem Ende eine Schulter abreißen könnte, damit ich weiß, was das Schulze-sein heißt.‘

Jener Bauer aber, der sich unter der Garbe versteckt hielt, hörte dieses Selbstgespräch des Wolfes, nahm die Heugabel und erstach ihn durch die Garbe hindurch. Der Wolf streckte alle viere von sich und verendete.



Der Löwe aber ernannte einige Tiere zu Gouverneuren. Den Wolf ernannte er zum Gehölz- und Steppengouverneur, den Tiger zum Waldgouverneur und den Fuchs zum Feld- und Flurgouverneur.

DIE TIERE UNTER DER HERRSCHAFT DES LÖWEN

Eines schönen Tages versammelten sich die Tiere und beratschlagten, wen sie zu ihrem König wählen sollten, damit auch sie einen gerechten Richter hätten, den alle fürchteten und dem jeder gehorchte. Es gelang ihnen aber nicht, die Sache an einem Tag zu Ende zu führen, denn nicht alle Tiere waren in der Versammlung erschienen, die Größten und die Stärksten waren nicht gekommen. Deshalb beschlossen die Anwesenden, sämtliche Tiere an ihre Pflicht zu erinnern, in die nächste Versammlung zu kommen, um diese wichtige Frage gründlich zu erörtern.

Am festgesetzten Tag erschienen dann auch alle Tiere, die großen und die kleinen, die starken und die schwachen. Es waren gekommen: der Elefant, der Löwe, der Tiger, das Walroß, das Nashorn, der Bär, der Wolf, der Hirsch, das Kamel, der Fuchs, der Hase, das Wildschwein, das Zebra, die Ziege, das Schaf, das Pferd, die Kuh, der Hund, die Katze, der Marder, die Zieselmaus, die Ratte und viele andere, die zu jener Zeit auf Erden lebten, ja sogar der Esel war erschienen.

Als alle bereits versammelt waren, nahm der Hirsch das Wort und sprach:

„Vergebt, hochverehrte Herren, ihr mächtigen und großen Tiere, daß wir kleinen, schwächlichen Tierchen uns unterstanden haben, euch herzubemühen. Wir haben uns nämlich vorgenommen, einen von euch zum König über alle Tiere zu wählen, damit es einen gibt, der uns Ratschläge erteilt, uns nach Recht und Gerechtigkeit richten und in unserem Tierreich Ordnung schaffen kann.“

Da sprach der Elefant:

„Gut habt ihr's erdacht. Es ist schon längst höchste Zeit, Ordnung und Gesetz unter den Tieren einzuführen. Wir müssen einen von uns zum König wählen, damit er uns regieren und Ratschläge erteilen kann, der weder Raub noch Mord zuläßt, der nach Recht und Gerechtigkeit richtet und die Schuldigen bestraft. Denkt gründlich darüber nach und äußert euren Willen, wen ihr zum König haben möchtet. Auch ich könnte König werden, denn ich bin größer und stärker als alle. Wollt ihr mich aber nicht zum König haben, dann eben nicht, mir ist es ganz gleich. Wählt, wen ihr wollt.“

Ohne den Beschluß der Gemeinde abzuwarten, ergriff der Löwe das Wort:

„Nein, hochverehrte Herren, der Elefant ist nicht geeignet, König zu werden. Er ist plump, schwerfällig und vermag nicht einmal schnell zu laufen. Ich, der Löwe, bin viel geeigneter. Mir wird jedermann gehorchen und sich meinen Befehlen unterwerfen, denn ich bin stattlich, geschickt, flink und kräftig.“

Da sprang der Fuchs auf einen Baumstumpf, damit ihn alle besser sehen konnten und sprach:

„Es ist jedermann offensichtlich, daß ihr beide das Recht habt, König zu werden, was ihr auch selbst wünscht. Allein, um euch nicht nahezutreten, und damit der Beschluß ohne Gezänk und Schlägerei vonstatten geht, wäre es, so glaub ich, besser, wenn die Gemeinde in eurer Abwesenheit beschließen würde, wer von euch beiden König werden soll. Darum schlage ich vor, daß wir uns zurückziehen, um gemeinsam zu beschließen.“

Allen gefiel die Rede des Fuchses, sie riefen: „Bravo!“ und beschlossen, die Angelegenheit in einer Geheimsitzung zu besprechen. Sie zogen sich also zurück und redeten wild durcheinander. Die Schwachen und Hilflosen riefen: „Der Elefant soll König sein! Er ist klüger als sämtliche Tiere der Welt! Deshalb wird er auch der Gerechteste sein!“ Die starken und flinken Tiere jedoch bemühten sich sehr, die Wahl des Löwen durchzusetzen. Sie riefen: „König soll der Löwe sein! Er ist flinker und geschickter als der Elefant. Er ist stattlicher als sämtliche Tiere der Welt! Nur er hat das Recht, König zu werden!“

Nun verhielt es sich so, daß der Fuchs den Löwen keinesfalls erzürnen wollte, denn der hatte ihn nämlich gebeten, seine Wahl durchzusetzen. Würde ihm dies jedoch nicht gelingen, so hatte er gedroht, würde er ihn zerreißen. Deshalb bemühte sich der Fuchs so sehr um die Wahl des Löwen. Rasch sprang er abermals auf einen Baumstumpf und sprach:

„Meine Herren, hört bitte aufmerksam zu! Viele von euch möchten, daß der Elefant König wird. Zugestanden: Er ist klug, stark und nicht blutgierig, denn er ernährt sich nicht vom Blute anderer und erlaubt es daher auch anderen nicht. Doch gebt selbst zu, was für einen König würde er mit seiner Plumpheit und Ungeschicklichkeit abgeben?! Alle Feinde werden uns noch mehr Schaden zufügen, sie werden noch mehr plündern und rauben als bisher. Keinem Tier wird er Angst einjagen, denn sie wissen sehr gut, daß er sie nicht bestrafen kann, vermag er doch nicht, sie einzuholen, wenn sie ihm entweichen. So meine ich, daß es deshalb viel vernünftiger wäre, wenn wir den Löwen wählen würden: Er ist klug, stark, flink und geschickt, die Schuldigen vermag er zu bestrafen, und allen wird er Angst einjagen. Kein Teufel wird ihm entkommen, er holt jedes noch so flinke Tier ein.“

„Du hast vielleicht recht“, entgegnete der Hirsch, „doch gerecht wäre dies nicht. Deshalb schlage ich vor, wir sollten losen, damit sich niemand übergangen und schuldig fühlt.“

„Ja, ja, das ist ehrlicher und gerechter!“ riefen verschiedene Tiere. „Allein, wie macht man das?“

„Ganz einfach“, erwiderte der Hirsch, „wer den Löwen zum König haben möchte, der werfe in jene Baumhöhle eine Nuß, wer aber für den Elefanten stimmen möchte, der werfe eine Eichel hinein.“

„Glänzend erdacht!“ riefen alle. „So wollen wir es machen!“

Sogleich sammelten die Tiere Eicheln und Nüsse und mischten sie durcheinander. Da stellte sich der Fuchs auf die Hinterbeine und rief:

„Nun, meine Herren, beginnen wir unsere Wahl!“



Jedes der Tiere nahm der Reihe nach eine Eichel oder eine Nuß, je nach dem Entschluß, den Elefanten oder den Löwen zu wählen, und warf sie in die Baumhöhle. Die Raubtiere, die sich von Fleisch und Blut ernähren, nahmen Nüsse, jene aber, die sich von Blättern, Gemüse und Gras ernähren, nahmen Eicheln. Als der Fuchs sah, daß die meisten Tiere Eicheln nahmen und daß somit der Löwe wenig Aussicht hatte gewählt zu werden, umschwänzelte er sogleich die Wähler, winkte ihnen heimlich zu und beredete sie, besonders die kleinen und schwachen unter ihnen, Nüsse zu nehmen. Er flüsterte jedem von ihnen leise ins Ohr: „Nimm eine Nuß, sonst wirst du den Löwen erzürnen, und er wird dich wie einen Frosch erwürgen. Und auch ich werde dir keine Ruhe geben.“ Aus Angst, beim Löwen in Ungnade zu fallen, griffen nun die kleinen und schwachen Tiere nach den Nüssen. Der Fuchs aber nahm statt einer Nuß eine Handvoll Nüsse und warf sie schnell, so daß es niemand merkte, in die Baumhöhle.

Als man schließlich nachzählte, stellte sich heraus, daß gleichviel Eicheln und Nüsse in die Baumhöhle geworfen worden waren. Da sprach der Bär:

„Was machen wir nun? Hier scheint etwas nicht mit rechten Dingen zugegangen zu sein. Deshalb schlage ich vor, noch einmal auszulosen. Diesmal werden wir aber ein wachsames Auge auf jeden haben, damit er nicht statt einer zehn Nüsse oder Eicheln in die Baumhöhle werfen kann und auch noch dem oder jenem zuflüstert, was er werfen soll.“

Da sprang der Fuchs wiederum auf einen Baumstumpf und rief:

„Nein, meine Herren, wir brauchen nicht noch einmal auszulosen. Gehen

wir lieber zu unseren beiden Kandidaten, zum Löwen und zum Elefanten, und erklären ihnen, daß wir beide auf die gleiche Weise verehren und schätzen. Wer von ihnen jedoch König werden soll, beschließen wir dort an Ort und Stelle.“

Nun begab sich die ganze Versammlung zum Löwen und zum Elefanten und berichtete vom Ausgang der Wahl, nämlich, daß jeder von beiden die gleiche Anzahl Lose erhalten habe.



Der Fuchs ergriff wiederum das Wort:

„Meine hochverehrten Herren! Die Versammlung beschloß, einen von euch zum König zu wählen: den sehr geehrten Löwen oder den hochgeschätzten Elefanten. Wir losten, um nach der Anzahl der Lose zu entscheiden, wer unser König sei. Als wir die Lose auszählten, erwies es sich, daß die Anzahl der Lose gleich ist. Nun müssen wir etwas anderes ersinnen. Ich schlage einen Wettlauf vor. Wer den ersten Preis gewinnt, der soll unser König sein. Nun ersuchen wir euch, sehr geehrter Herr Löwe, hochgeschätzter Herr Elefant, miteinander um die Wette zu laufen. Wer von euch als erster das Ziel erreicht, der soll unser König sein.“

Der Elefant lehnte dieses Ansinnen ab:

„Ich bin kein Schnellläufer und war es auch nie gewesen. Übrigens scheint es mir, daß Könige nicht unbedingt schnell laufen müssen. Ein König muß, meiner Meinung nach, Ordnung schaffen können, Recht und Gerechtigkeit muß er walten lassen und vernünftig strafen und bestrafen. Sollte es jedoch nötig sein, jemand zu verfolgen und zu stellen, so würde ich es einem befehlen, diese Aufgabe zu übernehmen.“

„Nun gut, dann schlage ich vor, daß derjenige König werden soll, der am höchsten springen kann.“

Jedoch auch diesen Vorschlag lehnte der Elefant ab:

„Ich bin kein Hochspringer und war es nie gewesen. Ich bin weder ein Pferd noch ein Hund noch eine Katze.“

Da riefen alle, die den Löwen zum König haben wollten:

„Verhält sich die Sache so, dann sei der Löwe König!“

Da entgegnete der Elefant:

„Meinetwegen, sei es, wie ihr wollt, doch ist es nicht redlich gehandelt. Ich kann zwar so manches nicht, was der Löwe vermag, allein der Löwe kann auch vieles nicht, was ich vermag. Muß es aber unbedingt ein Wettkampf sein, der unsere Tauglichkeit zur Königswürde beweisen soll, dann kämpfen wir. Wer siegt, der soll König sein.“

Dieser Vorschlag war dem Fuchs ganz und gar nicht recht. Schnell ersann er eine List und sprach:

„Gut, es sei, wie Seine Hochwohlgeboren, der Herr Elefant es verlangt. Da es aber heute schon zu spät ist, und uns auch die Diskussion um die Königswahl ein wenig ermüdet hat, so meine ich, daß es besser wäre, die Angelegenheit auf morgen zu verschieben, und zwar auf die allerfrüheste Morgenstunde. Doch muß ich euch, die ihr euch hier versammelt habt, bitten, dem Kampf nicht beizuwohnen, denn wir könnten die Kämpfenden stören. Wir sollten lieber ein wenig später kommen, um zu sehen, wer den Sieg davontrug.“

Alle waren damit einverstanden. Als die Nacht hereinbrach, wurde der Elefant schläfrig. Er ging in den Wald, lehnte sich an eine keineswegs dicke Eiche und schlief ein, ganz so wie Elefanten immer zu schlafen pflegen. Der Fuchs folgte dem Elefanten mit gebührendem Abstand, um zu sehen, wo sich der Elefant für die Nacht einrichten würde. Als er genug gesehen und auch gemerkt hatte, daß der Elefant fest eingeschlafen war, lief er zum Löwen und sprach:

„Euer Hochwohlgeboren, laufen wir rasch zum Elefanten, er ist schon fest eingeschlafen, und wir sollten keine Minute verlieren. Wollen wir uns nun an die endgültige Lösung der Frage, wer König sein soll, machen.“

„Und wie können wir diese Frage lösen?“ erkundigte sich der Löwe interessiert. „Den Elefanten zu erwürgen, vermag ich nicht. Er wird erwachen und sich furchtbar zur Wehr setzen.“

„Nein, nicht daran habe ich gedacht, nicht vom Würgen war die Rede. Elefanten haben, wie Euer Hochwohlgeboren wissen, eine Gewohnheit: sie lehnen sich nämlich an einen Baum, wenn sie schlafen wollen. Wir müssen also den Baum zernagen. Der Baum wird umfallen und mit ihm auch der Elefant. Dann können wir sagen, Ihr hättet ihn besiegt.“

„Gut ersonnen. Uns beiden jedoch wird es nicht gelingen, bis morgen früh damit fertig zu werden. Wir bekommen nur Zahnschmerzen vom vielen Nagen. Deshalb lauf, liebes Füchtlein, und bitte noch jemanden, uns zu helfen.“

Der Fuchs eilte sogleich zu den anderen Tieren, holte ein Dutzend Wölfe, verteilte sie um jenen Baum, an dem der schlafende Elefant lehnte, und nun begannen sie mit geeinten Kräften, die Eiche zu zernagen. Sie nagten und nagten bis zur Morgendämmerung. Es blieb ihnen jedoch noch ziemlich viel Arbeit, obwohl sich die Eiche schon ein wenig zur Seite neigte. Vom Umfallen konnte jedoch noch keine Rede sein. Was tun? Schon begann es hell zu werden. Der Elefant konnte plötzlich erwachen. Aber die Eiche dachte noch immer nicht daran umzufallen. Da ersann der Fuchs abermals eine List. Er holte drei Bären und sprach:

„Der Elefant, unser zukünftiger König, entdeckte dort auf jener Eiche Honig. Als er schlafen ging, befahl er mir, euch herzubringen, damit ihr für ihn den Honig herunterholt. Beeilt euch aber, damit ihr fertig seid, wenn er erwacht, sonst wird er euch hart bestrafen.“

Die Bären waren sehr froh, dem zukünftigen König eine Gefälligkeit erweisen zu können und kletterten alle drei zugleich auf den Baum. Der Fuchs trieb sie an und flüsterte ihnen zu:

„Klettert dort auf jener Seite empor!“ Er zeigte ihnen die Nester der Saatkrähen, die sich schwarz vom Morgenhimmel abhoben und gerade auf jener Seite der Eiche waren, die sich schon zu neigen begann. Die Bären kletterten bis in den Wipfel hinauf. Nun aber konnte der Baum sich nicht mehr aufrecht halten. Er stürzte mit lautem Getöse und riß auch den Elefanten mit, der erst auf die Seite fiel, dann aber auf dem Rücken zu liegen kam, die Beine nach oben gestreckt. Allein aufstehen konnte er nicht. Die Bären jedoch fielen mit dem umfallenden Baum herunter und waren sogleich tot.

Als die Frühstücksstunde vorüber war, versammelten sich die Waldtiere abermals. Ihren Augen aber bot sich ein sonderbarer Anblick: Der Löwe stand neben dem liegenden Elefanten und ein wenig abseits stand der Fuchs und wedelte zufrieden mit dem Schwanz.

Als alle Tiere versammelt waren, nahm der Fuchs das Wort:

„Schaut her, meine Herren, wie stark unser König ist – er hat den Elefanten besiegt. Der wollte sich an der Eiche festhalten, da hat ihn der Löwe, unser Herr und König, mitsamt dem Baum zu Boden geschmettert. Wie allgemein bekannt, ist die Eiche ein sehr kräftiger Baum, jedoch auch diese Eiche konnte ihm nicht standhalten, sie zerbrach unter seinem Zugriff. Da wollten drei Bären dem Elefanten zu Hilfe eilen, doch auch die schleuderte der Löwe zu Boden. Ihr seht sie tot daliegen und ihre Eingeweide aus den offenen Bäuchen hervortreten. Diese Armen!“



Da erzitterten die Tiere vor Angst und Furcht und riefen einstimmig:
„Der Löwe sei unser Herr und König!“

Seit jener Zeit fürchteten sich die Tiere vor dem Löwen und betrachteten ihn als ihren König.

Der Löwe aber ernannte einige Tiere zu Gouverneuren, die ihm beim Regieren behilflich sein sollten. Den Wolf ernannte er zum Gehölz- und Steppengouverneur, den Tiger zum Waldgouverneur und den Fuchs zum Feld- und Flurgouverneur.

Die Gouverneure dankten dem König für die Ernennung und begaben sich in ihre Verwaltungsbezirke. Die anderen Tiere besprachen mit leiser Stimme diese Ernennungen und konnten so manches nicht begreifen:

„Wie kommt es, daß der Wolf und der Fuchs einen so hohen Posten erhielten? Gibt es denn keine besseren Tiere?“ Und doch bekam keines von ihnen auch nur den kleinsten Verwaltungsbezirk.

Da meinte der Hirsch:

„Hier geht es nicht mit rechten Dingen zu. Wahrheit und Redlichkeit standen noch nie bei Königen in hohem Ansehen oder wurden gar geachtet. Ich habe sogleich bemerkt, daß der Löwe zu diesem Sieg durch eine niedrige List gekommen ist. Jedermann weiß, daß der Fuchs schlau und listenreich ist. Er hat wahrscheinlich etwas ersonnen, und die Wölfe waren ihm gewiß behilflich dabei. Und dies wird der Grund sein, daß sie die Gunst des Königs erwarben. Mit dem Tiger aber hat es eine ganz andere Bewandnis. Er ist ein starkes Raubtier und es steht ihm gut, ein großes Amt zu bekleiden. Auch scheint erwogen worden zu sein, daß er sich, würde man ihn übergehen, über den Löwen furchtbar erzürnt hätte und jede Gelegenheit nutzen würde, um dem Löwen zu schaden, denn er ist nicht minder stark als der Löwe.“

„Ich“, so sprach der Bär, „glaube ebenfalls, daß es so und nicht anders war. Sie haben den Elefanten überlistet und genasführt, wobei auch meine drei Brüder umgekommen sind. Mich dünkt, daß die Wölfe an der Eiche nagten, an der der schlafende Elefant lehnte. Die drei Bären dürften ebenfalls auf listige Weise betrogen und gezwungen worden sein, auf die Eiche zu klettern, um diese schneller zu stürzen. Das scheint der wahre Grund gewesen zu sein, daß sie ihr Leben verloren.“

„So und nicht anders war es!“ riefen nun auch viele andere Tiere.

Als sie sich aber umsahen, wie man es nicht selten zu tun pflegt, wenn man über etwas tuschelt, da sahen sie den Fuchs vorbeieilen. Augenblicklich verstummten sie.

„Sch-sch!“ flüsterten sie einander zu. „Schweigt, denn hört er etwas, dann wehe uns! Wir werden dorthin verbannt, wo die Füchse einander gute Nacht sagen.“

Als der Fuchs näher kam, grüßten ihn alle untertänigst. Da blieb er stehen und fragte:

„Wozu habt ihr euch hier versammelt? Plant ihr nicht zufällig einen Aufstand?“

„Was fällt Ihnen ein? Gott bewahre! Wir sprachen über das freudige Ereignis des gestrigen Tages. Wir freuen uns, daß uns der Herr im Himmel solch einen König und solch weise, redliche Gouverneure geschenkt hat.“

„Wenn das so ist“, erwiderte der Fuchs, „dann ist es gut. Es wäre jedoch

besser für euch, wenn ihr euch nicht wieder zusammenrotten würdet. Geheime Versammlungen sind aufs strengste verboten.“

Seit dieser Zeit war jedes Tier bestrebt, ein abgeschiedenes Leben zu führen. All jene Tiere, die sich von Pflanzen und Gras ernährten, lebten friedlich und redlich miteinander. Die Raubtiere aber fügten den schwachen Tieren Schaden zu und bedrängten sie auf jede erdenkliche Weise. Um jedoch vor König und Gericht in keinem schlechten Licht zu erscheinen, behaupteten sie, sie hätten die schwachen Tiere nicht aus purer Lust beraubt oder ihnen aus Selbstsucht Schaden zugefügt, sondern bloß ihre Pflicht erfüllt. Geschah es jedoch, daß der König nachforschen wollte, warum dieser oder jener Staatsdiener einen Hasen zerrissen oder ein anderes Tier bedrängt hatte, so verteidigte sich der Angeklagte, indem er sagte, er habe dieses oder jenes Tier nur deshalb gefressen, weil es den König verspottet hatte oder weil es die anderen aufhetzte, den König zu töten. Der König aber glaubte seinen Gouverneuren und belohnte sie für ihre treuen Dienste.



So ein Leben führten die Tiere damals.

Es dauerte nicht lange, da grämte es den Fuchs bereits, lediglich Feld- und Flurgouverneur zu sein. Bekam er doch in seinem Revier außer Mäusen und anderen kleinen Tieren nichts zu fressen. Er wollte aber auch ein wenig Hühner und Gänsefleisch kosten, um zu wissen, wie das schmeckt. Deshalb ging er zum König und sprach:

„Majestät, gewährt mir die Bitte, Verwalter sämtlicher Hühnerstiegen zu sein, damit ich die Hühner vor ihren Feinden schützen kann.“

„Was haben wir mit den Hühnern zu schaffen?“ fragte der König. „Wir haben kein Recht, über das Federvieh zu herrschen. Die Vögel haben ihren eigenen König. Sag mir aber, vor wem willst du sie schützen?“

„Die Iltisse und Ratten würgen die Hühner und ihre Küken und fügen ihnen allerlei Schaden zu. Der Hahn beklagte sich darüber und bat mich, Euch Majestät, davon Meldung zu machen. Wird Eure Majestät nicht für die Erhaltung der Ordnung Sorge tragen, sagte der Hahn, wird Eure Hoheit

solch rühdigen, schmutzigen Tieren erlauben, einem fremden Lande Schaden zuzufügen, so werden sie, Majestät, das ganze Land verspotten.“

Der Löwe glaubte dem Fuchs aufs Wort und ernannte ihn zum Aufseher über sämtliche Hühnerstiegen des Landes.

Hoherfreut lief der Fuchs ins Dorf. Als die Nacht hereingebrochen war, begann er die Hühnerstiegen zu kontrollieren. Auf diese Weise hatte er sich die Möglichkeit geschafft, täglich zwei bis drei Hühner zu verschlingen. Eines Tages aber sah ihn der Bauer auf der Hühnerstiege. Sobald der Fuchs nun im Hühnerstall verschwand, packte ihn der Bauer am Schwanz und schlug mit einem Stock unbarmherzig auf ihn ein. Er hatte ihn so freundlich empfangen, daß dem Gast fast der Atem ausging. Daraufhin band er einen Strick am Schwanz fest und hängte den Fuchs am Zaun auf. Erst dann ging der Bauer zu Bett. Indessen kam der Fuchs allmählich zu sich und sann auf Mittel und Wege, sich aus dieser bitteren Lage zu befreien. Er riß aus allen Kräften am Strick, er konnte ihn jedoch nicht zerreißen, denn der Bauer hatte einen ungemein starken Strick genommen. Da beschloß er, seinen Schwanz aufzugeben, wenn er dafür am Leben bleiben konnte. Obwohl es sehr weh tat, begann er, seinen Schwanz zu durchbeißen. Nach dieser schmerzlichen Tat machte er sich aus dem Staube.

Als der Fuchs nun das offene Feld erreicht hatte, dachte er: „Und was nun? Wie soll ich jetzt meinen Untertanen begegnen? Sie werden mich nicht erkennen, und demzufolge auch nicht anerkennen, und sie werden mir den Gehorsam verweigern. Vor die Untertanen zu treten, ist gar nicht so schrecklich, denn in meiner Anwesenheit werden sie es nicht wagen, mich zu verspotten. Was sie aber in meiner Abwesenheit schwätzen, interessiert mich nicht. Doch wie trete ich vor den König? Was antworte ich ihm, wenn er sich nach meinem Schwanz erkundigt? Ist es dann keine Schande, ein schwanzloser Gouverneur zu sein!? Ach, hätte man mich lieber totgeschlagen! Nun, ich kann es nicht mehr ändern. Ist es auch eine Schande, so zu leben, gelebt werden muß dennoch. Bis die Wunde jedoch geheilt und vernarbt ist, werde ich beim Hasen wohnen.“

Er ging also zum Hasen und sprach:

„Laß mich in deinem Bau übernachten. Ich werde dir einst von Nutzen sein.“

„Nein“, entgegnete der Hase, „bei mir kannst du nicht bleiben. Der Bau ist klein, und Kinder hab ich viele.“

„Aber ich befehle dir zu öffnen! Weißt du, wer ich bin? Ich bin der Feld- und Flurgouverneur und obendrein Vorgesetzter allen Federviehs. Eben komme ich aus dem Dorf, wo ich in Staatsangelegenheiten zu tun hatte.“

Der Hase erschrak bis in die Eingeweide und öffnete augenblicklich. Da trat der Fuchs in den Hasenbau, warf sich aufs weiche Bett und schleuderte die Häschen hinunter. Schweigend sah der Hase diesem Treiben zu, denn wer wagt es schon, den Herrn Gouverneur zu erzürnen?!

Als sich der Hase auf die Suche nach etwas Nahrung für seine Kinder machte, packte der hungrige Fuchs eines der Häschen und fraß es auf. Nach Hause zurückgekehrt, um seine Jungen zu füttern, bemerkte der Hase sogleich, daß eines seiner Häschen fehlte. Da fragte er:

„Vergebt bitte die Frage, Euer Gnaden: Wo ist aber das eine meiner Häschen? Eines fehlt nämlich!“

„Wie, du unterstehst dich, mich nach deinen Kindern zu fragen! Bin ich ihre Amme? Du wirfst ihrer hundert Stück, und ich soll jedesmal nachzählen, ob sie alle da sind oder nicht?! Willst du am Leben bleiben, so sprich mit mir in einem höflicheren Ton, ansonsten gerätst du in die Pranken des Königs.“

Da verließ der Hase seinen Bau, und Tränen um das verlorene Junge standen in seinen Augen. Bald darauf aber begab er sich wieder auf die Suche nach Nahrung. Als er nach Hause zurückkehrte, bemerkte er sofort, daß noch eines seiner Kinder verschwunden war. Diesmal sagte er jedoch kein Wort. Er fütterte die Jungen, die ihm noch geblieben waren und verließ, leise weinend, seinen Bau. Plötzlich lief ein anderer Hase an ihm vorbei, der bemerkte seinen Artgenossen, blieb stehen und fragte:

„Warum weinst du, Bruder?“

„Wie sollte ich nicht weinen, wenn unser Gouverneur sich in meinem Bau breit gemacht hat, meine Kinder frißt, und ich nicht einmal nach ihnen fragen darf, da er mir mit dem Tode droht, wobei er spricht: ‚Muckst du auf, so zeig ich’s dem König an, der frißt dich auf mit Haut und Haar.‘“

„Ich rate dir, Bruder, beim König gegen den Gouverneur Beschwerde zu führen.“

„Ach Bruder, Brüderlein, weißt du denn nicht, daß es für unsereins das beste ist, schön zu Hause zu bleiben und alles stumm zu ertragen? Erreichen doch unsere Beschwerden sowieso nie denjenigen, an den sie gerichtet sind. Die Höflinge fangen sie stets ab. Des Königs Würdenträger sind noch obendrein mit unserem Gouverneur eng befreundet. Werden sie ihn uns zuliebe fallen lassen? Im Gegenteil, sie werden ihn in Schutz nehmen und rechtfertigen. Für mich aber, den armen Teufel, wird sich niemand einsetzen. Niemand wird zu meiner Rechtfertigung auch nur ein einziges Wort sagen.“

So sprachen sie miteinander, und dann ging jeder seiner Wege.

Der vom Gouverneur derart bedrängte Hase lief rasch zu seinem Bau,

schaute hinein und – o weh! – keines von seinen Jungen war mehr am Leben, alle waren sie bereits im Magen des bösen Fuchses verschwunden. Nun wagte der Hase nicht einmal mehr, dem Gouverneur unter die Augen zu treten, er hatte Angst, seinen eigenen Bau zu betreten. Er lief aufs Feld zurück, setzte sich hin und weinte bitterlich. Da lief der Wolf vorbei, erblickte den Hasen, blieb stehen und fragte:

„Warum weinst du denn, Häschen?“

„Soll ich etwa nicht weinen, wenn der Fuchs mir meinen Bau wegnahm und alle meine Kleinen fraß? Nachdem er alle meine Kinder aufgefressen hat, bin wohl ich an der Reihe. Ich fürchte mich, meinen eigenen Bau zu betreten.“

„Sei doch nicht so niedergeschlagen“, sprach der Wolf, „komm, gehen wir zu dir, ich werde den Fuchs verjagen.“

Als sie zum Bau des Hasen kamen, rief der Wolf:

„Hallo, wer ist dort drin? Fort aus dem Bau!“

„Ich bin der Feld- und Flurgouverneur! Wer wagt es, mich zu beleidigen?“

„Ah, das bist du, Bruder Fuchs?“ erwiderte der Wolf. „Schämst du dich nicht, schwache Tiere zu bedrängen und unglücklich zu machen? Ich bin selbst Bezirksverwalter und Gehölz- und Steppengouverneur, so etwas geschieht bei mir jedoch nicht. Ich bitte dich, das Haus des armen Hasen augenblicklich zu verlassen, sonst gehe ich zum König und melde ihm alle deine Untaten. Er wird dich bestimmt nicht dafür beloben.“

„Das geht dich nichts an! Misch dich nicht in fremde Angelegenheiten! Halte lieber Ordnung in deinem Bezirk, so wie ich dies in meinem tue.“

Nach diesem Wortwechsel lief der erzürnte Wolf zum König und machte ihm Meldung:

„Majestät, erlaubt mir bitte, einen Bericht zu geben. Der Fuchs treibt seine Schändlichkeiten bis aufs Äußerste. Mord und Raub sind die einzigen Taten seines Verwaltens: In den Bauernhöfen würgt er die Hühner, anstatt sie vor dem kleinen Raubgesindel zu schützen, frißt er sie auf. Dem Hasen hat er größten Schaden zugefügt, indem er alle seine Kleinen auffraß, sich in seinem Bau einnistete und ihn beinah' selbst gefressen hätte. Ich bat ihn, den Bau des Hasen zu verlassen, doch er erwiderte mir, das gehe mich einen Dreck an. ‚Was ich will‘, sagte er, ‚das tue ich, und niemand hat sich einzumengen!‘“

Nun beauftragte der Löwe den Wolf, den Hirsch mit dem Befehl zum Fuchs zu schicken, dieser solle sofort vor dem König erscheinen, damit der ihn richten könne. Als der Fuchs diesen Befehl erhielt, dachte er lange

darüber nach, wie er sich aus dieser Sache herausreden könnte. Nachdem ihm ein paar Gedanken gekommen waren, begab er sich zum König. Dem wurde sogleich gemeldet, daß der Feld- und Flurgouverneur erschienen sei. Der Löwe ließ ihn vorführen. Kaum aber hatte der Fuchs das Gemach des Königs betreten, so fragte dieser drohend:

„Was geht in deinem Bezirk vor? Wie konntest du dich unterstehen, dem Hasen so weh zu tun? Warum würgst du die Hühner in den Bauernhöfen? Dabei beschuldigst du auch noch das kleine Raubgesindel.“

Da merkte der Fuchs, daß die Sache brenzlich zu werden drohte. Im Nu fiel er auf die Knie und sprach gesenkten Hauptes:

„Majestät, verurteilt mich nicht, bevor Ihr mich angehört habt!“

„Sprich!“

„Mein König, ich weiß, daß der Wolf mich vor Eurer Hoheit verleumdet hat. Um ehrlich zu sein, der Wolf ist an allem schuld. Nicht ich, sondern er hat die kleinen Häschen gefressen. Ich wollte die Kleinen vor ihm schützen, da hat er mir den Schwanz abgebissen. Ja, auch mich selbst hätte er beinahe erwürgt, wenn ich nicht Reißaus genommen hätte. Verzeiht, Hoheit, schaut bitte gnädigst her! Er hat mich entehrt. Er biß meinen Schwanz ab. Und nun wälzt er seine Schuld auf meine Schultern ab. Bin ich denn nicht ohnehin erniedrigt genug?“

Da dachte der Löwe eine Weile nach und sprach:

„Hör zu: Obwohl du recht hast, wirst du deines Amtes enthoben. Von heute an bist du nicht mehr Feld- und Flurgouverneur. Du bleibst am Hof und wirst Leibgardistenkommandeur. Der Wolf hingegen, bekommt die verdiente Strafe.“

Der Löwe schickte einen Boten zum Wolf, insgeheim aber dachte er: ‚Wer von ihnen recht hat, weiß der Teufel. Es ist eine ziemlich verwickelte Frage und es ist sehr schwer, sich da zurechtzufinden. Leicht möglich, daß beide lügen. Es muß gründlich überdacht werden, wer von ihnen am Leben bleiben soll. Der Fuchs ist durchtrieben und voller List. Aber ihn zu bestrafen, ist nicht sehr bequem, obwohl er, wie es scheint, der Schuldige ist. Wie kann man aber den bestrafen, der durch seine List dem Freund die Krone brachte und ihn auf den Thron setzte?! Und wie steht es mit dem Wolf? Hat er auch geholfen, die Eiche zu durchnagen, so ist dies doch beileibe keine Heldentat. Welcher Narr vermag das nicht?! Folglich muß der Wolf erschlagen werden, denn beide am Leben zu lassen ist nicht geheuer.‘

Als man also den Wolf zum König brachte, wollte der ihn nicht einmal anhören. Er packte ihn mit seinen Pranken und erwürgte ihn. Dies erfuhren

seine Brüder, die Wölfe, und beratschlagten augenblicklich, wie diese Ungerechtigkeit dem Löwen heimzuzahlen sei. Und es entstand ein unaussprechliches Gezänk.

Bis heute ist nicht bekannt, ob sich die Tiere noch lange in den Haaren lagen. Den Menschen wurde es jedoch zuwider, von den Tieren ständig geschädigt zu werden. Hier verschwand ein Zicklein, dort ein Lämmlein, hier ein Huhn, dort eine Gans, und es wurde eine Hetzjagd auf die Raubtiere gemacht. Man fing den Löwen und setzte ihn in einen Käfig, andere wurden erschlagen und wieder andere flohen in alle Himmelsrichtungen. Nun herrscht Ruhe und Frieden im Land.

DER HAHN UND DIE ZWEI MÄUSCHEN

Es lebten einmal zwei Mäuschen, Flitz und Husch, mit dem Hahn Lautkehlchen zusammen. Die Mäuschen flitzten und huschten hin und her, sangen und sprangen den lieben langen Tag umher. Der Hahn jedoch, der schon in aller Frühe wach wurde, weckte mit seinem Lied jedermann und begab sich dann an die Arbeit. Eines Tages kehrte er den Hof und erblickte auf dem Boden eine Weizenähre.

„Flitz, Husch“, rief der Hahn, „schaut her, was ich gefunden habe!“

Die Mäuschen kamen herangehuscht und sprachen:

„Die muß man dreschen.“

„Und wer wird das besorgen?“ fragte der Hahn.

„Doch nicht etwa ich!“ rief eines der Mäuschen.

„Doch nicht etwa ich!“ rief das andere.

„Nun gut“, sagte der Hahn, „dann werd ich sie dreschen.“

Und er begann mit der Arbeit.

Währenddessen spielten die Mäuschen fröhlich weiter.

Als der Hahn fertig war, rief er:

„He, Flitz, he, Husch, schaut her, wieviel Körner ich gewonnen habe!“

Die Mäuschen kamen herbeigeeilt und piepsten:

„Die Körner müssen zur Mühle gebracht und gemahlen werden.“

„Und wer bringt sie hin?“ fragte der Hahn.

„Doch nicht etwa ich!“ rief Flitz.

„Doch nicht etwa ich!“ rief Husch.

„Gut“, sagte der Hahn, „dann bringe ich sie zur Mühle.“ Er lud sich den Sack auf die Schulter und brachte die Körner zur Mühle.

Währenddessen spielten die Mäuschen ein neues Spiel: Eines sprang über das andere. Sie lachten und kreischten vor Freude dabei.

Als der Hahn zurückgekehrt war, rief er die Mäuschen:

„Flitz, komm her, Husch, komm her! Ich bringe das Mehl!“

Die Mäuschen kamen angehuscht, schauten sich das Mehl an und lobten den Hahn.

„Was für ein Prachtkerl unser Hahn doch ist! Nun muß man Teig kneten und Kuchen backen.“

„Und wer knetet den Teig?“ fragte der Hahn.



Jedoch die Mäuschen sangen ihr altes Liedchen:

„Doch nicht etwa ich!“ piepste Flitz.

„Doch nicht etwa ich!“ piepste Husch.

Der Hahn dachte lange nach und sprach:

„Dann muß eben ich auch den Teig kneten.“

Und er knetete den Teig, brachte Holz, entfachte ein Feuer, und als der Ofen richtig angeheizt war, schob er den Kuchen hinein.

Die Mäuschen ließen sich die Zeit nicht lang werden, sie tanzten, sangen und sprangen.

Als der Kuchen fertig war, zog ihn der Hahn aus dem Ofen und stellte ihn auf den Tisch. Die Mäuschen erschienen augenblicklich, ohne daß man sie zu rufen brauchte.

„Ach, wie es mich hungert!“ piepste Flitz.

„Ach, wie gern ich essen möchte!“ piepste Husch.

Rasch setzten sie sich zu Tische.

Der Hahn aber sprach:

„Gemach, gemach, geduldet euch, meine Lieben. Vorerst antwortet mir: Wer hat die Ähre gefunden?“

„Du hast sie gefunden!“ riefen die Mäuschen laut.

„Und wer hat die Ähre gedroschen?“ fragte der Hahn.

„Du hast sie gedroschen“, erwiderten die Mäuschen schon etwas leiser.

„Und wer hat die Körner zur Mühle gebracht?“

„Ebenfalls du“, sagten Flitz und Husch nun ganz leise.

„Und wer hat den Teig geknetet, ein Feuer entfacht und den Kuchen gebacken?“

„Du, du, du“, flüsterten die Mäuschen kaum hörbar.

„Und was habt ihr getan?“

Was konnten die Mäuschen schon darauf antworten? Nichts! Betrückt schlichen Flitz und Husch vom Tisch fort, und der Hahn hielt sie nicht zurück.

Wozu auch Müßiggänger mit solch gutem Kuchen bewirten?

DER MANN UND DER BÄR DANYLO

Es fuhr einmal ein Mann in den Wald Holz holen. Der Rückweg führte ihn über eine kleine Lichtung mitten im Walde. Sein Pfeifchen gemütlich schmauchend, fuhr der Mann dahin. Plötzlich blieb das Pferd stehen. Der Mann knallte mit der Peitsche und schimpfte, aber das Pferd stampfte bloß mit den Hufen und rührte sich nicht von der Stelle. Es spitzte die Ohren und schaute unruhig in den Wald hinein. Da stieg der Mann vom Wagen und sah sich genauer auf der Lichtung um. Nun erst entdeckte er einen Bären, der geradewegs auf ihn zukam.

„Was suchst du denn hier?“ fragte der Mann.

„Ich verstecke mich“, erwiderte der Bär Danylo.

„Vor wem versteckst du dich?“

„Nicht vor euch, ihr Menschlein, verstecke ich mich, sondern vor dem kalten Winter, der schon vor der Türe steht. Nur vor ihm fürchte ich mich.“

„Was kann der Winter dir anhaben? Du bist doch viel stärker als er.“

„Ja, wenn ich ihn nur in meine Pranken bekommen könnte! Ich würde ihn für immer zerdrücken und litte keinen Hunger mehr.“

„Unglaublich! Müssen also auch die Bären fasten? Faste nur, faste um deiner Sünden willen, Danylo! Zuviel Schafe hast du uns gerissen!“

„Und ihr? Schlachtet ihr denn keine Schafe? Ist das Schafeschlachten keine Sünde? Ihr Menschlein seht nur unsere Sünden. Ich ernähre mich hauptsächlich von Himbeeren und reiße bloß jene kleinen Tiere, die euch Schaden zufügen. Hungere ich aber, muß ich mich an die Schafe heranmachen. Gewiß,

dadurch schädige ich euch, aber ich kann ja nicht anders, oder soll ich vor Hunger krepieren? Naht jedoch der Winter, dann beginnt für mich ein wahres Elend. Ihr Menschlein bringt eure Ernte ein, ihr kauft euch warme Kleidung und häuft einen großen Holzvorrat für den ganzen Winter auf. Mag der Wind noch so stark um eure Häuser pfeifen, ihr lacht ihn aus. Ich aber habe nichts, was mich vor der Wintersnot und der Eiseskälte schützen könnte. Wenn mein Fell im Herbst auch ein wenig länger wird, so wärmt es dennoch kaum. Darum suche ich mir jetzt eine warme Höhle.“



„Eine Höhle wirst du finden, aber wovon wirst du dich ernähren? Womit wirst du dich zudecken?“

„Wir Bären sind schließlich keine Menschen. Im Winter fressen wir nicht, wir schlafen. Sieh her: Noch bin ich dick, ich habe einen Fettwanst. Von diesem Fett muß sich mein Körper im Winter ernähren. Im Frühjahr bin ich dann nur noch Haut und Knochen. Ich brauche aber unbedingt eine warme Behausung.“

„Komm zu mir“, schlug ihm der Mann vor. Ich werde dich füttern und dir einen warmen Unterschlupf gewähren. Dafür aber wirst du mir im Sommer die Bienen bewachen.“

Danylo willigte freudig ein, er stieg auf den Wagen und der Mann nahm ihn mit nach Hause. Seine Frau gab ihm eine herzhafte Roterübensuppe, und nach dem Mahl führte ihn der Mann in den Stall. Hier war es so dunkel wie in der Herbstzeit nachts in der Höhle. Im Halbschlaf dachte Danylo darüber nach, welches Glück es doch gewesen war, daß er einen so guten Mann gefunden hatte. Brauchte er doch nichts anderes zu tun, als im Sommer die Bienen zu bewachen, und das ist ja eigentlich keine Arbeit. Außerdem würde er zuweilen auch ein wenig Honig naschen können. Hätte er sich etwas Besseres wünschen können?

Allein es war dem Bären nicht bestimmt, lange bei dem Mann zu bleiben. Immer wenn die Frau ihm seine Schüssel brachte, kam der Hund mit herein

und knurrte ihn an, als wolle er ihn fressen. Im Stall schnaubten ihn die Kühe so wütend an, daß er entsetzliche Angst bekam. Alle sahen in ihm ihren Feind, niemand konnte ihn leiden. Und obendrein hatte er diese Kette am Hals, die ihn festhielt und ihm keinen Schritt zuviel erlaubte. Er konnte nicht wie einst im Walde ein wenig spazierengehen. Da beschloß er, den Mann um Erlaubnis zu bitten, ein Stückchen in den Wald zu gehen. Der Mann gewährte ihm die Bitte und ließ ihn in den Hof. Als der Bär Danylo aus dem warmen, dunklen Stall ins Freie kam, reckte und streckte er sich und lebte wieder auf. Darauf sagte er zu dem Mann:

„Schönen Dank, guter Mann, dafür, daß du mich gefüttert hast, doch ich kann nicht länger bei dir bleiben.“

Und noch ehe der Mann antworten konnte, war der Bär schon weit fort und bald darauf im Wald verschwunden. Hier ruhte er ein wenig aus und sprach dann zu sich selbst:

„Besser hungrig und frei als satt und gefangen.“

DIE FÜCHSIN UND DER KRANICH

Es lebten einmal ein Kranich und eine Füchsin. Eines Tages begegneten sie einander im Walde.

Da sprach der Kranich zu der Füchsin:

„Laß mich bei dir überwintern, dafür lehre ich dich fliegen.“

„Abgemacht!“, entgegnete die Füchsin.

Die Füchsin nahm ihn bei sich auf, und nun lebten sie zusammen in dem Fuchsbau.

Als die Jäger erfuhren, daß der Kranich und die Füchsin in dem Fuchsbau lebten, begannen sie, diesen aufzugraben. Da sagte die Füchsin zu dem Kranich:

„Wieviel Einfälle, uns zu retten, hast du?“

„Zehn“, erwiderte der Kranich. „Und wieviel hast du?“

„Einen.“

Und abermals fragte die Füchsin den Kranich:

„Wieviel Einfälle hast du?“

„Neun. Und wieviel hast du?“

„Einen.“

Da fragte die Füchsin wiederum:

„Wieviel Einfälle hast du?“

„Acht. Und wieviel hast du?“

„Einen.“

So fragte die Füchsin den Kranich immer wieder, und dieser ließ jedesmal einen Einfall nach. Als man das Graben der Jäger schon ganz in der Nähe vernahm, fragte die Füchsin abermals:

„Wieviel Einfälle, sprich, hast du?“

„Einen“, entgegnete der Kranich. „Und du?“

„Einen. Aber was für einen Einfall hast du eigentlich?“ fragte die Füchsin.

Der Kranich erwiderte:

„Höre gut zu: Ich lege mich vorn in der Höhle hin, halte den Atem an und stelle mich tot. Sie werden mich aufheben, um mich aufmerksam zu betrachten. In der Zwischenzeit aber kannst du entweichen. Wenn sie dir dann nachsetzen, fliehe ich währenddessen davon.“



Als die Jäger den Kranich erblickten, hoben sie ihn auf und sprachen:
„Da haben wir die Bescherung: Die Füchsin hat ihn erwürgt. Lassen wir ihn liegen, der kann uns nicht mehr entweichen. Aber nun müssen wir uns noch bis zur Füchsin durchgraben.“

Kaum hatten sie dies gesagt, – husch! – sprang die Füchsin aus der Höhle und verschwand im Walde. Die Schwingen des Kranichs rauschten auf, und fort war auch er.

Bald darauf begannen sie einander zuzurufen, um sich wiederzufinden. Die Füchsin rief:

„Gevatter!“

„Und der Kranich rief:

„Gevatterin!“

Wieder rief die Füchsin:

„Gevatter!“

Und der Kranich rief:

„Gevatterin!“

Die Füchsin ließ nun ein langgezogenes „Ho-ho-ho-o-o-!“ ertönen. So riefen sie, bis sie endlich zusammentrafen. Da sprach die Füchsin:

„Nun lehre mich fliegen. Das sei der Lohn dafür, daß ich dich bei mir überwintern ließ.“

„Gut“, sprach der Kranich. „Schwing dich auf meinen Rücken!“

Die Füchsin schwang sich auf den Rücken des Kranichs, der Kranich stieg etwa zur Höhe eines Hauses auf, ließ dann die Füchsin herunterfallen und sprach:

„Nun, gefällt dir das Fliegen?“

„Ausgezeichnet!“

Der Kranich kam heruntergeflogen und sprach abermals:

„Schwing dich wieder auf meinen Rücken!“

Diesmal flog der Kranich noch ein Stück höher, ließ die Füchsin herunterfallen und sprach:

„Nun, gefällt dir das Fliegen?“

„Oh, es ist wunderbar!“

„Dann schwing dich abermals auf meinen Rücken!“

Die Füchsin schwang sich auf den Rücken des Kranichs, und dieser erhob sich und rauschte in die Höhe, so hoch, daß das Auge ihn kaum noch zu erblicken vermochte. Darauf ließ er sie wieder herunterfallen und fragte:

„Ist es nicht herrlich zu fliegen, wie?“

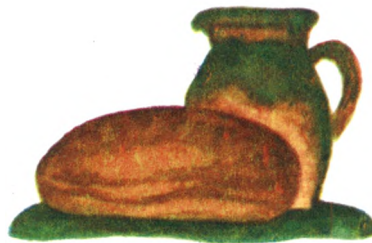
Allein als er näher hinsah, da lag die Füchsin zerschmettert vor ihm am Boden.

DIE FÜCHSIN UND DER BÄR

Einst bat die Füchsin den Bären in dessen Gemüsegarten: „Tritt mir bitte die Hälfte deines Gemüsegartens ab, ich möchte für mein Leben gern Runkelrüben anbauen.“ „Und wie teilen wir den Ertrag?“ fragte der Bär. „Du, liebes Bärchen“, erwiderte die Füchsin, „bekommst das Kraut und ich die Wurzeln.“ Die Runkelrüben wuchsen und wuchsen. Als sie reif waren kam die Füchsin und grub sie aus. „Nun, liebes Bärchen, wollen wir teilen. Nimm deinen oberen Teil, und ich nehme die Wurzeln.“ Der Bär aber merkte gar bald, daß das Rübenkraut zu nichts taugt. Da grub er ein wenig tiefer und holte eine Runkelrübe heraus. Erzürnt fuhr er die Füchsin an: „Warum hast du mich betrogen? Das nächste Jahr bekommst du nichts.“

Im nächsten Jahr bat die Füchsin abermals: „Tritt mir, liebes Bärchen,

die Hälfte deines Gemüsegartens ab. Ich möchte für mein Leben gern Mohn säen.“ „Und wie teilen wir dann den Mohn?“ fragte der Bär. „Diesmal bekomme ich die Wurzeln!“ „Bitte“, sprach die Füchsin, „es sei, wie du willst.“ Und sie säte also Mohn. Als der Mohn zu gedeihen begann, jätete die Füchsin das Unkraut aus, und später mähte sie ihn. „Komm, liebes Bärchen“, rief sie, „nun wollen wir den Ertrag teilen!“ Die Füchsin nahm den oberen Teil, und der Bär die Wurzeln. Als er jedoch eine Mohnkapsel fand, die Körnchen auf die Pfote schüttete und sie in sein Maul warf, zürnte er abermals der Füchsin: „Wart’ nur, du Kanaille, wenn du wiederkommst, bekommst du nichts mehr!“



Im nächsten Jahr aber kam die Füchsin zum dritten Mal: „Tritt mir, liebes Bärchen“, bat sie, „die Hälfte deines Gemüsegartens ab!“ „Nein, Schwesterlein, nein, nun bin ich dir wirklich böse“, entgegnete der Bär. „Zweimal hattest du den Nutzen und ich ging mit leeren Händen aus, nun aber ist es genug.“ „Sei doch nicht so streng“, bat die Füchsin, „tritt mir doch bitte die Hälfte ab! Dieses Jahr möchte ich Mohrrüben säen.“ „Und wie teilen wir den Ertrag?“ fragte der Bär. „In diesem Jahr nehme ich den oberen Teil!“ sagte er entschlossen. „Bitte“, erwiderte die Füchsin, „bitte, es sei, wie du willst!“

So baute sie diesmal Mohrrüben an. Und diese wuchsen und wuchsen. Die Füchsin jätete das Unkraut, und als die Mohrrüben reif waren, grub sie sie aus. Dem Bären rief sie zu: „Komm, Bruderlein, nun wollen wir teilen!“ Sie schnitt das Möhrenkraut ab und reichte es dem Bären, die Wurzeln aber nahm sie an sich. Da wurde der Bär bitterböse über soviel Lug und Trug, nahm seinen Schlitten und fuhr davon.



Da ging der Wolf wieder, setzte sich hinter ein Gebüsch und dachte nach, bald näherte er sich abermals der Ziegenhütte.

WIE DER WOLF APPETIT AUF ZICKLEIN BEKAM

Eine wilde Geiß errichtete einst im Walde eine Hütte und gebar dort ihre Jungen. Ging sie aus dem Hause, um zu weiden, so befahl sie ihren Jungen, niemandem die Tür zu öffnen. Weidend durchstreifte sie den Wald und kehrte gesättigt nach Hause zurück. Am Haus angelangt, sang sie das Liedchen:

„Eure Mutter steht vor der Tür,
Machet auf, öffnet mir!
Süße Milch wie Honigseim
Brachte ich den Kindern heim.“

Als die Zicklein die Stimme ihrer Mutter vernahmen, öffneten sie ihr augenblicklich die Tür. Die Geiß trat ein, fütterte die Kleinen und begab sich wieder auf die Weide.

Eines Tages jedoch hörte der Wolf die Geiß ihr Liedchen vor der Haustür singen, und obwohl er angestrengt zuhörte, konnte er doch nicht alles genau verstehen. Ein wenig später näherte er sich der Hütte und stimmte das Liedchen mit seiner ungelinken, rauhen Wolfsstimme an.

„Zicklein kleine, Bürschlein feine,
Öffnet mir, Kinder meine,
Süße Milch wie Honigseim
Brachte euch die Mutter heim.“

Die Zicklein aber merkten sogleich, daß dies nicht die Stimme ihrer Mutter war, und erwiderten:

„Wir öffnen nicht, nicht der Mutter Stimme ist's. Die Stimme unsrer Mutter ist zart und fein.“

Da ging der Wolf wieder, setzte sich hinter ein Gebüsch und dachte nach, bald näherte er sich abermals der Ziegenhütte. Vor der Tur sang er mit feiner, hoher Stimme:

„Zicklein kleine, Kinder meine,
Öffnet mir, Bürschlein feine,
Süße Milch wie Honigseim
Brachte euch die Mutter heim.“

Die Zicklein rannten zur Tür und wollten schon öffnen, im selben Augenblick aber merkten sie, daß die Stimme der Mutter anders klingt und daß diese Stimme rauh und unangenehm klang, wenn auch nicht so sehr wie letztlich schon einmal. Da sprachen sie:

„Wir öffnen nicht, nicht der Mutter Stimme ist's. Die Stimme unserer Mutter ist zart und fein, und das Liedchen, das sie singt, ist auch anders als das deine.“

Verärgert entfernte sich der Wolf abermals. Er versteckte sich hinter einem Busch unweit der Ziegenhütte, um zu warten, bis die Geiß kommen würde. Er wollte doch noch einmal genau hören, wie sie singt und was sie singt. Bald darauf kam sie und stimmte ihr Liedchen an:

„Eure Mutter steht vor der Tür,
Machet auf, öffnet mir!
Süße Milch wie Honigseim
Bringe ich den Kindern heim.“

Die Zicklein erkannten sogleich ihre Mutter, öffneten und erzählten ihr, daß jemand dagewesen sei und eingelassen werden wollte. Nachdem aber die Geiß ihre Kleinen gefüttert hatte, befahl sie ihnen, niemandem zu öffnen, und damit sie sich nicht irren, sagte sie ihnen, wie sie von heute an singen werde. Sie übernachtete zu Hause und sobald es zu tagen begann, ging sie abermals auf die Weide. Der Wolf jedoch wartete, bis der Morgen anbrach, dann dachte er lange darüber nach, wie er seine Stimme so verstellen könnte, damit die Zicklein ihn einlassen. Daraufhin probierte er sie aus. Er stimmte also ein Lied an. Nein, sie taugte zu nichts, zu rauh war sie. Nun stimmte er ein zweitesmal ein Lied an. Nein, noch immer klang seine Stimme nicht wie die der Geiß. Das dritte Mal sang er mit einer sehr zarten Stimme und doch klang sie ganz und gar nicht wie die der Geiß.

Da lief der Fuchs vorüber, vernahm das Wolfsgeheul, blieb stehen und fragte:

„Warum heulst du, mein Wölflein? Bist du etwa so furchtbar ausgehungert?“

„Aber nein, liebes Füchlein. Ich probiere bloß meine Stimme aus. Auf dem Weg durch den Wald kam ich an dieser Ziegenhütte dort vorbei und es will mir nicht gelingen, einzudringen und die paar Zicklein zu verspeisen. Sie öffnen nicht, denn sie erkennen an der Stimme, daß ich nicht ihre Mutter bin. Deshalb versuche ich die Stimme der Geiß nachzuahmen und wie sie zu singen.“

„Nein, liebes Wölflein, daraus wird nichts. Willst du Zicklein kosten und versuchen, wie sie schmecken, so werde ich dich lehren, was du tun muß.“

„Ja, sei so lieb und zeig es mir, ich werde dir zu Dank verpflichtet sein.“

„Und was gibst du mir dafür?“

„Gelingt es mir einzudringen, so sollst du ein Zicklein haben.“

„Nein, das brauch ich nicht. Bis es dir gelingt einzudringen, wird noch

viel Zeit verrinnen, und ich bin schon hungrig. Willst du, daß ich dich lehre, die Stimme der Geiß nachzuahmen, so bringe mir eine Gans.“

Der Wolf war damit einverstanden und lief davon, um für den Fuchs eine Gans zu fangen. Lange, lange schnupperte er im Schilf am Ufer umher, pirschte sich lautlos an die Gänse heran und doch gelang es ihm erst gegen Abend, eine zu erwischen. Nun rannte er Hals über Kopf zum Fuchs zurück, übergab ihm das Geschenk und sprach:

„Na, Brüderlein, jetzt aber lehre mich, die Stimme der Geiß nachzuahmen.“

„Bruder Wolf, hör zu und paß auf: Geh zum Schmied und bitte ihn, er soll deine Stimme auf den richtigen Ton bringen. Dann, nur dann wirst du wie eine Geiß singen können.“

„Und wo finde ich den Schmied?“

„Siehst du dort am Ende des Dorfes die Schmiede stehen? Dahin mußt du gehen.“

Der Wolf folgte dem Rat des Fuchses und ging zum Schmied und bat:

„Menschlein, bringe mir meine Stimme auf einen anderen Ton, so daß ich wie eine Geiß singen kann.“

„Und was bekomme ich dafür?“

„Aber ich weiß doch nicht, was du dafür verlangst. Tiere, wie du weißt, besitzen kein Geld. Ein Geschenk jedoch bring ich dir gewiß.“

„Lieber Wolf, hör zu und paß auf: Bringe mir zwei fette Gänse, und ich bringe deine Stimme auf den richtigen Ton. Und noch was: nur lebende Gänse nehme ich.“

Der Wolf lief also wiederum an den Fluß und stöberte im Schilf am Ufer entlang. Im Wasser stapfend, wurde der Arme bis auf die Knochen durchnäßt. Es lohnte sich jedoch: Er fing zwei Gänse, packte sie an den Flügeln und brachte sie dem Schmied. Vom ständigen Hin- und Herlaufen wurde der Wolf aber hungrig und bekam selbst Appetit auf die Gänse, er würde sie für's Leben gern selbst verspeisen. Er wollte jedoch sein Ziel erreichen, deshalb mußte er sich zurückhalten. Er brachte die Gänse dem Schmied und sprach:

„Menschlein, das Geschenk für dich habe ich, und nun bringe meine Stimme rasch auf den richtigen Ton.“

„Gut, lieber Wolf, machen wir uns augenblicklich an die Arbeit. Tritt etwas näher an den Amboß heran, strecke die Zunge möglichst weit heraus und schließe die Augen.“

Der Wolf trat näher an den Amboß heran, streckte die Zunge weit heraus, schloß die Augen und stand reglos da. Nun packte der Schmied einige Hämmer und schlug mit aller Kraft auf die Stirn des Wolfes ein. Der Arme, er konnte

sich nicht mehr vom Fleck rühren. Da zog ihm der Schmied das Fell ab, brachte es in die Stadt, wo er es für zehn Rubel verkaufte. Die Gänse brachte er aber in den Gänsestall, um sie gelegentlich zu schlachten.

Und die Zicklein blieben gesund und munter, wurden große Ziegen und lebten noch lange in Frieden.

DIE KRÄHE UND DIE SCHLANGE

Eines Tages baute die Krähe ihr Nest auf einem hohen Baum, um dort Eier auszubrüten. An der Wurzel dieses Baumes aber befand sich eine Höhle, in der eine Schlange hauste. Als die Krähe die Eier ausgebrütet hatte, begann die Suche nach Nahrung für ihre Jungen. Sie flog sehr weit, nahm alles, was sie bekommen konnte, um die Kleinen recht gut zu füttern. Eines Tages kehrte sie zu ihrem Nest zurück, da fehlte eines der Jungen. Was sollte das bedeuten? Sie litt sehr darunter, konnte aber nichts dagegen unternehmen. Am nächsten Tag fehlte abermals ein Junges. Kurzum, im Verlaufe einer Woche hatte man ihr alle Kleinen geraubt. Die Krähe war nun sehr niedergeschlagen. Irgendein unsichtbarer Feind stahl und fraß ihre Jungen. Sie saß ratlos da und wußte sich nicht zu helfen. Was half es, sie mußte nun abermals Eier ausbrüten.

Als die neuen kleinen Krähen ausgeschlüpft waren, begab sich die Krähe wiederum auf die Suche nach Nahrung. Doch als sie zurückkam, fehlte wieder ein Junges. Alles verlief nun wie beim ersten Mal: jedesmal, wenn sie zurückkehrte, fehlte eines der Jungen. Schließlich war ihr nur noch eines geblieben. Nun gelang es ihr jedoch auch, den Dieb zu ertappen. Sie setzte sich auf einen Zweig des Nachbarbaumes und lauerte auf den Räuber. Es dauerte nicht lange und sie sah ihren Todfeind, die Schlange, die in der Höhle am Fuße des Baumes hauste, langsam den Baum hinaufkriechen und das letzte ihrer Jungen fressen.

Lange und angestrengt dachte die Krähe darüber nach, wie man diesen Räuber loswerden könnte. Diesen Kummer der Krähe bemerkte der Fuchs und riet ihr, was zu unternehmen wäre.

„Bald“, sprach er, „kommt die Fürstentochter her, um ein Bad im Fluß zu nehmen. Wenn sie ihre Kleider ablegt, wirst du an ihrem Hals ein Goldkettchen sehen. Pack dieses Kettchen mit dem Schnabel, trag es zur Schlangenhöhle und laß es dort hineinfallen.“

Diesen Rat befolgte die Krähe. Die Bediensteten der Fürstentochter sahen,

wie die Krähe das Kettchen stahl, es zur Schlangenhöhle trug und dort hineinfallen ließ.

Nachdem die Krähe das Kettchen hatte fallen lassen, setzte sie sich in der Nähe auf einen Baum, um zu sehen, was nun geschehen würde. Sie sah, wie die Bediensteten der Fürstentochter sich zur Schlangenhöhle begaben, hineinschauten und das Schimmern des Goldkettchens bemerkten. Es schien jedoch nicht leicht, das Kettchen wieder herauszubekommen. Der Höhleneingang mußte durch Graben erweitert werden. Bei dieser Gelegenheit aber fanden die Diener die Schlange und erschlugen sie.

Auf diese Weise wurde die Krähe ihren Todfeind los und lebt seit jener Zeit ruhig und ungestört in ihrem Nest.

DER GRAUE BEKOMMT SCHLÄGE

Zu jener Zeit, als man begann, im Märchen vom Wolf zu erzählen, wurde er noch nicht der ‚Graue‘ genannt. Damals war er ein höfliches, gut erzogenes Tier. Dies währte, so lange er die ihn umgebende Welt noch nicht gesehen hatte. Damit hat es folgende Bewandnis.

Eines schönen Tages ging die Wolfsmutter in den Wald, um nachzusehen, ob die Häschen gut gedeihen. Doch den Kleinen befahl sie, die Höhle nicht zu verlassen.

Das Wölflein ‚Der Graue bekommt Schläge‘ blieb also mit seinen kleinen Geschwistern zu Hause. Es ruhte auf dem Lager aus trockenen Blättern, spielte mit seinen Geschwistern und als es des Spiels überdrüssig wurde, verließ es unsicheren Ganges langsam die Höhle. Vor seinen Augen öffnete sich eine Welt, die es noch nie gesehen hatte: dunkle Wälder, blaue Berge und die strahlende goldene Sonne. Oh, was für ein Wunder! Was für eine Pracht!

Ohne viel zu überlegen, ob es gehorsam sein sollte oder lieber in die weite wundervolle Welt hinaus möchte, ging es immer weiter und weiter, denn es ward zum Räuber geboren. Vergeblich versuchten die Geschwister es zurückzuhalten. Es versteckte sich und ging, soweit man das Wackeln seiner krummen Beine Gehen nennen konnte. Es gelang ihm jedoch nicht, sich sehr weit von der Höhle zu entfernen. Irgendwo in der Tiefe des dichten Waldes, inmitten von Nußsträuchern, packte es jemand am Genick und trug es zurück. Nach einer Weile lag das erschrockene Wölfchen wieder in der dunklen Höhle. Die Wolfsmutter, die nach Hause zurückkehrte, hatte den kleinen Räuber erblickt und nach Hause gebracht.

Seit jenem Tag paßte die Mutter besonders gut auf ihr Söhnchen auf. Als aber die Wolfskinder schon ein wenig größer waren, führte sie die Wolfsmutter auf die Waldlichtung, damit sie sich ans Sonnenlicht gewöhnen. Auch hier überwachte sie jedoch mit einem Auge jede Bewegung des Ausreißers, das zweite Auge hingegen genügte, um die andern fünf Welpen zu bewachen. Der kleine Räuber wollte alles sehen, betrachten und beschnuppern, wartete nur die Gelegenheit ab, um der Mutter zu entweichen. Die Mutter freute sich über diese Wißbegier ihres Sohnes, doch hatte sie Angst, ihn in die Welt ziehen zu lassen, ehe er alle Wolfsweisheiten erlernt hatte.



Und sie begann ihre Kleinen in diese Weisheiten einzuführen.

Vor allem mußten sie entwöhnt werden. Für erwachsene Wolfskinder gibt es im Walde Fleisch genug. Sie fing eine Maus und gab sie ihren Kindern zu fressen. Die schmeckte ihnen aber ganz und gar nicht. Sie konnten nicht begreifen, was das für eine Nahrung sei, die nicht wie gute Milch in den Mund fließt, die man zerreißen muß, um sie hinunterschlucken zu können. Nachdem sie jedoch mehrmals frisches, warmes Fleisch gekostet hatten, war ihnen schon eine der Wolfsweisheiten geläufig, und es war nicht mehr nötig, sie von der Notwendigkeit zu überzeugen. Ja, sie gaben sogar der Mutter keine Ruhe und baten ständig: „Gib uns Fleisch! Gib uns Fleisch!“

So brachte die Wolfsmutter eines Tages ein Häschen. Aber, o Gott, war das eine mühevollen Arbeit! Die Wolfskinder knackten mit den Zähnen, knurrten und zerfetzten das schmackhafte Hasenfleisch. Am hungrigsten jedoch war der wißbegierige kleine Graue. Er verstand besser und schneller als alle anderen, seine Zähne in das schmackhafteste Stück Fleisch zu schlagen. Diese Weisheit beherrschte er bereits so gut, daß ihn die Wolfsmutter mit ruhigem Gewissen in weitere, schwierigere Wolfsweisheiten einführen konnte. So führte sie ihn eines Tages auf die erste Jagd.

In der Nähe des Waldes gab es eine große Wiese, auf der die Herde

eines kleinen Hirten weidete. Nun lehrte die Wölfin ihren Sohn, sich an eine Schafherde heranzupirschen: damit es niemand merke, schleiche man lautlos von Busch zu Busch, jedoch immer gegen den Wind, damit die Hunde den Wolfgeruch nicht wittern. Nun warte man leise und geduldig, bis der Hirt einschlummert oder zumindest die Augen zusammenkneift. Dann packe man blitzschnell das nächstbeste Schaf oder den in der Nähe weidenden Schafbock und – weggerannt, so schnell die Beine vermögen.

Der kleine Graue befolgte jeden Hinweis der Mutter: Lautlos strich er um die Herde herum, packte ein Lämmchen und im Nu war er fort. Als die Hunde zu kläffen begannen, war er schon so weit weg, daß man ihn kaum noch sehen konnte. Nun bewachte der junge Hirt die Herde besser. Aufmerksam spähend und lauschend wartete er auf den Wolf, um ihm den verdienten Empfang zu bereiten. Doch gerade jetzt hatte er einen dummen Einfall. Er wollte dem Dorf einen Streich spielen. Plötzlich begann er laut um Hilfe zu rufen:

„Ein Wolf! Ein Wolf! Hi-i-i-l-fe-e-!“

Die Dorfbewohner kamen eilends herbei. Einer hatte eine Heugabel in der Hand, ein anderer eine Harke und ein dritter einen Stock. Doch es war überhaupt kein Wolf da. Und der Hirt lachte die Leute aus. Wie großartig war es ihm doch gelungen, das ganze Dorf zum Narren zu halten!

Das kleine Grauchen saß am Rande des Waldes und hatte diesen Ereignissen zugeschaut. Als die erzürnten Dorfbewohner fort waren, sprang es blitzschnell aus seinem Versteck, packte ein Lämmchen und rannte so schnell es nur konnte weg.

Vergeblich rief nun der kleine Hirt:

„O weh! O weh! Ein Wolf! Ein Wo-o-lf!“

Nun glaubte ihm kein Mensch. Die Leute schauten sich nicht einmal um.

Nun sah die Wolfsmutter, daß ihr Sohn die ganze Wolfsweisheit vom Leben des Wolfes in der Welt ausgezeichnet beherrscht und sprach:

„Nun, mein Sohn, geh deiner Wege und versuch dein Glück in der Welt. Und noch etwas: Handle nie kopflos, nimm stets deine fünf Sinne zusammen.“

Der Graue zog also in die Welt hinaus. Er lief durch Wälder, über Berge, und der Hunger setzte ihm bereits arg zu. Da begegnete er dem Bruder Fuchs. Der saß auf einem Schlitten und trieb mit einem Stock die vorgespannte Kuh an. Das erste, was dem kleinen Räuber bei dieser Begegnung einfiel, war: ‚Wie schön es doch wäre, diese Kuh verspeisen zu können!‘ Vor lauter Begierde lief ihm das Wasser im Mund zusammen. Da wandte er sich an den Fuchs mit den Worten:

„Bruder Fuchs, nimm mich auf deinem Schlitten mit.“

„Das geht nicht“, erwiderte der Fuchs, „der Schlitten ist zu leicht, er würde unter unserer gemeinsamen Last zerbrechen.“

„Dann laß mich wenigstens einen Fuß darauf setzen.“

Der Graue bat so schüchtern, daß es den Fuchs rührte, und er erlaubte ihm, einen Fuß auf den Schlitten zu setzen. Kaum aber hatte der Wolf einen Fuß auf den Schlitten gesetzt, da krachte dieser in allen Fugen.

„Hörst du's, Bruder Wolf?“ fragte der Fuchs den Grauen und schrie auf: „Du zerbrichst mir den Schlitten!“

„Was fällt dir ein?!“ entgegnete der Wolf, „du hörst nur das Krachen meiner hungrigen Knochen.“

„Nun gut, sitz auf.“

Der Graue setzte sich so behutsam und mit solch einer Würde, daß man denken konnte, er wäre ein großer Herr. Er hatte jedoch kaum Platz genommen, da krachte der Schlitten in allen Fugen und zerbrach.

Nun schrie der Fuchs laut auf:

„Hab ich's dir nicht vorausgesagt?! Jetzt aber repariere mir den Schlitten!“

Da nahm der Wolf die Axt und zerbrach ihn noch mehr.

„Was machst du da, du Trottel?!“ rief der Fuchs erbost, „gib die Axt her! Ich gehe in den Wald und fälle einen Baum. Wir müssen einen neuen Schlitten bauen. Du aber achte wenigstens auf die Kuh!“

„Schön, mach dir keine Sorgen“, erwiderte der Wolf mit fast unverhohlener Freude, wobei ihm abermals das Wasser vor lauter Hunger und Gier im Munde zusammenlief. „Kannst ruhig gehn, ich paß schon auf.“

Sobald der Fuchs gegangen war, machte sich der Wolf über die Kuh her, fraß sich satt und trollte sich davon. Indessen schleppte der Fuchs einen Baum heran und rief schon von weitem:

„Paßt du auf die Kuh auf?“

Keine Antwort.

„Dieser Hundsfott“, dachte der Fuchs bei sich, „er ist gewiß entwischt. Ein Glück, daß die Kuh noch da ist. Wie ich sehe, hat sie sich hingelegt.“

Als er jedoch näher kam und sah, was der Räuber angerichtet hatte, griff er sich an den Kopf: „Was für eine dumme Gans ich doch bin!“

Indessen dachte der Graue bei sich: „Die erste Probe hab' ich also bestanden. Wenn es mir gelungen ist, den schlaunen Fuchs zu überlisten, so darf ich ruhig in die weite Welt hinausziehn.“

Nun machte er sich auf den Weg, der ins Dorf führte. Unterwegs begegnete er einem Wirt, der auf einem kleinen Wagen fuhr. Auf der steinernen, holprigen Landstraße wippte das Wägelchen so sehr, daß etwas daraus auf

die Straße fiel. Als der Graue näherkam, sah er zu seiner Freude, daß es ein Stück Pökelfleisch war.

„Ich bin ein wahrer Glückspilz!“ rief er, „nach trockenem Rindfleisch kann ich nun meinen Wanst mit Pökelfleisch bestreichen.“ Doch bald darauf überlegte er: „Pökelfleisch ist ja gesalzen. Da lauf ich rasch an den Fluß und trink mich satt, dann schmeckt es gewiß viel besser.“

Aber während der Wolf an den Fluß lief, um sich satt zu trinken, bemerkte der Mann auf dem Wägelchen, daß er ein Stück Pökelfleisch verloren hatte, hielt sofort an, holte das Stück Fleisch und kehrte zu seinem Wägelchen zurück. Als nun der Graue vom Fluß zurückkam, war das Fleisch verschwunden. Da heulte er los:

„So verhalten sich nur Tölpel und Narren! Welcher normale Wolf trinkt bevor er frißt?“

Niedergeschlagen trabte er seiner Wege. Er lief und lief, bis er plötzlich am Wegesrand ein fettes Wildschwein sah.

„Ach, wie herrlich!“ dachte er bei sich, „dieses Schwein ist ja aus lauter Pökelfleisch gemacht! Aber wie stell ich es an, um es zu bekommen?“

„n schönen, guten Tag, liebes Schweinchen!“

„n guten Tag auch meinerseits, treuer Hund“, erwiderte das Schwein.

Da erboste sich der Graue:

„Wie, du wagst es, mich ‚Hund‘ zu nennen?! Bin ich doch ein reinrassiger Wolf.“

Das Schwein erschrak und bat:

„Ach mein liebes Wölflein, sei mir doch nicht böse! Ich hab dich nur nicht erkannt.“

„Schön“, erwiderte versöhnt der Wolf, „aber gib mir dafür ein Stück Pökelfleisch, damit ich meinen Wanst bestreichen kann.“

Diese Bitte schlug das Wildschwein jedoch ab:

„Weißt du, liebes Wölfchen, mein Fleisch ist schon zu alt und zäh. Sitz lieber auf meinen Rücken auf und ich trage dich zu einer Herde, wo auch junge Ferkelchen weiden. Dort hast du die Möglichkeit, Fleisch nach deinem Geschmack zu wählen.“

Frohgelaunt saß der Graue auf dem Rücken des Schweins auf, das ihn ins Dorf brachte und laut zu quieken begann.

„Warum quiekst du, liebes Schweinchen?“ fragte der Wolf.

„Damit alle Schweine mitsamt ihren Ferkelchen gelaufen kommen“, antwortete listig das alte Wildschwein.

Und es kamen natürlich keine Schweine und Ferkelchen gelaufen, sondern

die Dorfbewohner mit ihren Kindern. Und sie schlugen alle auf den Wolf ein: der eine mit der Heugabel, der andere mit einem Stock und wieder andere mit Schüreisen. In dieser Stunde wurde der Wolf für immer auf den Namen der ‚Graue bekommt Schläge‘ getauft.

Nur mit Mühe erreichte der Wolf, dem man ordentlich das Fell gegerbt hatte, den Wald und legte sich hin, um ein wenig auszuruhen, wobei er dachte:

„Ach, ich bin noch immer nicht klug genug, wenn ich mich von einem Wildschwein überlisten lasse.“

Nun irrte der Graue durch den leeren Wald, und der Hunger plagte ihn so, daß er bereits wie ein Sack voller Knochen aussah.

Eines Tages begegnete er einem Mann. Er stellte sich ihm sogleich in den Weg und sprach:

„Ich fresse dich!“

„Gut“, erwiderte der Mann, „erlaube mir jedoch, den Stock da wegzuwerfen, damit er dich nicht stört.“

Höflich wartete der Graue, daß der Mann seinen Stock wegwirft. Doch der Mann blies in den Stock hinein, der augenblicklich Feuer zu spucken begann. Zum Glück gelang es dem Grauen, sich rechtzeitig zu ducken, so daß nur das Rückenfell ein wenig verbrannt war. Nun wartete er keine Sekunde mehr, um zu sehen, was jener Mann mit seinem Stock noch vorhatte. Er raste blitzschnell davon, so daß sich die trockenen Blätter hinter ihm erhoben und einen Augenblick lang folgten. Aber der Mann mit dem Feuer spuckenden Stock jagte hinter ihm her.

Am Waldesrand pflügte ein armes Bäuerlein sein Stück Acker. Auf den Bauer rannte der Graue zu und flehte:

„Lieber Mann, versteck mich rasch. Ich werde dir immer dankbar sein.“

In der Furche lag ein leerer Sack. Darin versteckte das Bäuerlein den Wolf. Nun kam auch der Jäger angelaufen, auf dem weiten Feld war jedoch kein Wolf zu sehen. Da kehrte der Jäger in den Wald zurück.

Das arme Bäuerlein aber band den Sack auf und wollte den kleinen Räuber freilassen, doch dieser stürzte sich auf ihn:

„Jetzt freiß ich dich!“

„Das ist der Dank dafür, daß ich dich vor dem Jäger gerettet habe?“ fragte das arme Bäuerlein.

„Ob gerettet oder nicht gerettet“, knurrte der hungrige Wolf, „ich freiß dich so oder so, im Dorf schlugst du mich ohnehin!“

„Aber was fällt dir ein, ich habe dich noch nie gesehen!“ rief verwundert das arme Bäuerlein.



„Ob gesehn oder nicht gesehn, das ist völlig egal!“ rief abermals der Räuber, „ich muß dich fressen, denn ich hab schrecklichen Hunger.“

In diesem Augenblick kam aus dem Wald der Fuchs gelaufen:

„Worüber streitet ihr?“

„Hör zu“, sagte der arme Mann, „ich habe den Wolf vor dem Jäger versteckt, zum Dank dafür will er mich jetzt fressen. Bruder Fuchs, sei du unser Schiedsrichter!“

Da sagte der Fuchs dem armen Mann:

„Solange ich nicht gesehen habe, wie du den Bruder Wolf gerettet hast, kann ich kein gerechter Richter sein.“

„Zeig es ihm“, sprach der Räuber und kroch in den Sack.

Da schnürte der Mann den Sack zu und schlug mit all seiner Kraft auf

den dummen Wolf ein. Listig und mit lachendem Gesicht schaute der Fuchs zu, und der Graue flehte und bat:

„Laß mich frei, guter Mann, laß mich frei, ich bitte dich!“

„Warum sollte ich dich freilassen, da du mich doch fressen willst?“ höhnte das arme Bäuerlein.

„Nie mehr werden meine Zähne solches Fleisch kosten! Nur laß mich frei.“

Der Mann ließ den Wolf abermals frei, und der Graue lief eilends davon. Er war jedoch so hungrig, daß seine Beine ihn zum Dorf trugen. Er kam bis zur ersten Hütte des Dorfes, wo die Frau im Hof die Ferkel fütterte. Der Wolf setzte sich hinter den Zaun, schaute den fressenden Ferkeln zu und das Wasser lief ihm wieder einmal im Mund zusammen. Er wagte es jedoch nicht, sich auf den Hof zu schleichen. Und er dachte bei sich:

„Schleiche ich mich auf den Hof, so kommen doch die Leute von allen Seiten angelaufen und richten mich mit ihren Stöcken, Heugabeln und weiß der Teufel womit noch so zu, daß meine Beine mich nicht mehr von hier forttragen werden.“

Die Wirtin ging ins Haus, und ein Ferkelchen kroch in den Trog und schlürfte Wasser. Rasch überlegte der Wolf:

„Im Wasser leben Fische. Ich aber habe kein Gelübde abgelegt, keine Fische zu essen.“

Blitzschnell sprang er in den Hof, packte das Ferkelchen und rannte in den Wald. Nachdem er sich sattgefressen hatte, streichelte er sich den Wanst und sprach zu sich:

„Not lehrt, Not macht auch den Dummen klug.“

WIE DAS EICHHÖRNCHEN DEM BÄREN ZU HILFE KAM

Einst lebte im Wald ein Bär. Kein besonders kluger, dafür aber ein sehr selbstsüchtiger Bär.

Eines schönen Tages lag er hungrig unter einer Eiche und sah dem Spiel eines Eichhörnchens zu. Den Hunger überwindend, schlief er bald ein. Das Eichhörnchen sprang unvorsichtig auf einen abgestorbenen Ast, der sogleich abbrach, und es fiel direkt in die Tatzen des Bären. Dieser packte die unverhoffte Beute und hielt sie fest. Doch das kleine Eichhörnchen bat den Bären, es freizulassen. Es könnte, so sprach es, ihm einmal von Nutzen sein.

Da brach der Herr des Waldes in ein dröhnendes Gelächter aus und schleuderte das Eichhörnchen weit von sich. Befreit sprang es auf einen Baum.

Nach einiger Zeit trottete der Bär schwerfällig durch den Wald. Da bemerkte er ein großes, frisches Stück Fleisch, das auf der Erde lag und ihn zu erwarten schien. Er packte es sogleich mit einer Tatze, merkte aber augenblicklich, daß er eine Schlinge festzog. Der Bär war in eine Falle geraten. Da erhob er ein fürchterliches Gebrüll, daß es nur so im Wald widerhallte. Als das Eichhörnchen dieses Gebrüll vernahm, kam es rasch angesprungen, zernagte die Schlinge und befreite den Bären.

Wenn auch klein, kann es doch von Nutzen sein.

DER SCHWAN, DER HECHT UND DER KREBS

Das Ufer eines Flusses entlang schwamm langsam und bedächtig der Schwan. Von Zeit zu Zeit bog er den schlanken Hals nach unten und schaute auf den Grund des Wassers. Der Hecht flitzte an ihm vorbei, kehrte jedoch sogleich um und fragte:

„Sei so lieb, sag mir bitte, wo hältst du dich auf, wenn der Fluß gefriert?“

„Warum bist du so neugierig?“

„Ach weißt du, ich möchte den Winter ebenfalls nicht hier im Fluß verbringen. Unter der Eisdecke fehlt es häufig an frischer Luft, so daß man zu ersticken droht.“

„Im Herbst fliege ich von hier fort“, sagte der Schwan, „und verbringe die Zeit bis zum Frühling in einer warmen Gegend.“

Da bat der Hecht:

„Nimm mich bitte mit!“

„Warum nicht? Bitte sehr. Willst du mitkommen, so komm halt mit. In Gesellschaft ist die Reise immer angenehmer.“

In ihrer Nähe lag der Krebs und konnte ihr Gespräch hören. Er bat nun seinerseits:

„Nimm auch mich bitte mit!“

„Gerne, warum denn nicht? Willst du dich mit uns zusammen auf den Weg machen, so komm auch du mit! Noch angenehmer ist die Reise zu dritt. Wollen wir also ruhig den Herbst abwarten, und dann sag ich euch, wann's losgeht.“

Der Schwan dachte: ‚Wenn die beiden im Wasser schwimmen können, so könnten sie auch gewiß fliegen.‘

Der Sommer verging, und der Herbst zog ein. Da sprach eines Tages der Schwan:

„Nun ist es Zeit, meine Lieben, nach dem Süden zu fliegen. Bereitet für morgen nachmittag die Reise vor.“

Der Hecht beeilte sich, den Krebs zu benachrichtigen. Dieser dachte eine Weile nach, dann sprach er:

„Und wie werden wir außerhalb des Wassers ohne Nahrung leben? Nehmen wir also Wegzehrung mit, die bis zur Ankunft in einem warmen Lande reicht.“

Da fragte der Hecht:

„Und wie nehmen wir diese Wegzehrung mit?“

„Ganz einfach: wir beladen einen Wagen mit Wegzehrung, spannen uns davor und machen uns auf den Weg. Natürlich bitten wir den Schwan, sich auch vorzuspannen, und er wird uns bestimmt helfen. Zu dritt wird's schon gehn.“

Der Krebs und der Hecht verschafften sich einen Wagen, flochten aus Grashalmen Seile und warteten auf den Schwan. Am nächsten Tag kam dieser geflogen und sprach:

„Nun, seid ihr fertig? Ich fliege bald los.“

„Fertig! Wir möchten dich nur bitten, uns beim Ziehen des Wagens zu helfen. Spannen wir uns alle drei davor!“

„Einverstanden!“ sprach der Schwan. „Bindet eines der Seile an meinem Fuß fest.“

Der Krebs band eines der Seile an einem Fuß des Schwans fest, ein anderes klemmte er sich zwischen die Scheren, und der Hecht packte sein Seil mit den Zähnen.

„Nun, alle drei zusammen: Los!“

Mit dem Schwänzchen winkend, zerrte der Krebs aus ganzer Kraft den Wagen zurück, der Hecht stürzte sich Hals über Kopf in die Tiefe und der Schwan erhob sich mit ausgebreiteten Schwingen in die Lüfte. Da rissen die Seile, und der Wagen rührte sich nicht von der Stelle. Wer daran schuld war, wer nicht, das wußte kein Mensch. Und niemand unterfing sich, darüber zu entscheiden. Nur die Frösche wunderten sich über den Krebs und den Hecht: ‚Versteht man von einer Sache nichts, sollte man lieber die Finger davon lassen!‘ Und sie lachten aus vollem Froschhalse.

WARUM FRIßT DER STORCH FRÖSCHE UND DER WOLF SCHAFE

Einst lebten in unserer Gegend ein Wolf und ein Storch. Der Wolf zerriß keine Schafe und der Storch fraß keine Frösche. An einem schönen Frühlingstag begegneten sie sich und beschlossen, gemeinsam für ihren Lebensunterhalt zu sorgen, gemeinsam zu arbeiten. Sie eröffneten eine Schenke und verkauften Wein und Wodka. Den Erlös bewahrten sie in einer gemeinsamen Kasse auf.

Als der Herbst kam, sprach der Storch:



„Hör mal, lieber Wolf, nun muß ich nach dem Süden, in wärmere Gegenden fliegen. Teilen wir also den Erlös: eine Hälfte mir, die andere dir.“

„Einverstanden, Bruder!“ erwiderte der Wolf, „ich möchte dich nicht benachteiligen. Aber wie wollen wir teilen? In der Kasse befindet sich nur eine Hälfte der Einnahmen, die andere Hälfte schulden uns unsere Kunden, denn sie tranken und ließen anschreiben.“

„Dann händige mir jenes Geld aus, das in der Kasse ist, und kassiere die andere Hälfte bei unseren Schuldnern. Außerdem wird die Schenke dir gehören, denn ich schenke dir meine Hälfte des Hauses.“

„Abgemacht!“ sprach der Wolf.

Er händigte dem Storch das Bargeld aus, und dieser legte es in einen Beutel, den er sich um den Hals hängte, dann schlug er mit seinen mächtigen Schwingen, stieg in die Lüfte und flog davon. Um die Mittagszeit erblickte er von seiner Höhe aus einen Teich, in dem sich viele Frösche tummelten. Langsam glitt er hinunter, denn er hatte großen Durst. Sobald er aber den langen Hals bog, um zu trinken, rutschte der Beutel mit dem Geld hinab und verschwand – klatsch! – im Teich. Der Storch suchte und suchte im Schlamm nach ihm, allein, er konnte ihn nicht finden. Erzürnt stürzte er sich auf

die Frösche und fraß einen nach dem anderen auf, denn er glaubte, sie hätten den Beutel versteckt. Seit dieser Zeit verfolgen Störche Frösche und fressen sie auf.

Indessen erinnerte sich der Wolf an jene Leute, die seine Schuldner waren, jedoch kein Mensch dachte daran, die Schulden zu bezahlen. Sie klagten über die schlimmen Zeiten und darüber, daß sie keinen Groschen in der Tasche hätten. In die Schenke kämen sie auch nicht mehr, denn sie hätten begriffen, daß der Wodka schädlich für die Gesundheit sei. Nun machte der Wolf Pleite, schloß die Schenke und ging in den Wald.



Eines Tages, als er hungrig durch den Wald streifte, bemerkte er in der Nähe des Waldes ein weidendes Schaf.

„Aha!“ dachte er, „das ist ja das Schaf des Semen Holk. Dieser Semen schuldet mir Geld für Wodka. Nun gut, dann freß ich sein Schaf und wir sind quitt.“

Er fraß des Semen Schaf, dann das des Petro und so weiter und so fort, bis er die Schafe seiner Schuldner gefressen hatte. Er wußte jedoch nicht genau, ob es wirklich die Schafe der Schuldner gewesen seien. Ist es doch unmöglich, alles im Kopf zu behalten. Deshalb fraß er auch jedes Schäfchen, dessen er habhaft werden konnte.

So halten's auch seine Nachkommen bis heute.

DER REIHER, DER FISCH UND DER KREBS

Es lebte einst ein Reiher neben einem Teich. Er wurde dort alt und schwach. Er wurde so schwach, daß er keine Kraft mehr besaß, Fische zu fangen. Da dachte er lange darüber nach, wie man sich durch List ernähren könnte. Eines Tages sprach er zu den Fischen:

„Wißt ihr nicht, liebe Fischlein, daß euch ein großes Unglück droht? Ich hörte die Leute davon sprechen, daß sie in Kürze das Wasser des Teichs abfließen lassen, um euch mit einemmal zu fassen. Jedoch ich weiß ein Mittel dagegen. Hinter einem Berg, nicht weit von hier, gibt es einen prächtigen Teich. Ich würde euch gern helfen, dorthin zu gelangen, doch bin ich so alt und schwach, daß ich kaum noch fliegen kann.“

Da flehten die Fische ihn an, daß er ihnen doch helfen möge. Der Reiher aber erwiderte:

„Ich könnte euch vielleicht helfen, doch wäre es mir unmöglich, euch alle auf einmal hinüberzutragen. Jeden einzeln würde ich jedoch versuchen.“

Und nun baten die Fische erst recht:

„Trag mich zuerst hinüber! Nein, trag mich zuerst hinüber!“

Da begann der Reiher sie hinüberzutragen. Er packte einen von ihnen, trug ihn aufs Feld und verzehrte ihn dort mit großem Vergnügen. Auf diese Weise hatte er bald eine Menge Fische gefressen.

Neben diesem Teich lebte auch ein alter Krebs. Als er den Reiher die Fische hinübertragen sah, bat er:

„Lieber Reiher, trag bitte auch mich hinüber!“

Der Reiher packte nun auch den Krebs und trug ihn fort. Als er jedoch das Feld erreicht hatte, wollte er den Krebs hinunterfallen lassen. Dieser sah jedoch die Gräten der aufgefressenen Fische, packte den Reiher mit den Scheren an der Gurgel und erwürgte ihn. Dann kroch er langsam zum Teich zurück und erzählte den Fischen, was er gesehen hatte.

Seit dieser Zeit gelüstete es keinen Fisch, einen neuen Wohnort zu beziehen.

DAS MÄRCHEN VOM JUNGEN FISCH UND DER ALTEN BOHNE

Einst badete eine Forellenmutter mit ihrem Jungen in einem klaren, großen See. Da verspürte das Forellensjunge eine unwiderstehliche Lust, irgendwohin weit in die Ferne zu schwimmen. Es schwamm und schwamm, bis es die ferne Küste erreichte. Hier schaute es sich um und erblickte eine große grüne Bohne.

„Grüß Gott, du Bohnenungeheuer!“ höhnte die junge Forelle.

„Gott zum Gruß, Stummelschwänzchen!“ erwiderte die Bohne.

Nun fühlte sich die junge Forelle so sehr beleidigt, daß ihr die Tränen in den Augen standen. Als sie zur Forellenmutter zurückgeschwommen kam, beklagte sie sich über die Bohne.

„Mama“, jammerte sie, „die Bohne nannte mich ‚Stummelschwänzchen‘! Warum macht sie sich lustig über mich? Hab ich denn kein Schwänzchen?“

„Vielleicht hast auch du sie irgendwie beleidigt?“

„Aber, Mamachen, nein, was denkt Ihr von mir!“

„Schwimmen wir zur Bohne“, schlug die Mutter vor, „und ich werde sie fragen, warum sie dich beleidigt hat.“

Sie schwammen also beide, die Mutter und die Tochter, an jenes Ufer, wo die Bohne wuchs.

„Guten Tag, verehrte Frau Bohne!“ grüßte die Forellenmutter höflich.

„Einen schönen, guten Tag, verehrte Frau Forelle, wünsche ich auch meinerseits!“ erwiderte die Bohne.

„Warum, verehrte Frau Bohne, habt Ihr mein Töchterchen beleidigt und nanntet es ‚Stummelschwänzchen‘?“

„Wie du mir, so ich dir! Wie der Gruß, so der Gegengruß, verehrte Frau Forelle! Euer Töchterchen nannte mich ‚Bohnenungeheuer‘, und ich nannte es ‚Stummelschwänzchen‘.“

DER FUCHS UND DER KREBS

Der Fuchs rannte übers Feld. Als er den Bach erreicht hatte, sah er den Krebs aus dem Wasser kriechen und seine Scheren an einem Stein wetzen, damit sie noch schärfer würden.

Da grüßte der Fuchs:

„Sei begrüßt, lieber Krebs! Glück auf den heutigen Tag!“

Dann fragte er:

„Wozu schärfst du denn deine Scheren? Bereitest du dich schon auf die Heumahd vor?“

Wohlerzogen wie er war, erwiderte der Krebs zuerst den Gruß des Fuchses, dann antwortete er:

„Was du, lieber Fuchs, mit den Zähnen tust, das mache ich mit meinen Scheren, und darum will ich, daß sie scharf sind.“

Darauf erwiderte der Fuchs:

„Erst jetzt begreife ich, warum die Leute immer deiner spotten und sich die Geschichte erzählen, wie du sieben Jahre lang Wasser holen gingst und es dann vor lauter Eile an der Schwelle deines Hauses vergossenst. Denn in der Tat: Wie kann man rückwärts gehen, wenn einem die Zähne an den Füßen wachsen? Gesteh doch selbst, daß die Leute recht haben!“

„Es ist möglich“, erwiderte der Krebs, „daß sie mich einst mit Recht verspottet haben. Heute jedoch trifft das ganz und gar nicht mehr zu. Wenn du dich davon überzeugen willst, so lasse uns um die Wette laufen. Ich gebe dir dabei sogar einen Vorsprung. Laufen wir bis zu jener Zitterpappel dort am Waldrand!“

Der Fuchs lachte:

„Schlag ein, ich sag nicht nein!“



Er drehte sich rasch um, die Schnauze dem Wald zugewandt, lief auch noch, wie abgemacht, ein Stückchen vor und wartete, bis der Krebs das Zeichen zum Start gab. Dabei hatte er nicht gemerkt, wie der Krebs sich an seinen Schwanz gehängt und alle acht Beine angezogen hatte.

Wie der Wind jagte der Fuchs über das Feld, lief bis zu der Zitterpappel, wandte sich um und wollte dem Krebs entgegensehen. Da vernahm er plötzlich dessen Stimme hinter sich:

„Du bist ja langsam wie eine Schnecke, Fuchslein! Ich war bereits auf der Pappel, um Ausschau zu halten, ob du bald gelaufen kämest.“

Da sperrte der Fuchs die Augen weit auf:

„Hat man je so etwas gesehen!“

Seit dieser Zeit wagte er es nie mehr, über den Krebs zu lachen.



Da brüllte der Löwe so furchtbar auf, daß es von allen Seiten des Waldes zurückschallte, so, als wäre es das Gebrüll jenes anderen Löwen.

WIE DER LÖWE IM BRUNNEN ERTRANK

Vor langer, langer Zeit erschien in den tiefen Urwäldern ein ungeheuer großer, furchterregender Löwe. Wenn er aufbrüllte, so erzitterten sämtliche Tiere des Waldes wie Espenlaub. Ging er auf Beute aus, so zerriß er jedes lebende Wesen, das ihm über den Weg lief, und ließ es liegen. Und wenn er auf eine Herde Wildschweine stieß, so würgte er alle ab, obwohl er nur eines fraß. Selten gelang es auch nur einem der Schweine, ihm zu entkommen. Vor Angst und Schrecken wußten weder die Wildschweine noch die anderen Tiere des Waldes, wie sie ihre Haut retten sollten. Da versammelten sich die Tiere, um zu beraten, was zu tun sei. Das Wort ergriff der Bär:

„Wißt ihr, daß der Löwe täglich zehn und zuweilen sogar zwanzig meiner Bärenbrüder erwürgt und zerreißt? Und doch frißt er wenig, eins oder höchstens zwei seiner Opfer. Die anderen läßt er liegen und verderben, denn er frißt nur frisches Fleisch. Deshalb schlage ich vor, wir sollten diesen blutgierigen Gesellen zur Vernunft bringen.“

„Wenn du so klug bist“, entgegnete der Wolf, „dann versuche, mit ihm darüber zu sprechen. Unsere Worte wird er nicht einmal anhören wollen. Er wird alle unsere Boten zerreißen, und das wird unser aller Ende sein.“

„Wir müssen es versuchen und sehen, was daraus wird“, meinte der Bär. „Wen schicken wir jedoch zum Löwen?“

Da sprach der Wolf:

„Du, lieber Bär, mußt hingehen, denn du bist der größte und der stärkste unter uns.“

„Nein“, erwiderte der Bär, „in diesem Falle taugt meine Kraft zu nichts, ich kann ihn nicht überwinden. Stürzt er sich auf mich, so bin ich verloren. Angesichts dieses furchtbaren Löwen ist meine Stärke keinen Deut wert. Am besten aber wäre es, lieber Wolf, wenn du hingehen würdest. Du bist viel geschickter und auch viel flinker als ich.“

Da entgegnete der Wolf:

„Meine Geschicklichkeit und Flinkheit, lieber Bär, sind genau soviel wert wie deine Plumpheit. Oder meinst du wirklich, daß ich ihm entwischen kann, wenn er mich verfolgen wird? Da muß man eine ganz besondere List ersinnen. Unsere Kraft und Geschicklichkeit allein helfen uns nicht weiter.“

Nun ergriff der Hirsch das Wort:

„Wißt ihr was, liebe Freunde? Wir müssen ersinnen, wie man sich ihm nähert, ohne ihn auch nur im geringsten zu erzürnen.“

„Bist du tatsächlich so klug, liebes Hirschlein, so geh doch du zu ihm.“

„Ich übernehme diese Aufgabe nie im Leben“, sagte der Hirsch, „meine

Meinung ist nur, daß man mit dem Löwen nicht so wie mit einem Freund oder Bekannten sprechen darf. Man muß genau wissen, wie man sich ihm zu nähern hat.“

„Und wer soll, deiner Meinung nach, zu ihm geschickt werden?“

„Ich meine, es wäre am besten, den Fuchs als Abgesandten zum Löwen zu schicken. Er ist mit allen Wassern gewaschen und vielleicht gelingt es ihm, sich an den Löwen heranzuschmeicheln und ihm zu erklären, was uns bewegt.“

Nun riefen alle Tiere:



„Das hast du ausgezeichnet überlegt! Nur der Fuchs kann sich an ihn heranpirschen.“

Man ließ also den Fuchs kommen, und der Bär wandte sich an ihn mit den Worten:

„Brüderlein Fuchs, du mußt dich zum Löwen begeben und ihn zur Vernunft bringen. Genauso wie uns ist sicher auch dir klar, daß er uns ansonsten alle umbringt.“

„Warum ausgerechnet ich? Habe ich dem lieben Herrgott ein Lämmchen gestohlen oder sonst etwas verbrochen? Will durchaus niemand zum Löwen gehen, so soll das Los entscheiden. Wen es trifft, der geht.“

„Nein, lieber Fuchs, es wird dir nicht gelingen, dich hier herauszuwinden. Es ist doch leicht möglich, daß das Los gerade den trifft, der kein Wort über die Lippen bringen kann. Was tun wir dann? Oder ein anderer wird vor lauter Angst etwas zusammenreden, daß der Löwe eher erzürnt statt gnädig zu sein. Wir haben deshalb beschlossen, lieber Bruder Fuchs, dich zu schicken. Willst du aber nicht gehorchen, so zerreißen wir dich in Stücke.“

Dem Fuchs wurde unheimlich zumute. Er wußte nicht, was er machen soll: nicht zu gehen, war wohl nicht möglich, zu gehen, erschien ihm entsetzlich. Er dachte angestrengt nach und sprach:

„Na gut, ich gehe. Ich stelle mein Schicksal auf die Probe, obwohl dies ohnehin mein Schicksal zu sein scheint.“

Lange strich der Fuchs durch den Wald. Er wagte nicht, sich dem Löwen zu nähern. Immer wieder kehrte er um, einmal nach links, einmal nach rechts. Die ganze Zeit über dachte er nur daran, wie er den Löwen nasführen, wie er ihn betrügen könnte. Der sichere Tod war erschreckend. Eines schönen Tages aber stieß er unerwartet auf einen Brunnen. Und da kam ihm folgender Gedanke: ‚Ist es nicht viel besser, sich zu ertränken, als lebend zwischen die Zähne dieses Blutsaugers zu geraten!? Stürz ich mich in den Brunnen, so ertrinke ich, ohne besondere Schmerzen zu verspüren. Ich ersticke lediglich und alles hat ein Ende. Gerate ich aber in die Pranken dieses Ungeheuers, so werde ich unaussprechliche Qualen erdulden müssen, bis er mich völlig zerreißt.‘

Der Fuchs ging also geradewegs auf den Brunnen zu, umkreiste, umschnupperte ihn, dann schaute er hinunter. Wasser sah er nur sehr, sehr tief unten. Angestrengt lugte er hinab. Aber was ist denn das? Aus der Tiefe schaute ihn ein Fuchs an. Ja, ein Fuchs! Anfangs kam er gar nicht auf den Gedanken, daß der dort unten sein Abbild ist. Er nickte mit dem Kopf, der dort unten nickte desgleichen, er streckte die Zunge heraus, der dort unten machte genau dasselbe. „Wie?!“ rief er erstaunt, „das ist doch mein Abbild! Das bin ich ja selbst. Mit Recht heißt es: Schau in den Brunnen und du wirst dich selbst sehen. Gut, ausgezeichnet! Nun werde ich versuchen, den Löwen zu überlisten. Weiß er nicht, wen er hier sehen wird, so ist es um ihn geschehn.‘

Nun lief der Fuchs geradewegs zum Löwen. Es ward ihm ein wenig froher zumute und er lief aufgemuntert dahin. Langsam brach der Abend an. Als er schon in der Nähe des Löwenpalastes war, vernahm er plötzlich ein furchtbares Gebrüll.

Zu Tode erschrocken, blieb er stehen, verneigte sich tief und sprach:

„Majestät, zürnt mir bitte nicht, schenkt mir Euer geneigtes Ohr. Ich sage Euch kurz, warum ich gekommen bin. Die Tiere schickten uns, ein paar Hasen und mich, um Euch, Majestät, zum Namenstag zu gratulieren. Wir liefen schnell und unermüdlich durch den Wald. Da begegnete uns ein Tier, das Euch, Hoheit, aufs Haar gleicht, und fragte uns:

‚Wohin des Wegs?‘

Worauf ich ihm antwortete:

‚Die Tiere schicken uns zum Löwen, damit wir ihn zum Namenstag beglückwünschen.‘ Da brüllte uns jenes Tier an: ‚Wie? Von welchem Löwen plappert ihr? Ich bin hier der Löwe! Mir habt ihr zu gehorchen! Keinen Schritt weiter! Ihr gehört mir!‘ Da begann ich zu bitten und zu flehen:

„Das ist doch unmöglich! Seine Majestät erwartet uns. Heute ist seiner Hoheit Namenstag. Gratulieren wir nicht heute seiner Majestät, so könnte seine Hoheit dies als Beleidigung auffassen und uns alle erwürgen.“ Darauf entgegnete er: „All das interessiert mich nicht, auch nicht, daß jemand heute seinen Namenstag feiert. Sollte ich einmal Lust verspüren, diesen jemand zu fressen, so freß ich ihn!“ Ich, Euer Knecht, der hier vor Euch steht, redete lange, sehr lange, daß jener Löwe uns zu Euch, Majestät, gehen ließ. Nur mit Mühe gelang es mir zu entkommen.“

Der Löwe erzitterte vor unbezähmbarem Zorn, er vergaß sogar, daß er hungrig war und fragte mit donnernder Stimme:

„Wo ist dieser freche Bruder?“

„Sie finden ihn, Majestät, in seinen steinernen Gemächern.“

Da brüllte der Löwe so furchtbar auf, daß es von allen Seiten des Waldes zurückschallte, so, als wäre es das Gebrüll jenes anderen Löwen.

„Majestät“, sprach der Fuchs, „hört Ihr das Gebrüll jenes Tieres? Dies tut er, um Euch zu reizen.“

Da ergrimmte der Löwe noch mehr.

„Ich werde ihn in Stücke reißen! Wie kann er sich erdreisten, mir zu widersprechen!? Dieser Wald gehört mir! Laufen wir augenblicklich zu ihm! Zeige mir, wo ich ihn finden kann, diesen rüdischen Hund!“

Der Fuchs brachte also den Löwen zu jenem Brunnen.

Als sie ganz nahe an den Brunnen herangekommen waren, fragte der Löwe:

„Wo ist er? Zeig ihn mir!“

„Hier“, erwiderte der Fuchs, „in diesen steinernen Gemächern. Ich fürchte mich jedoch, noch näher heranzutreten, er könnte mich ja zerreißen. Hoheit, schaut bitte selbst nach.“

Sogleich trat der Löwe ganz nah an den Brunnen heran und sah hinein. Tatsächlich, von unten schaute ihn frech ein Löwe an. Er knirschte mit den Zähnen. Auch jener unten tat dies. Nun brüllte er noch fürchterlicher und sprang in den Brunnen hinein. Der Brunnen war jedoch so eng, so daß man, wenn man einmal unten angelangt war, nie wieder heraufklettern konnte, es gab nichts, das man ergreifen und sich daran festhalten konnte. Der Löwe baumelte dort unten so lange, bis er ertrank. Als der Fuchs das sah, rannte er Hals über Kopf zu den Tieren des Waldes.

Fröhlich kam er zu ihnen, so daß sie sogleich bemerkten, daß er eine frohe Botschaft für sie hat.

Nun bestürmten sie ihn:

„Was gibt's? Warst du beim Löwen oder wagtest du doch nicht, zu ihm zu gehen?“

„Natürlich war ich bei ihm. Und jetzt laßt für ihn eine Messe lesen. Er ist ertrunken, der Arme. Ich hab ihn schön reingelegt.“

„Reingelegt?“

„Da erzählte der Fuchs ausführlich, was geschehen war. Als die Tiere diese Nachricht vernahmen, sprangen sie vor Freude in die Luft. Ihre Freude war so groß, daß es unmöglich ist, sie mit Worten zu schildern.“

DER OCHS, DER SCHAFBOCK UND DER HAHN

Es war einmal ein Ochs, der weidete im Sommer auf grünen Wiesen und in den fruchtbaren Tälern. Er fürchtete sich vor nichts und niemandem, denn er war stärker als all jene, die zu ihm kamen und mit ihrer Kraft prahlten. Der Ochs war so stark, daß er nicht einmal bei seinem Herrn dienen wollte. Deshalb lief er seinem Herrn auch davon.

Aber, o weh, es kam der Herbst. Es wurde kühl, sogar kalt. Das Gras verlor seine Frische und schmeckte ganz und gar nicht. In den Nächten zitterte der Ochs vor Kälte. Und es wurde immer kälter und kälter. Und wenn der Winter kommt, was dann? Deshalb beschloß er, in eine warme Gegend zu ziehen. Er hatte nämlich die Menschen erzählen hören, daß die Zugvögel nach dem Süden, in warme Länder fliegen und dort bis zum nächsten Frühling bleiben. So erhob sich auch der Ochs eines Morgens, verließ das schöne Tal, das ihm den Sommer über Nahrung gespendet hatte und zog in eine warme Gegend. Es tat ihm leid, dieses wunderschöne Tal zu verlassen, das so gastfreundlich gewesen war. Allein, was half es. Wenn man fortgehen muß, dann geht man halt fort.

Als er die breite Landstraße erreichte, begegnete er dem Schafbock.

„Wohin des Wegs?“ fragte dieser.

„Na ja, möcht' in einem warmen Land überwintern.“

„Da komme ich mit!“ rief der Schafbock. Nun gingen sie schon zu zweit. Wie sie so dahintrotteten, begegneten sie dem Hahn.

„Kikiriki! Wohin des Wegs?“ fragte dieser. Und sie erwiderten:

„Na ja, wir möchten in einem warmen Land überwintern.“

Da rief der Hahn:

„He-e! Da komme ich mit!“

Nun gingen sie schon zu dritt. Gegen Abend verspürten sie jedoch Müdigkeit, setzten sich nieder und ruhten sich aus. Plötzlich vernahmen sie den Schrei der Wildgänse.

„Hört ihr's?“ rief der Hahn, „das sind die Wildgänse.“ Er schlug mit den Flügeln und versuchte, ihnen fliegend zu folgen. Es ist jedoch den Hühnern und Hähnen nicht gegeben, hoch und weit zu fliegen. Er schlug noch ein paarmal mit seinen kleinen Flügeln und ließ sich bald darauf ermüdet nieder. ‚Ach, in drei Teufelsnamen, ich mühte mich vergeblich ab.‘ Indessen hatten sich's die Wildgänse auf einem Hügel bequem gemacht, um dort zu übernachten. Da kam ein alter Gänserich, der Leitvogel der Wildgänse, verneigte sich vor dem Ochs, dem Schafbock sowie dem Hahn und fragte:

„Wohin des Wegs, meine Herrschaften?“



„Na ja“, erwiderte der Ochs, „wir möchten in ein warmes Land ziehen, um dort zu überwintern.“

„O-ho-ho-o! Cha-cha-a!“ brach der Gänserich in ein Gelächter aus, „nie werdet ihr ein warmes Land zu sehen bekommen.“

„Wieso? Warum nicht?“ fragte der Hahn.

„Ja, wie soll ich's euch erklären, liebe Freunde? Euch ist etwas, was man haben muß, um in solch ein Land zu kommen, versagt. Ihr müßtet euer Leben lang laufen, um anzukommen. Ihr habt jedoch weder die dafür nötigen Beine noch die rechten Schwingen, drum wird es euch auch niemals gelingen.“

Da dachten die drei Wanderer lange darüber nach, was nun zu tun sei. Es fiel ihnen jedoch nichts ein. Und sie gingen zum Gänserich, um sich von ihm Rat zu holen. Er aber sprach:

„Kehrt dorthin zurück, woher ihr gekommen seid. Geht zu euren Herrn zurück. Jagen sie euch nicht vom Hof, ist's euer Glück.“

Die drei überlegten sich das Gehörte noch einmal und sprachen:

„Nicht zu diesem Zweck verließen wir unsere Herren, um nun umzukehren und uns aufs neue das Joch anlegen zu lassen.“

Deshalb gingen sie in den Wald, bauten eine bequeme Hütte und lebten in Ehren, ohne zu ihren Herren zurückzukehren.

DAS MÄRCHEN VON ILJA MUROMEZ UND DEM RÄUBER NACHTIGALL

Ilja Muromez wurde unweit der Stadt Murom geboren. Er stammte aus einer armen Familie. Seine Eltern fällten Holz im Walde und bestellten ein Stückchen Ackerland, nicht größer als ein halber Hektar. So ernährten sie mühevoll ihren Sohn Ilja, der ein Fußleiden hatte und nicht gehen konnte. Dreißig Jahre lag Ilja auf dem Ofen; weder konnte er sich erheben noch irgendeine Arbeit verrichten.

Als Iljas Eltern eines Tages im Walde Bäume fällten und Ilja wie gewöhnlich auf dem Ofen lag, kamen drei alte Männer und riefen:

„Ilja, Ilja, mach uns auf!“

Ilja antwortete:

„Wie soll ich euch öffnen? Ich bin schwer krank und kann mich nicht erheben!“

„Du mußt es nur versuchen! Strenge dich einmal richtig an, Ilja! Nun los, erhebe dich doch!“

Da strengte sich Ilja gewaltig an, hob die Beine und sprang mit einem Satz vom Ofen herunter. Und wirklich vermochte er mit beiden Füßen auf dem Boden zu stehen. Sogleich ging er die Tür öffnen. Die Alten traten ein und sprachen:

„Ilja, lange genug hast du an der schweren Krankheit gelitten und bliebest kaum am Leben! Nun aber bist du gesund! Vater und Mutter werden Freude an dir haben, denn du wirst ein starker und mächtiger Held sein!“

Sie reichten ihm einen Krug Wasser.

„Nimm diesen Krug und trinke ihn aus! Gleich wirst du spüren, was mit dir vorgeht.“

Er nahm den Krug und tat einen kräftigen Schluck.

„Nun, spürst du etwas?“

„Ich verspüre eine gewaltige Kraft in mir.“

„Gut. Nimm noch einen Schluck.“

Wieder führte er den Krug an die Lippen, warf den Kopf zurück und trank das Wasser aus.

„Nun, was spürst du jetzt?“

„Ich spüre“, sprach Ilja, „eine noch größere Kraft in mir. Wenn man jetzt einen Ring tief in die Erde steckte, würde ich diesen Ring ergreifen, die Erde hochheben und sie umdrehen.“

„Na schön“, sprachen die Alten. „Nun aber, Ilja, prahle nicht mit deiner Kraft und erzähle niemandem davon. Benimm dich so, daß Vater und Mutter

nur Freude an dir haben. Tue niemandem etwas zuleide, sondern versuche, jedermann in der Not zu helfen.“

Zu jener Zeit aber überfielen die Tataren das Land der Russen. Da beschloß Ilja Muromez, sein Heimatland gegen die Tataren zu verteidigen. Das Heer der Tataren lag damals vor Kasan und hielt die Stadt umzingelt. Anführer des Heeres waren drei Tatarenkönige, berühmte Helden. Als Ilja vor Kasan anlangte, riß er eine Eiche aus und schlug damit auf das Heer der Könige ein. Er vernichtete das ganze Tatarenheer, nur jene drei Könige blieben am Leben. Ilja trat zu ihnen und sprach:

„Kehrt in euer Tatarenreich zurück und erlaßt einen Befehl, daß niemand mehr in das Land der Russen einfalle. Gern würde ich auch euch erschlagen! Aber ich schenke euch das Leben, damit ihr diesen Befehl in euren Landen verkündet. Mißachtet ihr ihn, wird Ilja Muromez euch alle vernichten.“

Die drei Könige kehrten in ihre Heimat zurück, und Ilja Muromez begab sich in die Stadt Kasan. Die Stadtbewohner aber hatten sich alle versteckt. Einige in ihren Häusern, die meisten jedoch in den Kirchen. Ilja trat in eine Kirche. Sie war voll weinender und zu Gott flehender Menschen.

„Warum weint und fleht ihr hier, ihr guten Leute?“ fragte er.

„Was soll diese Frage? Bist du blind? Sahst du denn nicht die Tataren vor der Stadt? Bald werden sie uns alle töten und abschlachten!“

„Was für Tataren? Dort gibt es keine Tataren mehr. Geht hin und überzeugt euch selbst.“

Als die Kasaner aus der Stadt kamen und nach allen Seiten blickten, war keine Spur von den Tataren zu sehen; so, als wären sie niemals hier gewesen. Da erfüllte die Menschen Freude. Sie dankten Ilja Muromez vielmals und baten ihn, sich in der Stadt niederzulassen.

Er aber sprach:

„Nein! Nun da ich euch befreit habe, ziehe ich meiner Wege und werde anderen Menschen helfen. Die Tataren sind fortgezogen. Fürchtet euch nicht, kein Feind wird sich mehr bei euch blicken lassen. Geht an eure Arbeit und arbeitet so, wie ihr bisher getan!“

Ilja Muromez schwang sich aufs Pferd, ritt davon und schlug den Weg nach Kiew ein. Bis nach Kiew war es weit, sehr weit. Viele Umwege mußte man machen, denn an dem kürzesten Wege, der nach der Stadt führte, lagerte ein mächtiger, weithin gefürchteter Bösewicht: der Riese, Räuber Nachtigall genannt. Kein Vogel konnte an ihm vorbeifliegen, kein Tier vorüberhuschen, kein Held vorbeiziehen; Räuber Nachtigall erwischte alle und tötete sie.

Ilja Muromez jedoch schlug den kürzesten Weg ein, der sich am Rande jenes Waldes dahinzog, wo sich Räuber Nachtigall aufhielt. Der Riese saß

auf drei Eichen und auf neun Ästen. Dort hatte er sein Nest gebaut, um alles im Walde sehen zu können. Sobald jemand gefahren oder gegangen kam, trillerte er augenblicklich mit ganzer Kraft wie eine Nachtigall. Sogleich fielen die Blätter von den Bäumen. Begann er aber, wie ein wildes Tier zu brüllen, stürzten die Bäume um. Wenn nun ein Lebewesen vorbeikam, wurde es von den Bäumen begraben und mußte sterben.

Als der Räuber Nachtigall Ilja Muromez daherreiten sah, trillerte er mit ganzer Kraft wie eine Nachtigall. Sogleich fielen die Blätter von den Bäumen. Als er aber wie ein wildes Tier zu brüllen begann, sank Iljas Pferd, von einem Baum getroffen, in die Knie.



Ilja Muromez stieß sein Pferd mit dem Fuß in die Flanke und rief:

„Steh auf, sonst werf ich dich den Hunden zum Fraß vor! Wie kann dir der Räuber Nachtigall solche Angst einjagen!“

Ilja Muromez ritt darauf näher heran. Kaum sah das der Räuber Nachtigall, da sprang er auch schon von der Eiche herunter und stürzte sich auf ihn. Allein Ilja Muromez zielte und schoß einen Pfeil ab, der das rechte Auge des Räubers traf. Der Pfeil durchbohrte den Kopf und flog weiter. Der Räuber Nachtigall aber fiel zu Boden. Nun sprang Ilja Muromez hinzu, packte den Riesen und begann ihn mit beiden Händen zu würgen. Der Räuber Nachtigall spürte, daß der andere stärker war als er und dachte: „Diesem Helden bin ich nicht gewachsen!“

Ilja löste den Steigbügelriemen vom Sattel, fesselte den Räuber Nachtigall damit an Händen und Füßen, band ihn an den Sattel und ritt geradewegs zu dem Anwesen des Räubers.

Dieser aber hatte eine Tochter, die über wahre Riesenkräfte verfügte. Als das Mädchen Ilja Muromez heranreiten und ihren Vater an den Sattel gefesselt sah, ergriff es eine neunzig Pud* schwere Eisenplatte, warf sie nach

* Pud – Gewichtseinheit: 16,38 kg.

Ilja Muromez und war gewiß, ihn damit zu erschlagen. Ilja Muromez jedoch stieß die Platte mit der Schulter so wuchtig zurück, daß sie mit voller Kraft gegen das Mädchen sauste und es auf der Stelle tötete.

Räuber Nachtigalls Weib sah nun ein, daß das Unglück in ihr Haus gekommen war, und flehte Ilja Muromez an:

„Nimm alles Lösegeld, was du begehrt! Gold oder Silber! Nur laß meinem Mann das Leben!“

Doch Ilja Muromez erwiderte ihr:



„Nein und abermals nein! Für euren Mann gibt es kein Erbarmen! Wie viele Menschen hat er schon erschlagen! Wie viele Waisen müssen seinetwegen um ihre Väter klagen! Und ich soll ihm das Leben lassen! Niemand kann das von mir verlangen! Lösegeld brauche ich keins, mir geht es nicht ums Geld! Ich möchte nur allen jenen helfen, die in Not sind und denen Unrecht geschieht!“

Er riß das Roß herum und ritt geradewegs nach Kiew.

Zu jener Zeit regierte in Kiew der Fürst Wolodymyr. An dem Tage, an welchem Ilja Muromez in der Stadt ankam, saß man gerade am Hofe des Fürsten beim Festschmaus. Alle Helden des Landes nahmen daran teil.

Als Ilja an der Tafel erschien und seinen Namen nannte, fragte der Fürst: „Auf welchem Wege gelangtest du zu uns?“

„Ich ritt“, erwiderte Ilja Muromez, „auf dem kürzesten Wege hierher.“

Bei diesen Worten sprangen die Helden von ihren Sitzen auf. Ganz besonders erregte sich einer, der berühmteste unter ihnen, Aljoscha Popowitsch mit Namen. Jener Aljoscha sprang auf und rief:

„Nein, das kann nicht wahr sein! Das ist ausgeschlossen! Er lügt, Fürst! Wer würde es wagen, auf dem kürzesten Wege zu kommen? Sitzt doch dort der Räuber Nachtigall. Kein Vögelchen wagt es vorbeizufiegen, denn jedem Lebewesen wäre bei des Riesen Trillern und Gebrüll der Tod sicher!“

„Oho“, rief Ilja Muromez, „was bist du mir für ein Held, daß du den Räuber Nachtigall fürchtest? Nun gut, folgt mir“, sprach er, „ich werde euch den Räuber Nachtigall zeigen.“

Alle folgten ihm: der Fürst, die Fürstin und sämtliche Helden. Und Ilja sprach, auf den gefesselten Räuberweisend:

„Hier ist er, euer Räuber Nachtigall, seht ihn euch gut an!“

Als sie diesen an den Sattel gebunden sahen, mußten sie endlich einsehen, was für ein tapferer Held Ilja Muromez war.

Darauf wandte sich Fürst Wolodymyr an den Räuber Nachtigall, ohne erst Ilja Muromez um Erlaubnis zu fragen:

„Nun, Räuber Nachtigall, trillere wie eine Nachtigall und brülle wie ein wildes Tier!“

Allein dieser erwiderte dem Fürsten:

„Nicht du, Fürst, nahmst mich gefangen. So hast du auch nicht das Recht, mir Befehle zu erteilen. Das darf nur jener Held hier, der mich besiegt hat.“

Nun sagte der Fürst:

„So befehl du es ihm, Ilja Muromez.“

Da sprach Ilja Muromez zu Fürst und Fürstin:

„Stellt euch zu mir!“ Er hüllte sie in seinen Kosakenmantel und sagte: „Ich hülle euch ein, denn sonst könnte euch leicht das Trommelfell platzen, wenn er zu trillern beginnt.“

Dem Räuber Nachtigall aber befahl er:

„Nun tu, Räuber Nachtigall, was ich dir befehle: Trillere noch einmal wie eine Nachtigall!“

Wie dieser nun zu trillern begann, fielen die Blätter von den Bäumen. Die Helden aber, des Fürsten Gäste, krochen eilends auf allen vieren davon. Als der Räuber dann noch gleich einem Löwen brüllte, waren die Helden froh, mit dem Leben davongekommen zu sein, und machten sich auf allen vieren vollends aus dem Staube. Den Fürsten und die Fürstin aber hielt Ilja Muromez in den Mantel gehüllt, damit sie nicht zu Boden fielen und ihnen nicht das Trommelfell platze.

„Ha!“ rief Ilja Muromez den Helden nach, „Feiglinge seid ihr, die mit barem Fersengeld zahlen! Was wäre, wenn auch ich so vor ihm Reißaus genommen hätte?“

Darauf führte er den Räuber Nachtigall vor die Stadt und schlug ihm den Kopf ab.

Ilja Muromez blieb am Hofe des Fürsten Wolodymyr. Eines Tages saßen die Helden wiederum an der Tafel des Fürsten beieinander. Sie schmausten und vergnügten sich, vertrugen sich aber nicht mit Ilja Muromez, und es



gelang ihnen, diesen in einen Streit zu verwickeln. Nun hetzten sie den Fürsten auf und überredeten ihn schließlich, Ilja ins Verlies werfen zu lassen. Das Verlies aber ließ der Fürst mit einer hohen Mauer umgeben. Drei Jahre lang bekam Ilja Muromez weder Speise noch Trank, und man glaubte, er sei schon längst zu Staub und Asche zerfallen.

Allein Fürst Wolodymyrs Tochter brachte ohne Wissen des Vaters Ilja Muromez zu essen und zu trinken. So saß Ilja im Verlies, aß und trank, während der Fürst ihn schon längst unter den Toten wählte.

Drei Jahre verstrichen. Da schickte der Tatarenkönig Kalin, der als ein großer Held galt, Fürst Wolodymyr durch Eilboten eine Botschaft, in der folgendes geschrieben stand:

„Höre, was dir Kalin, König der Tataren, zu sagen hat: Mein Reich ist mir zu klein geworden. Ich möchte es durch dein Fürstentum ein wenig abrunden und auch deine Hauptstadt Kiew in Besitz nehmen. Überläßt du mir dein Reich nicht freiwillig, so werde ich ein Heer aufbieten lassen und dich bezwingen. Danach aber wirst du und dein Weib bei mir als Wasserträger dienen.“

Als Fürst Wolodymyr dies hörte, erschrak er heftig. Sogleich beriet er sich mit seiner Frau, doch sie wußten sich keinen Rat. Da ließen sie auch ihre Tochter holen und fragten sie:

„Was rätst du uns?“

Die Prinzessin sprach:

„Laßt nachsehen, ob nicht vielleicht Ilja Muromez noch am Leben ist.“

„Was fällt dir ein?“ antwortete ihr der Fürst. „Bist du denn von Sinnen? Drei Jahre lang hat er weder Speise noch Trank bekommen, gewiß ist er längst tot. Seine Knochen werden schon zu Staub zerfallen sein.“

„Aber vielleicht lebt er doch noch. Schickt doch jemanden zu ihm.“

Wieder herrschte der Fürst die Tochter an, allein die Prinzessin gab nicht nach:

„Vielleicht lebt er wirklich noch!“

Endlich sah der Fürst ein, daß die Prinzessin nicht nachgeben würde, und sprach:

„Gut, ich werde jemanden schicken.“

Er erteilte den Befehl. Man ging zu dem Verlies, grub sich durch die Mauer und wirklich fand man ihn noch am Leben. Ilja saß da und sang Kosakenlieder.

Die Männer gingen zum Fürsten und meldeten ihm:

„Ilja Muromez ist frisch und munter, als wäre nichts geschehen.“

„In der Tat?“

„Es ist so!“

„Dann rasch zu ihm!“ Schnellen Schrittes ging der Fürst zu dem Verlies. Er schloß alle Schlösser auf, ließ Ilja Muromez frei und bat ihn:

„Ilja, lieber Ilja“, sprach er, „verzeih, daß ich dir zürnte und dich ins Verlies werfen ließ. Hilf uns jetzt in unserer großen Not.“

„O nein“, versetzte Ilja Muromez, „geh deiner Wege! Du wolltest mich hier verhungern lassen! Nun aber, wo du in Not bist, kommst du zu mir und bittest um Hilfe!“

Da schickte der Fürst die Fürstin zu ihm.

Die Fürstin kam, doch wie sie auch bat und flehte, Ilja zeigte sich ihren Bitten gegenüber taub:

„Nein und abermals nein! Nie werde ich euer Verteidiger sein!“

Da sagte die Tochter des Fürsten:

„Laßt mich es versuchen, ihn umzustimmen.“

Als nun des Fürsten Tochter zu ihm kam, vermochte er es nicht, ihre Bitte abzuschlagen und sprach:

„Du hast mich nicht Hungers sterben lassen. Darum werde ich deinetwegen in die Schlacht ziehen und Rußlands Erde verteidigen. Für deinen Vater und deine Mutter aber hätte ich es nie getan.“



Alsdann erhob sich Ilja Muromez und zog in den Kampf gegen König Kalin. In einer gewaltigen Schlacht schlug er Kalins Heer vernichtend aufs Haupt. Allein auch König Kalin war ein tapferer Held und gab sich nicht so leicht geschlagen. Als Ilja Muromez sein Heer vertrieben hatte, stellte er sich diesem zum Zweikampf. Drei Tage lang schlugen sie mit den Schwertern aufeinander ein. König Kalin setzte Ilja hart zu, warf ihn nieder, drückte ihn zu Boden und schien ihn schon gänzlich überwältigt zu haben.

Der Tatarenkönig beabsichtigte aber gar nicht, Ilja Muromez zu töten, sondern wollte ihm bloß Furcht einjagen. Da er drei wunderschöne Töchter hatte, gedachte er, Ilja mit einer seiner Töchter zu vermählen. Er holte daher nur zum Anschein mit dem Dolch aus und sprach drohend:

„Jetzt werde ich dir den Bauch aufschlitzen!“

Doch sogleich setzte er hinzu:

„Na, ich schenke dir das Leben. Drei schöne Töchter habe ich, wähle dir eine von ihnen zur Frau aus. Du wirst bei mir leben und mich verteidigen. Warum dienst du noch diesem Russenfürsten, wenn er dich allein in den Kampf ziehen läßt und dir nicht einmal hilft?“

Die drei alten Männer jedoch, die Ilja Muromez einst geheilt hatten, hatten

ihm damals noch gesagt: „Solange du auf russischem Boden stehst, wirst du Kraft aus diesem Boden ziehen. Solange du auf russischer Erde liegst, wirst du an Kraft zunehmen.“ Als König Kalin Ilja nun immer stärker zu Boden drückte, merkte dieser, wie seine Kräfte zurückkehrten, und er dachte bei sich:

„Ha-ha-ha! Drücke mich nur immer weiter gegen den Boden.“

Da drohte ihm König Kalin wütend: „Wenn du keine meiner Töchter zur Frau nehmen willst, werde ich dich jetzt töten!“ Doch Ilja blieb seelenruhig liegen. Noch lange lag er so. Endlich aber verspürte er genügend Kräfte in sich, packte den König Kalin an den Beinen und schleuderte ihn in die Höhe. Zehn Meter flog dieser hoch, und als er niederstürzte, blieb er zerschmettert am Boden liegen. Blitzschnell ergriff ihn Ilja Muromez an den Füßen und schwang ihn wie eine riesige Keule gegen den Rest des Tatarenheeres, das sich inzwischen wieder gesammelt hatte. Immer wieder und wieder schwang er den toten König und schlug mit ihm die Krieger nieder, bis das ganze Tatarenheer vernichtet war. Dann kehrte er nach Kiew zurück, nahm Fürst Wolodymys Tochter zur Frau und trat die Herrschaft über dessen Fürstentum an.

DIE KOSAKEN UND DER TOD

Es gingen einmal zwei Kosaken durch die Steppe. Als sie an einem hohen Baum mit weit ausgebreiteten Ästen vorbeikamen, setzten sie sich in dessen kühlen Schatten. Der eine Kosak spielte die Bandura*, der andere lauschte diesem Spiel. Plötzlich sagte der eine:

„Brüderchen, ein Unglück naht! Schau nur hin! Dort geht der Tod!“

In der Steppe kann man tatsächlich sehr weit sehen und noch Weitentferntes erblicken.

„Und wenn schon!“ entgegnete der andere.

„Er schlägt uns die Köpfe ab! Fliehen wir!“

„O nein, Brüderlein, einem Kosaken steht es schlecht zu Gesicht, Reißaus zu nehmen. Übrigens kommst du nicht sehr weit bei dieser Hitze. Bleiben wir lieber sitzen. Unsere Mütter haben uns geboren, also müssen wir auch eines Tages sterben.“

* Lautenartiges Zupfinstrument

Sie blieben also ruhig sitzen. Da kam der Tod auf sie zu und sprach:
„Gut, ihr Landstreicher, daß ich euch begegne! Ihr habt genug seidene Kaftane getragen, genug Wein und Met gesoffen, genug verschwendet und gebummelt, nun meine Brüderchen, werde ich euch den Kopf abschlagen.“

„Bitte sehr“, entgegnete einer der Kosaken, „es ist ja dein gutes Recht. Du hast auch die Kraft und das Zeug dazu. Ich bitte jedoch Euer Gnaden, mir zu erlauben, vor dem Tod mein Pfeifchen zu rauchen.“

Da sprach der Tod:

„Da du mich mit ‚Euer Gnaden‘ angesprochen hast, gewähr ich dir diese Bitte. Rauch dein Pfeifchen nach Herzenslust.“

Der Kosak holte sein Pfeifchen hervor und paffte, daß es eine Freude war. Der Tabak war von der besten Sorte, ein starker, gebeizter Tabak. Geruch und Rauch waren so scharf und beißend, daß der Tod unwillkürlich zur Seite wich.

„Ist das aber ein widerwärtiger Geruch!“ rief er. „Wie kannst du nur so was Schreckliches rauchen?“

„Nichts zu machen“, erwiderte der Kosak, „es ist mir so beschieden.“

Als sich Rauch und Geruch ein wenig verzogen hatten, kam der Tod wieder näher.

„Nun“, sprach er, „hast du jetzt geraucht und eure Köpfe müssen rollen.“

„Gemach, Euer Gnaden“, entgegnete der andere Kosak, „gewähre auch mir eine letzte Bitte. Erlaube mir, ein wenig Tabak zu schnupfen.“

„Schnupfe nach Herzenslust“, erwiderte der Tod, „und würdige meine Güte.“

Der Kosak holte eine Tabakdose aus Horn hervor, entnahm ihr eine Prise und dachte: ‚Wie stelle ich es nur an, daß auch der Tod ein wenig schnupft?‘

Er selbst schnupfte einmal, zweimal, ächzte und stöhnte vor Vergnügen, denn der Tabak war hervorragend mit Nieswurz, Estragon und Pfeffer zubereitet. Dadurch reizte er die Schleimhaut, und es überkommt einen ein wohliges Gefühl.

„Was ist so gut an deinem Schnupftabak?“ fragte der Tod.

„Das ist Geschmacksache“, erwiderte der Kosak.

„Na, zeig mal her“, sprach der Tod, ich möcht’ ein wenig probieren.“

„Bitte, nehmt, Euer Gnaden.“

Der Tod nahm eine Prise, schnupfte, und sogleich brannte, prickelte und biß ihn der Tabak so sehr in der Nase, daß er mit Niesen gar nicht aufhören konnte. Er nieste so heftig, daß die Sense seiner Hand entfiel.

„Daß ihn der Teufel hole!“ rief der Tod. „So etwas Ekliges! Viel abscheulicher als jener widerliche Rauch. Wie kannst du nur so etwas Scheußliches vertragen?“



„Siehst's doch!“ sprach der Kosak, „ein Leben lang schon plag ich mich damit ab. Das ist mir halt so beschieden. Gott weiß warum. Ich muß es eben erdulden.“

„Aha!“ rief der Tod, „wenn das so ist, werde ich euch die Köpfe nicht abschlagen. Sterben ist nichts Besonderes. Ich werde dich lieber noch fünfzig Jahre lang schnupfen lassen.“

Auf diese Weise gelang es den Kosaken, den zupackenden Händen des Todes zu entkommen.



Prinz Iwan dachte nach: ‚Wie sollte es möglich sein, solch einen grünen Frosch zu heiraten?‘

PRINZ IWAN

Irgendwo, sehr weit von hier, lebten in einem Zarenreich ein Zar und eine Zarin. Sie hatten drei Söhne, klug und tapfer wie die Falken. Und sie waren so schöne Jünglinge, daß man es kaum in Worten ausdrücken kann. Nun waren sie auch bald in dem Alter zu heiraten. Nachdem der Zar und die Zarin lange miteinander beraten hatten, befahl der Zar seine Söhne zu sich und sprach:

„Meine lieben Söhne! Ihr seid jetzt in dem Alter, da man gewöhnlich eine Gefährtin fürs Leben sucht.“

„Du hast recht“, erwiderten die Söhne.

„Dann nehmt also eure Köcher, legt Kupferpfeile auf eure Armbrüste und schießt sie in verschiedene Richtungen ab. Das Mädchen, in dessen Hof der Pfeil niederfällt, soll eure Frau werden.“

Die Söhne waren einverstanden und gingen hinaus, spannten die Bogen und schossen die Pfeile ab. Als der Älteste geschossen hatte, sauste der Pfeil hoch in den Himmel und fiel im königlichen Garten eines fremden Reiches nieder. Gerade um diese Zeit ging die Königstochter im Garten spazieren. Sie hob den Pfeil auf, der so schön war, daß sich ihre Augen daran weideten. Damit ging sie zu ihrem Vater und sagte stolz:

„Sieh einmal, Väterchen, was für einen herrlichen Pfeil ich gefunden habe!“

„Hebe ihn nur sorgfältig auf“, sagte ihr Vater, „gib ihn nur dem, der dich zur Frau nehmen wird.“

Nach einiger Zeit kam der älteste der drei Zarensöhne und bat die Königstochter, ihm den Pfeil zurückzugeben.

„Nein“, entgegnete sie, „diesen Pfeil gebe ich nur dem, der mich zur Frau nehmen wird.“

„Ich bin es, der dich heiraten möchte“, sagte der junge Prinz.

Sie verlobten sich, und er kehrte in seine Heimat zurück.

Nun schoß der mittlere Zarensohn seinen Pfeil ab, der niedriger als die Wolken, aber höher als die Bäume des Waldes dahinflog und im Hofe eines Fürsten niederfiel. Gerade um diese Zeit saß die Fürstentochter auf der Freitreppe, sah den Pfeil fallen, hob ihn auf und brachte ihn dem Vater.

„Schau mal her, Väterchen! Diesen schönen Pfeil habe ich in unserem Hof gefunden.“

„Hebe ihn sorgfältig auf“, riet der Fürst, „gib ihn nur dem, der dich zur Frau nehmen wird.“

Eines schönen Tages kam der Zarensohn in den Fürstenhof und bat, ihm

den Pfeil zurückzugeben. Die Fürstentochter erwiderte dasselbe wie die Königstochter. Da sprach der Zarensohn:

„Ich bin es, der dich heiraten möchte.“

Sie einigten sich, und der Prinz kehrte in seine Heimat zurück.

Nun war der jüngste Zarensohn, Prinz Iwan, an der Reihe, seinen Pfeil abzuschießen. Der Pfeil flog weder besonders hoch noch tief dahin und fiel weder besonders fern noch nah in den Sumpf unweit eines Dorfes. Gerade um diese Zeit saß ein Frosch auf dem Erdhügel inmitten des Sumpfes und hob den Pfeil auf. Da kam Prinz Iwan und bat:

„Gib mir bitte den Pfeil zurück!“

„Nein, ich gebe ihn dir nicht“, entgegnete der Frosch, „ich gebe ihn nur dem, der mich heiraten wird.“

Prinz Iwan dachte nach: ‚Wie sollte es möglich sein, solch einen grünen Frosch zu heiraten?‘ Er stand noch eine Weile traurig und niedergeschlagen am Sumpf und kehrte dann voller Sorgen nach Hause zurück.

Nun war es an der Zeit, da sie dem Vater melden mußten, was für eine Braut jeder von ihnen gefunden hatte. Der älteste und der mittlere Königssohn waren von Herzen froh. Nur Prinz Iwan war bekümmert. Da fragte sie der Vater:

„Nun erzählt, meine Söhne: Was für Schwiegertöchter habt ihr für mich gefunden?“

Der Älteste antwortete:

„Ich, Väterchen, fand eine Königstochter!“

Der Mittlere antwortete:

„Ich, Väterchen, fand eine Fürstentochter!“

Prinz Iwan aber stand da und konnte kein Wort über die Lippen bringen. Nur die Tränen rannen ihm die Wangen hinunter.

„Warum weinst du, Prinz Iwan?“ fragte der Zar.

„Wie soll ich nicht weinen, mein Vater“, antwortete er niedergeschlagen, „wenn meine Brüder bei ihrer Brautwahl solches Glück hatten, ich aber einen grünen Frosch heiraten muß!“

„Das scheint dein Los zu sein“, erwiderte der Zar.

Die drei Zarenöhne heirateten also: Der Älteste nahm die Königstochter zur Frau, der Mittlere die Fürstentochter und Prinz Iwan den grünen Frosch aus dem Sumpf.

Eines schönen Tages wünschte der Zar zu sehen, welche von seinen Schwiegertöchtern das schönste Handtuch weben könne. Er befahl: „Die Handtücher müssen bis morgen früh gewebt und mir gezeigt werden, damit ich sehen kann, welches am schönsten ist!“

Prinz Iwan ging weinend nach Hause. Seine Frau, der Frosch, hüpfte ihm entgegen und fragte:

„Warum weinst du denn, Prinz Iwan?“

„Wie sollte ich nicht weinen?“ erwiderte er und erzählte ihr, was der Zar befohlen hatte.

„Sei nicht traurig“, bat seine Frau. „Alles wird sich ergeben. Lege dich getrost schlafen.“

Während er schlief, streifte seine Frau die Froschhaut ab, ging hinaus und pfiß. Sofort erschienen schöne Mädchen, webten das Handtuch und bestickten es mit schönen Adlern. Da nahm sie das Handtuch, legte es neben den Prinzen Iwan, zog wieder die Froschhaut an und ward ein Frosch.

Als Prinz Iwan erwachte, lag neben ihm ein so schön gewebtes und besticktes Handtuch, wie er noch nie im Leben eines gesehen hatte. Frohen Herzens brachte er es seinem Vater, der ihm dafür von ganzem Herzen dankte. Die Handtücher der anderen beiden Schwiegertöchter waren ganz gewöhnliche Alltagshandtücher, die der König der Küche übergab. Das des Frosches jedoch hängte er über den Ikonen auf.

Nach einiger Zeit befahl der König, daß seine Schwiegertöchter Buchweizenfladen backen und ihm bringen sollten, damit er sehe, welche von ihnen am besten backen könne.

Die Augen voller Tränen, ging Prinz Iwan nach Hause. Der Frosch hüpfte ihm entgegen und fragte:

„Prinz Iwan, warum weinst du denn?“

„Wie soll ich nicht weinen, wenn der Vater angeordnet hat, daß seine Schwiegertöchter Buchweizenfladen backen sollen! Du aber kannst doch nicht backen!“

„Weine nicht, es wird schon irgendwie gehen. Lege dich getrost schlafen.“

Er legte sich nieder und schlief sofort ein. Die anderen beiden Schwiegertöchter aber guckten durchs Fenster und wollten sehen, wie ihre Schwägerin die Buchweizenfladen backen würde. Da sahen sie sie einen dünnen Teig kneten, ihn dünn schlagen und dünn rühren. Sie sahen auch die Schwägerin auf den Ofen kriechen, ein Loch durchschlagen und den Teig durch die Öffnung in den Ofen schütten, so daß er sich über die Ziegel ergoß. Nun liefen die beiden nach Hause und taten genau das, was sie gesehen hatten. Allein ihre Fladen waren so, daß man sie nur noch den Hunden vorwerfen konnte.

Als der Frosch sah, daß die Schwägerinnen fort waren, streifte er die Froschhaut ab, wurde wieder zu einer Frau, ging hinaus und rief und pfiß. Sogleich erschienen ihre Mädchen. Da befahl sie ihnen, die Buchweizenfladen

bis Tagesanbruch zuzubereiten. Nach einer kleinen Weile brachten sie ihrer Herrin die Fladen, die so golden waren wie die Sonne. Nun legte Prinz Iwans Frau die Fladen neben ihn, dann zog sie wieder die Froschhaut an.

Als Prinz Iwan erwachte, sah er die Buchweizenfladen neben sich, die frisch und appetitlich aussahen. Frohen Herzens brachte er sie dem Zaren, der ihm dafür sehr dankbar war. Die Fladen der anderen beiden Schwiegertöchter ließ er den Hunden vorwerfen, die des Frosches aber hieß er zum Frühstück auftragen.

Eines schönen Tages ließ der Zar ein Festmahl vorbereiten und befahl seinen Söhnen, dazu mit ihren Frauen zu erscheinen. Die beiden älteren Brüder waren froh darüber, allein Prinz Iwan ging weinend nach Hause. Der Frosch hüpfte ihm entgegen und fragte:

„Warum weinst du denn, Prinz Iwan?“

„Wie sollte ich nicht weinen! Hat doch der Vater befohlen, daß wir mit unseren Frauen zu dem Festmahl erscheinen. Wie soll ich dich denn dorthin mitnehmen?“

„Weine nur nicht, lege dich lieber schlafen. Auch wir werden zum Festmahl gehen können“, beruhigte ihn die Frau.

Er legte sich also schlafen. Allein an dem Tage, an dem das Festmahl stattfinden sollte, war Prinz Iwan wiederum von Gram erfüllt.

„Sei doch nicht so traurig, Prinz Iwan“, sprach seine Frau. „Du gehst zunächst allein dorthin. Wenn es aber zu regnen beginnt, wisse deine Frau wäscht sich mit Tau. Beginnt es jedoch zu blitzen, so wisse, deine Frau zieht ihre Festkleider an. Donnert es, so wisse, deine Frau ist bereits unterwegs.“

Prinz Iwan kleidete sich an, bestieg den Wagen und fuhr zum Festmahl. Seine älteren Brüder und ihre Frauen waren schon vor ihm eingetroffen. Die Brüder waren festlich gekleidet, auch ihre Frauen hatten samtene Kleider an, und Gold und Edelsteine glitzerten wie Sterne an ihnen.

Die Brüder spotteten:

„Warum bist du allein gekommen, Brüderchen? Hättest du deine Frau wenigstens in ein Taschentuch packen und herbringen sollen.“

„Lacht nicht zu früh“, erwiderte Prinz Iwan, „sie wird bald eintreffen.“

Als es zu regnen begann, sprach Prinz Iwan:

„Jetzt wäscht sich meine Frau mit Tau.“

Da lachten die Brüder ihn aus:

„Bist du von Sinnen? Was für Dummheiten redest du da zusammen?“

Als es zu blitzen begann, sprach Prinz Iwan:

„Jetzt zieht meine Frau ihre Festkleider an.“



Da zuckten die Brüder mit den Schultern: Einst war ihr Bruder ein gesunder Mensch gewesen, nun aber hat er den Verstand verloren.

Als es zu grollen, rollen und zu donnern begann, so daß der Zarenpalast bis in seine Grundfesten erbebe, sprach Prinz Iwan:

„Jetzt ist meine Frau bereits auf dem Wege hierher.“

Bald hielt denn auch eine Kutsche mit drei Paar feurigen Rappen vor dem Palast. Ihr entstieg eine so wunderschöne Frau, daß keiner ein Auge von ihr lassen konnte.

Nun gingen alle zu Tisch: der Zar, die Zarin, die beiden älteren Brüder mit ihren Frauen und Prinz Iwan mit seiner Frau, an deren Schönheit man sich nicht satt sehen konnte. Wie aber alle an der Tafel saßen, bemerkten sie, daß diese wunderschöne Frau ein Stückchen in den Mund und ein

Stückchen in den Ärmel steckte, einen Löffel in den Mund und einen in den Ärmel. Ihre Schwägerinnen schauten ihr zu und taten es ihr nach: einen Löffel in den Mund und einen in den Ärmel, ein Stückchen in den Mund und eines in den Ärmel.

Bald waren alle mit dem Essen fertig und gingen in den Hof, wo die Musik zu spielen begann. Da forderte der König zum Tanz auf, allein die Frauen der älteren Brüder wollten nicht tanzen.

„Mag die dort tanzen!“ sagten sie.

Da ging die Schöne mit dem Prinzen Iwan tanzen, und sie tanzte so leicht, als ob sie den Boden nicht berühre. Plötzlich hob sie die rechte Hand und winkte mit dem Ärmel, in den sie die Stückchen gesteckt hatte, und es entstand ein Garten daraus. In diesem Garten war eine Säule, und auf dieser Säule kletterte ein Kater auf und ab. Ging es hinauf, so sang er, ging es hinab, so erzählte er Märchen.

Nach einer Weile winkte die Frau mit dem anderen Ärmel, und im Garten rauschte auf einmal ein Bächlein dahin, und auf dem Bächlein schwammen schneeweiße Gänse. Alle Gäste waren aufs höchste entzückt. Ein wenig erschöpft unterbrach sie den Tanz und setzte sich, um auszuruhen. Nun begannen auch ihre Schwägerinnen zu tanzen. Während des Tanzes erhoben sie die Rechte und winkten mit dem Ärmel. Da flogen Knochen heraus und dem Zaren direkt an die Stirn. Als sie aber mit dem linken Ärmel winkten, spritzte dem Zaren Wein in die Augen.

„Genug, genug, haltet ein!“ rief der Zar.

Sie hörten sogleich zu tanzen auf und setzten sich erschrocken auf eine Bank. Die Musik spielte weiter, und nun tanzte des Zaren Hofgesinde.

Indessen ließ der Prinz Iwan seine Frau nicht aus den Augen. Er konnte nicht begreifen, wie aus einem grünen Frosch eine solche Schönheit werden können. Er ließ heimlich sein Pferd satteln, schwang sich darauf und jagte nach Hause. Er wollte nachsehen, ob sie ihn nicht getäuscht hatte.

Zu Hause angekommen, ging er in ihr Schlafzimmer, und sieh da: Da lag noch ihre Froschhaut! Im Ofen brannte ein Feuer, und er warf ohne viel Bedenken die Haut in den Ofen. Im Nu war sie verbrannt, nur ein ganz feiner Rauchfaden stieg daraus auf. Er selbst kehrte in den Palast zurück, ehe jemand seine Abwesenheit bemerkt hatte. Das Festmahl zog sich bis in die späte Nacht hinein. Erst bei Tagesanbruch verließen die Gäste den Palast.

Als Prinz Iwan und seine Frau nach Hause gekommen waren, ging sie in ihr Zimmer, um sich umzukleiden, allein die Froschhaut war fort.

„Hast du nicht irgendwo meine Froschhaut gesehen, Prinz Iwan?“ fragte sie.

„Nun, die habe ich verbrannt“, antwortete er.

„Ach, was hast du getan, lieber Iwan! Hättest du sie liegen lassen, so wäre ich für immer die Deine gewesen. Nun aber müssen wir uns trennen, vielleicht sogar auf ewig...“

Sie weinte bittere Tränen, dann sagte sie:

„Lebe wohl! Suche mich im Dreißigsten Reich, bei der Hexe Baba-Jaga Knochenbein.“

Dann hob sie die Arme und ward augenblicklich in einen Kuckuck verwandelt, der zum offenen Fenster hinausflog.

Lange, sehr lange sehnte sich Prinz Iwan nach seiner Frau, lange, sehr lange vergoß er bittere Tränen, bat viele weise Männer um Rat. Doch niemand vermochte ihm zu helfen. Da nahm er einen silbernen Bogen, legte Brot in den Sack, nahm frisches Wasser mit und machte sich auf den Weg, um seine Frau zu suchen.

Er ging und ging, bis er einem alten Männchen begegnete, das vor Alter ganz weiß war, und ihn fragte:

„Sei gegrüßt, Prinz Iwan! Wohin des Wegs?“

„Ich gehe meine Frau suchen“, erwiderte Prinz Iwan. „Sie soll im Dreißigsten Reich bei der Hexe Baba-Jaga Knochenbein sein. Ich weiß nur nicht, wohin ich mich wenden muß. Wißt Ihr nicht, Großväterchen, wo diese Hexe wohnt?“

„Natürlich weiß ich es. Warum sollte ich es auch nicht wissen?“

„Sagt es mir bitte, Großväterchen“, bat Prinz Iwan.

„Ach, mein Sohn, was nützt es schon, wenn ich es dir sage! Du wirst es sowieso nicht finden.“

„Ob ich es finde oder nicht, überlaßt es nur mir“, versetzte Prinz Iwan.

„Sagt es mir, und ich werde mein Leben lang für Euch beten.“

„Wenn es so ist“, willigte der Alte ein, „dann mußt du folgendes tun: Nimm diesen Knäuel und laß ihn rollen. Wohin er auch immer rollt, du mußt ihm folgen. Er führt dich direkt zur Hexe Baba-Jaga Knochenbein.“

Prinz Iwan dankte dem Alten, nahm den Knäuel und ließ ihn rollen. Der Knäuel rollte dahin und Prinz Iwan folgte ihm.

Sein Weg führte ihn durch einen dichten Wald, in dem es ganz dunkel war. Plötzlich tauchte aus der Tiefe des Waldes ein Bär auf. Prinz Iwan legte rasch einen Kupferpfeil auf und wollte ihn erschießen, doch da sprach der Bär:

„Prinz Iwan, töte mich nicht. Ich kann dir noch von großem Nutzen sein.“

Prinz Iwan erbarmte sich seiner und ließ ihn laufen, dann setzte er seinen Weg fort und gelangte bald darauf an den Waldrand. Auf einem Baum entdeckte er einen Falken. Rasch legte er einen Kupferpfeil auf und zielte. Da sprach der Falke:

„Prinz Iwan, töte mich nicht. Ich kann dir noch von großem Nutzen sein.“
Prinz Iwan erbarmte sich seiner und ließ ihn am Leben.

Nun ging er weiter; der Knäuel rollte dahin, und er folgte ihm. Bald darauf gelangte er an die Küste des blauen Meeres. Da sah er einen Hecht auf dem Sand liegen, der in der Sonne zu verenden drohte. Prinz Iwan wollte erfreut nach ihm greifen, denn er hatte großen Hunger, allein der Hecht bat:

„Prinz Iwan, töte mich nicht, wirf mich lieber zurück ins Meer. Ich kann dir dafür noch von großem Nutzen sein.“



Prinz Iwan warf ihn ins Meer und setzte seinen Weg fort. So kam er endlich ins Dreißigste Reich. Da stand auf einem Hühnerbein eine halbverfallene Hütte. Er trat ein, und sieh da: Auf dem Ofen lag die Hexe Baba-Jaga Knochenbein.

„Sei begrüßt, Prinz Iwan! Kamst du aus freien Stücken zu mir oder hat dich jemand geschickt? Versteckst du dich vor irgendwem oder suchst du irgendwen?“

„Nein, liebes Großmütterchen, ich verstecke mich vor niemandem. Ich suche meine liebe Frau, die in einen grünen Frosch verwandelt gewesen war.“

„Ich weiß, ich weiß, sie dient als Magd bei meinem Bruder“, sagte die Hexe.

Da bat er sie flehentlich, sie solle ihm sagen, wo er ihren Bruder finden könnte. Und sie sprach:

„Auf dem blauen Meer ist eine Insel, darauf steht seine Hütte. Aber gib acht, daß mein Bruder dich nicht entdeckt. Siehst du dort deine Frau, nimm sie an die Hand und laufe mit ihr, so schnell du kannst, davon.“

Er dankte der Hexe von ganzem Herzen und brach auf.

Er ging und ging, bis er wieder am Meer angekommen war. Da schaute er sich um, doch das Meer schien kein Ende zu haben. Und wo war die Insel? Wer könnte es ihm sagen? Er ließ den Kopf hängen und ging niedergeschlagen die Küste entlang.

Da kam der Hecht herangeschwommen:

„Prinz Iwan, warum läßt du den Kopf hängen?“

„Ach“, seufzte er, „es gibt eine Insel im Meer, aber ich kann sie nicht erreichen.“

„Gräme dich nicht!“ sprach der Hecht. Er schlug mit dem Schwanz auf das Wasser. Da entstand plötzlich eine Brücke, wie sie nicht einmal der Zar gesehen, geschweige denn gehabt: Die Pfeiler aus Silber, das Geländer aus Gold, der Weg mit Spiegelglas bedeckt.

Prinz Iwan ging also über diese Brücke, die ihn geradewegs zur Insel führte.

Als er aber auf die Insel gelangte, da stand ein dichter Wald vor ihm, so dicht, daß es unmöglich schien, durch ihn hindurchzukommen. Und finster war er dazu.

Traurig ging Prinz Iwan am Waldrand entlang. Die Bäume standen so dicht beieinander, daß sie eine glatte Wand bildeten. Aber plötzlich kam der Bär aus dem Wald.

„Sei begrüßt, Prinz Iwan! Was treibst du denn hier?“

„Ich muß den Palast in der Mitte des Waldes erreichen, allein hier ist kein Durchkommen.“

„Warte nur, ich helfe dir“, erwiderte der Bär.

Und er begann die Eichen auszureißen und wegzuschleudern, ungemein dicke Eichen, so daß es ihn einige Anstrengung kostete. Er verschnaufte sich ein wenig, trank ein paar Schluck Wasser und machte sich wieder an die Arbeit. Ein schmaler Weg lugte bereits zwischen den Bäumen hervor. Wieder unterbrach er die Arbeit, trank noch ein wenig Wasser und hub aufs neue an, Eichen auszureißen. Endlich war der Weg bis in den Palast frei, und Prinz Iwan brach sogleich auf, nachdem er sich bei dem Bären bedankt hatte.

Wie er so ging, öffnete sich auf einmal vor seinen Augen ein wunderschönes Tal, in dem sich ein mächtiger Glaspalast erhob. Prinz Iwan ging mit frischem Mut direkt darauf zu. Er öffnete eine Tür – niemand war da. Er öffnete eine zweite Tür, eine silberne, aber auch hier war niemand zu entdecken. Als er aber die dritte Tür, eine goldene, öffnete, da sah er seine Frau, die ein Bündel Flachs spannt. Sie war so traurig, daß einem angst und bange werden konnte. Als sie den Blick hob und Prinz Iwan erkannte, warf sie sich in seine Arme:

„Bist du es wirklich, mein Täubchen? Ach, wie ich mich nach dir geseht habe! Wärest du ein wenig später gekommen, so hättest du mich vielleicht nicht mehr angetroffen.“

Sie weinte vor Freude, er aber stand da, als wüßte er nicht, ob er noch im Diesseits oder schon im Jenseits wäre. Sie umarmten und küßten einander

inniglich. Nun verwandelte sie sich wieder in einen Kuckuck, nahm ihn unter ihre Flügel und flog zum Fenster hinaus.

Als sie in seiner Heimat angelangt waren, verwandelte sie sich wieder in einen Menschen und sprach:

„Es lag auf mir der Fluch meines Vaters, der mich einem Drachen übergab, damit ich ihm drei Jahre diene. Jetzt aber ist der Zauber vorbei.“

Sie wurden von der Zarin und dem Zaren freudig empfangen und lebten glücklich bis an ihr Lebensende.

DER WALDKÖNIG ACH

Vor langer, langer Zeit, vor unvorstellbar vielen Jahren, als unsere Großväter noch nicht auf der Welt waren, da lebten ein Mann und seine Frau, und beide waren sehr arm. Sie hatten einen einzigen Sohn, dieser war jedoch ungeraten und ein großer Faulpelz. Keinen Finger machte er krumm. Er lag nur auf dem Ofen und schnarchte. Obwohl er fast zwanzig Jahre alt war, hatte er nicht einmal eine Hose an. Reichte man ihm das Essen hinauf, aß er es auf, vergaß man ihn, schien ihn das nicht zu stören.

Häufig klagten der Vater und die Mutter:

„Was machen wir nur mit dir, Sohn? Was soll aus dir werden, wo du doch zu nichts taugst? Andere Kinder helfen ihren Eltern, du aber ißt das Brot, ohne eine Hand dafür zu rühren.“

Der Faulpelz kümmerte sich jedoch wenig um die Klagen der Eltern, blieb weiterhin auf dem Ofen liegen und schlief wie ein Murmeltier. Heute trägt ein Junge, wenn er fünf oder sechs Jahre alt wird, bereits Hosen und hilft den Eltern bei der Arbeit, zu jenen Zeiten wuchsen aber die Jungen fast bis zur Decke empor und hatten noch immer keine Hosen an.

Die Eltern waren wegen ihres faulen Sohnes ungemein betrübt, und eines Tages sprach die Mutter:

„Mann, was gedenkst du mit ihm zu tun? Er ist bereits erwachsen und noch immer solch ein Taugenichts. Nichts versteht er anzufassen. Warum verdingst du ihn nicht bei irgend jemand? Vielleicht würde ein gestrenger Herr ihm die Faulheit austreiben?“

So beratschlagten sie. Schließlich gab der Vater den Sohn zu einem Schneider in die Lehre. Nachdem dieser aber drei Tage lang bei dem Schneider gewesen war, nahm er Reißaus, kroch zurück auf den Ofen und schlief wiederum ein. Der Vater verprügelte ihn, schalt ihn aus und gab ihn zu einem Schuster in die Lehre, damit er das Schusterhandwerk erlerne. Jedoch auch

von hier lief der Junge weg. Der Vater verprügelte ihn abermals und gab ihn nun zu einem Schmied in die Lehre. Jedoch auch hier blieb er nicht lange. Da grämte sich der Vater sehr über ihn und sprach:

„Was mache ich nur mit ihm? Ich werde diesen ungeratenen Sohn, diesen Faulenzer, in ein fremdes Land bringen und versuchen, ihn, bei wem auch immer, zu verdingen. Vielleicht läuft er von dort nicht mehr weg.“

Er nahm den Sohn an der Hand und fuhrte ihn in ein fremdes Land.

Sie liefen und liefen, bis sie in einen tiefen Wald gerieten. Nichts war mehr zu sehen, außer ein Stückchen Erde und ein bißchen Himmel. Durch den weiten Weg waren sie rechtschaffen müde. Am Waldweg stand ein verkohlter Baumstumpf. Da sagte der Vater:

„Ich bin vom Laufen müde und will mich hinsetzen, um ein wenig auszurufen.“

Er setzte sich auf den Baumstumpf und sprach:

„Ach, wie müde ich doch bin!“

Kaum hatte er dies gesagt, kam aus dem Stumpf ein altes, zerfurchtes, gar winziges Männlein gekrochen, dessen Bart grün war und bis an seine Knien reichte.

„Warum riefst du mich?“ fragte der Alte.

Der Mann war ganz erstaunt und dachte bei sich: ‚Woher dies Wunder?‘

Er faßte sich jedoch ein Herz und sprach barsch zu dem Männlein:

„Rief ich dich denn? Laß uns in Ruh!“

Da versetzte der Alte:

„Und doch hast du mich gerufen!“

„Wer bist du?“ fragte der Mann.

Das Männlein sprach:

„Ich bin der Waldkönig Ach. Warum riefst du mich?“

„Daß dich der Teufel...!“ erwiderte der Mann, „ich hab gar nicht daran gedacht, dich zu rufen!“

„Doch, du riefst mich! Du sprachst ‚Ach!‘“

„Das sagte ich“, entgegnete der Mann, „weil ich müde bin.“

„Und wohin des Wegs?“ fragte der Waldkönig.

„Ich gehe immer meiner Nase nach“, antwortete der Mann, „denn ich beabsichtigte, diesen Jüngling bei irgend jemand zu verdingen. Vielleicht werden ihn Fremde zur Vernunft bringen. Jedesmal, wenn ich ihn zu Hause in die Lehre gab, nahm er bald darauf Reißaus.“

„Verdinge ihn mir“, sprach der Waldkönig Ach, „ich bringe ihn zur Vernunft. Allein, ich nehme ihn nur unter folgender Bedingung: Nach einem Jahr

kommst du ihn holen. Erkennst du ihn, so nimm ihn mit, wenn du ihn aber nicht erkennst, muß er mir noch ein weiteres Jahr dienen.“

„Einverstanden“, entgegnete der Mann.

Sie bekräftigten diese Abmachung mit einem Handschlag und besiegelten sie durch einen kräftigen Schluck aus der Flasche. Darauf kehrte der Mann nach Hause zurück, und der Waldkönig nahm den Sohn mit sich.

Er brachte den Jungen in sein Reich, das sich unter der Erde befand. Dort führte er ihn in ein grünes, mit Schilf geschmücktes Haus. In diesem Haus war alles grün: die Wände und Bänke waren grün, grün waren auch des Waldkönigs Frau und seine Kinder, auch die Mägde, die Waldfeen, waren grün, grasgrün.

„Nun, setz dich“, sprach der Waldkönig Ach zu seinem neuen Bediensteten, „und nimm etwas zu dir.“

Die Feen tischten Speisen auf, und selbst diese waren grün. Der Jüngling aß jedoch mit großem Appetit.

„Und nun, mein Knecht“, sprach der Waldkönig Ach, „geh Holz spalten und bring es herein.“

Der Knecht ging. Aber anstatt Holz zu spalten, legte er sich hin und schlief sofort ein. Als König Ach aus dem Haus trat, um nach ihm zu sehen, schlief der Junge noch immer seelenruhig auf dem Holzstoß. Da befahl der Waldkönig, das Holz hereinzutragen, den gefesselten Knecht darauf zu legen und das Holz anzuzünden.

Der Knecht verbrannte. Ach nahm die Asche und ließ sie vom Winde verwehn. Ein winziges Stückchen Holzkohle aber fiel aus der Asche zu Boden. Der Waldkönig besprengte es mit belebendem Wasser, und der Knecht erwachte zu neuem Leben. Und er war bereits weniger schläfrig.

Abends befahl der Waldkönig dem Knecht abermals, Holz zu spalten, und nach einiger Zeit schlief der Jüngling wieder ein. Ach ließ erneut das Holz entzünden, den Knecht verbrennen und die Asche vom Winde verwehn. Die winzige Holzkohle, die aus der Asche gefallen war, besprengte der Waldkönig wiederum mit belebendem Wasser, und der Knecht erwachte ein zweites Mal zu neuem Leben. Nun war er noch etwas fleißiger als vorher. Ach ließ ihn nochmals Holz spalten, doch er schlief wieder ein. Da verbrannte ihn der König zum dritten Mal, besprengte wiederum ein kleines Stückchen Holzkohle mit belebendem Wasser, und diesmal ward aus dem einstigen Faulpelz ein Kosak, so feurig und schön, wie man ihn heute nur aus den Märchen kennt.

Von nun an diente der Jüngling fleißig ein Jahr lang. Als dieses Jahr verstrichen war, machte sich der Vater auf den Weg, den Sohn zu holen. Er kam in jenen Wald, setzte sich an den verkohlten Baumstumpf und sprach:



„Ach!“

Da kam auch schon jenes Männlein aus dem Baumstumpf hervor und fragte:

„Was wünschst du?“

„Ich komme meinen Sohn holen“, erwiderte der Mann.

„Nun gut, so komm mit! Erkennst du ihn, so nimm ihn mit dir, erkennst du ihn jedoch nicht, so muß er mir noch ein weiteres Jahr dienen.“

Der Mann folgte Ach, und sie gelangten zu dessen Haus. Dort nahm das Männlein ein Maß Hirse und streute es aus. Da kamen viele Hähne gelaufen, und der Waldkönig fragte:

„Welcher von den Hähnen ist dein Sohn?“

Ratlos schaute der Mann um sich: Alle Hähne glichen einander wie Regentropfen. Wie sollte er da seinen Sohn erkennen?

„Da du ihn nicht erkennst“, sprach Ach, „so geh deiner Wege. Wie vereinbart, muß er mir nun noch ein weiteres Jahr dienen.“

Der Mann kehrte nach Hause zurück.

Als das zweite Jahr verstrichen war, ging er wiederum zu König Ach. Er kam zu jenem Baumstumpf und sprach:

„Ach!“

Sofort stand das Männlein vor ihm.

„Komm“, sprach es, „versuche diesmal, deinen Sohn zu erkennen!“ Es führte ihn zu einer Schafhürde. Dort aber waren lauter Schafböcke, die einander aufs Haar glichen. Und wieder versuchte der Vater vergebens, seinen Sohn zu erkennen.

„Wenn dem so ist“, sprach der Waldkönig, „muß dein Sohn noch ein Jahr bei mir bleiben.“

Bekümmert kehrte der Vater nach Hause zurück.

Als auch das dritte Jahr verstrichen war, ging der Mann abermals zu König Ach. Lange mußte er diesmal gehen. Schließlich begegnete ihm eines Tages ein altes Großväterchen, das war so weiß wie Milch, ja, auch seine Kleider waren weiß. Das Großväterchen fragte:

„Wohin des Wegs?“

„Zu König Ach“, sprach der Mann, „ich will meinen Sohn erlösen.“

„Erzähle mir!“

Da erzählte der Vater dem weißen Großväterchen, daß er seinen Sohn bei König Ach in den Dienst gegeben habe und unter welchen Bedingungen er ihn wiederbekommen könne.

„Na-a! Die Sache steht schlimm, lieber Mann. Er wird dich lange an der Nase herumführen.“

„Ja, das habe ich schon selbst eingesehen“, sprach der Mann, „und ich weiß nicht, wie ich mir helfen soll. Wißt Ihr vielleicht, liebes Großväterchen, einen Rat, wie ich meinen Sohn erlösen kann?“

„Ja, ich wüßte schon etwas“, sprach das Großväterchen.

„Dann vertraut es mir an, teures Großväterchen, denn wie ungeraten mein Sohn auch war, so ist er doch mein eigen Fleisch und Blut.“

„So höre“, sprach das Großväterchen, „wenn du zum Waldkönig Ach kommst, wird er Tauben auf dich zufliegen lassen. Doch nimm keine von ihnen, greif nur nach jener, die nicht picken, sondern allein unter einem Birnbaum sitzen und mit dem Schnabel ihre Federn putzen wird. Jene Taube ist dein Sohn.“

Der Mann bedankte sich bei dem Großväterchen und ging seines Wegs. Er gelangte zu jenem Baumstumpf und sagte:

„Ach!“

Der Waldkönig erschien und führte ihn in sein Reich. Hier streute er ein Maß Weizenkörner aus und lockte Tauben heran. Diese kamen in Scharen geflogen, und eine sah wie die andere aus.

„Finde deinen Sohn heraus“, sprach das Männlein. Erkennst du ihn, ist er dein, erkennst du ihn nicht, muß er für immer bei mir bleiben.“

Die Tauben pickten Weizenkörner. Nur eine saß unter einem Birnbaum, spreizte ihr Gefieder und putzte sich. Da sprach der Mann:

„Diese ist mein Sohn!“

„Du hast es erraten! Nimm die Taube an dich!“

Der Mann nahm die Taube drehte sie um, und plötzlich stand vor ihm ein schöner Jüngling, so schön wie kein anderer auf der Welt. Der Vater war hochofrennt, umarmte und küßte ihn. Beider Herz war voller Freude.

„Laß uns nun, lieber Sohn, nach Hause gehen.“ Und sie machten sich auf den Weg.

Unterwegs fragte der Vater den Sohn, wie es ihm bei König Ach ergangen sei, und der Sohn erzählte seine Erlebnisse. Dann erzählte der Vater von seinem Elend und seiner Not, und der Sohn hörte aufmerksam zu. Nun fragte der Vater:

„Was soll werden, mein Sohn? Ich bin arm, du bist arm. Drei Jahre lang hast du als Knecht gedient und nichts verdient.“

„Verzagt nicht, Vater, alles wird sich zum Guten wenden. Seht“, sprach der Jüngling, „nicht weit von hier pflegen Edelleute auf die Fuchsjagd zu gehen. Ich werde mich in einen Windhund verwandeln und einen Fuchs fangen. Die Herren werden mich bei Euch kaufen wollen. Ihr aber verkauft mich für dreihundert Rubel. Doch gebt ihnen keine Kette mit. Wir werden Geld haben und können uns damit das Leben erleichtern.“

Und sie zogen weiter ihres Wegs, wanderten und wanderten, bis sie am Waldrand Windhunde einen Fuchs verfolgen sahen. Die Windhunde bedrängten den Fuchs von allen Seiten. Schon schien es kein Entrinnen mehr für ihn zu geben, und doch vermochten die Hunde nicht, ihn einzuholen. Da verwandelte sich der Sohn augenblicklich in einen Windhund, holte den Fuchs ein und fing ihn. Die Edelleute kamen aus dem Wald gelaufen und fragten den Vater:

„Gehört dir der Windhund?“

„Ja, so ist es.“

„Ein prächtiges Tier! Verkauf ihn uns!“

„Warum nicht?“

„Wieviel verlangst du für ihn?“

„Dreihundert Rubel, aber ohne die Kette.“

„Deine Kette haben wir gar nicht nötig. Wir werden ihm eine vergoldete anfertigen lassen. Hier hast du hundert Rubel!“

„Nein!“

„Laß gut sein! Nimm das Geld und gib uns den Windhund.“

Sie zählten ihm das Geld in die Hand, nahmen den Windhund und – heisa! – ging die Jagd weiter. Die Herren ließen den Windhund auf den Fuchs los. Dieser setzte dem Fuchs nach und jagte ihn in den Wald. Dort verwandelte er sich wieder in einen Jüngling und kehrte zu seinem Vater zurück. Nun nahmen sie ihre Wanderung wieder auf, gingen und gingen. Da sagte der Vater:

„Was hilft uns schon dieses Geld, mein Sohn. Damit können wir höchstens einen Hof einrichten und das Haus ein wenig instandsetzen.“

„Verliert nicht den Mut, Vater, alles wird gut werden. Nicht weit von hier jagen Edelleute mit Falken nach Wachteln. Ich verwandle mich in einen Falken, und gewiß werden sie mich kaufen wollen. Ihr verkauft mich auch diesmal für dreihundert Rubel. Doch gebt ihnen nicht die Falkenhaube.“

Wie sie so über ein Feld gingen, ließen die Edelleute einen Falken auf eine Wachtel los. Der Falke verfolgte die Wachtel, die ängstlich zu entwischen versuchte. Er holte sie nicht ein, aber es gelang der Wachtel auch nicht, ihm völlig zu entkommen. Da verwandelte sich der Sohn in einen Falken und stieß auf die Wachtel herab. Als die Herren dies sahen, fragten sie den Vater:

„Gehört dir der Falke?“

„Ja, er gehört mir.“

„Verkauf ihn uns.“

„Warum nicht?“

„Wieviel verlangst du für ihn?“

„Gebt mir dreihundert Rubel, dann gehört er euch. Aber die Falkenhaube bleibt bei mir.“

„Wir werden ihm eine Haube aus Brokat nähen lassen.“

Noch lange feilschten sie herum, bis sie ihn schließlich für dreihundert Rubel kauften. Nun ließen die Herren den Falken auf eine Wachtel los, und dieser flog schnell wie ein Pfeil in den Wald hinein. Dort verwandelte er sich wieder in einen Jüngling und kam zu seinem Vater zurück.

„Nun, jetzt sieht unsere Lage bereits ein wenig besser aus“, sprach der Vater.

„Wartet nur, Vater“, meinte der Sohn, „es wird noch besser werden. Wenn wir auf den Jahrmarkt kommen, verwandle ich mich in ein Roß, und Ihr verkauft mich. Tausend Rubel wird man Euch für mich bieten. Aber gebt dem Käufer nicht das Halfter.“

Und sie kamen in jenes Städtchen, wo Jahrmarkt abgehalten wurde. Der Sohn verwandelte sich in ein solch feuriges Roß, daß es jedem gefährlich erschien, sich ihm zu nähern. Der Vater führte das Roß am Halfter, es stampfte mit den Hufen und war kaum zu halten. Die Pferdehändler umringten es, und das Feilschen begann.

„Gebt einen Tausender“, sprach der Vater, „und es gehört euch. Aber das Halfter möchte ich behalten.“

„Wir haben das Halfter gar nicht nötig. Wir werden ihm eins aus vergoldetem Silber anfertigen lassen!“ Und sie boten fünfhundert Rubel.

„Nein, kommt nicht in Frage!“

Da trat ein einäugiger Zigeuner heran:

„Wieviel verlangst du für dieses Roß?“

„Einen Tausender ohne das Halfter.“

„Oho! Das ist zuviel verlangt, Väterchen! Da nimm fünfhundert Rubel, aber gib mir das Halfter mit. Das ist ein guter Preis!“

„Nein! Er entspricht nicht dem Wert!“

„Nun, so biete ich sechshundert.....Hier, nimm!“

Und der Zigeuner feilschte und feilschte. Der Vater ließ jedoch keine Kopeke nach.

„Nun, so nimm doch das Geld, Väterchen, aber dann gehört auch das Halfter mir!“

„Bist du denn taub, Zigeuner? Nein! Das Halfter bleibt mein!“

„Lieber Mann, hat man je gesehen, daß ein Pferd ohne Halfter verkauft wurde? Man kann es doch unmöglich so dem Käufer übergeben...“

„Wenn es dir nicht paßt, so laß es bleiben“, sprach der Vater, „das Halfter ist mein und bleibt mein!“

„Nun, Väterchen, ich lege noch fünf Rubel drauf, aber du gibst mir das Halfter.“

Der Mann dachte bei sich: ‚Das Halfter ist höchstens sechs Groschen wert, und der Zigeuner bietet fünf Rubel!‘ Nach langem Überlegen übergab er dem Zigeuner das Roß mit dem Halfter. Sie besiegelten den Handel mit einem Schluck Schnaps. Nachdem der Mann das Geld bekommen hatte, machte er sich auf den Weg nach Hause. Der Zigeuner schwang sich aufs Roß und ritt davon. Es war aber kein anderer als König Ach, der sich in einen Zigeuner verwandelt hatte.

Das Roß trug König Ach davon, flog mit ihm schnell wie der Wind über die Bäume und schien zuweilen selbst die schwebenden Wolken zu berühren. Endlich ließen sich Roß und Reiter in jenem Wald, wo sich König Achs Reich befand, hinuntergleiten. König Ach führte das Roß in den Pferdestall und begab sich in sein Haus.

„Es ist ihm dennoch nicht gelungen, mir zu entwischen!“ sagte der Waldkönig zu seiner Frau.

Zur Mittagszeit nahm Ach das Roß am Halfter und führte es an den Fluß. Dort angelangt, neigte das Roß sein Haupt, um zu trinken, verwandelte sich in Blitzesschnelle in einen Barsch und schwamm davon. Ohne auch nur eine Sekunde zu verlieren, verwandelte sich Ach in einen Hecht und setzte dem Barsch nach. Wie er sich ihm jedoch näherte, sträubte der Barsch die Flossen und wendete dem Hecht den Schwanz zu, so daß dieser ihn nicht packen konnte. Da sprach der Hecht:

„Barsch, lieber Barsch, wende mir doch deinen Kopf zu, damit wir miteinander sprechen können!“

„Gevatterchen“, erwiderte der Barsch, „ich kann dich auch so gut verstehen.“ Und abermals sprach der Hecht zum Barsch:

„Barsch, lieber Barsch, wende mir deinen Kopf zu, damit wir in aller Ruhe miteinander reden können!“

Die Flossen weiter sträubend, entgegnete der Barsch dem Hecht:

„Gevatterchen, ich kann dich auch so gut verstehen.“

Lange verfolgte der Hecht den Barsch, doch vergebens, er konnte und konnte ihn nicht einholen.

Da schwamm der Barsch dem Ufer zu. Groß war seine Überraschung, als er bemerkte, daß dort eine Königstochter Wäsche wusch. Der Barsch verwandelte sich nun in einen goldgefaßten Granatring, und die Prinzessin holte diesen Ring aus dem Wasser. Als sie nach Hause kam, sprach sie glücklich:

„Ach, wenn du wüßtest, Vater, was für einen herrlichen Ring ich gefunden habe!“

Der Vater bewunderte den Ring, und die Prinzessin wußte nicht, an welchen Finger sie ihn stecken sollte, so schön war der Ring. Kaum war eine Stunde vergangen, da wurde dem König gemeldet, ein Kaufmann sei gekommen. In Wirklichkeit war jedoch der Waldkönig Ach gekommen, der sich in einen Kaufmann verwandelt hatte. Der König kam aus seinem Gemach und fragte:

„Was wünschst du?“

Der Kaufmann erwiderte:

„Mein Anliegen ist schnell erzählt: Ich hatte eine Reise übers Meer unternommen und führte einen goldenen Granatring mit mir, den ich meinem

König bringen wollte. Zufällig fiel er mir ins Wasser. Hat keiner deiner Hofleute einen solchen Ring gefunden?“

„Doch“, sprach der König, „meine Tochter fand einen Ring.“

Man ließ sie rufen. Der Kaufmann flehte sie an, ihm den Ring zurückzugeben, denn er würde sein Leben verwirken, wenn er ihn nicht seinem König brächte. Es half jedoch kein Bitten und kein Flehen. Die Prinzessin wollte den Ring nicht zurückgeben. Da sagte der König:

„Töchterchen, gib den Ring zurück, sonst stößt diesem Mann ein Unglück zu, und wir trügen die Schuld daran. Erbarme dich des Unglücklichen!“

Auch der Kaufmann bat abermals:

„Verlangt von mir, was Euer Herz begehrt, nur gebt mir diesen Ring zurück!“

„Wenn dies so ist“, erwiderte die Prinzessin, „dann gehört der Ring weder dir noch mir.“ Sprach's und schleuderte den Ring zu Boden. Der Ring zerfiel in unzählige Hirsekörner, die nach allen Winkeln des Gemachs über den Boden rollten. Ohne sich lange zu besinnen, verwandelte sich der Kaufmann in einen Hahn und pickte die Körner auf. Er pickte und pickte; ein Körnchen rollte jedoch unter die Füße der Prinzessin. Dieses Körnchen fand er nicht. Als der Hahn alle anderen Körnchen aufgepickt hatte, flog er durchs Fenster und war bald nicht mehr zu sehen...

Das zurückgebliebene Körnchen aber verwandelte sich in einen Jüngling, der so schön war, daß sich die Königstochter in ihn verliebte, sobald sie ihn erblickte. Da bat und flehte sie den König und die Königin an, ihr diesen Jüngling zum Mann zu geben.

„Mit niemandem sonst auf der Welt“, sprach sie „werde ich jemals glücklich sein!“

Der König und die Königin legten besorgt die Stirn in Falten und dachten: „Dürfen wir unsere Tochter mit einem hergelaufenen Burschen verheiraten?“ Dann besannen sie sich jedoch, segneten die beiden und verheirateten sie miteinander. Eine Hochzeit wurde gefeiert, zu der aus aller Welt Gäste kamen. Noch lange erzählte man sich im Lande, wie schön die Braut gewesen sei und wie stattlich der Bräutigam ausgesehen habe.



„...Und jetzt sitz wieder auf, wir fliegen zu mir nach Hause.“

DAS WUNDEREI

Einst war der Fink König, und die Maus war Königin. Sie besaßen beide ein Feld. Auf diesem Feld säten sie Weizen. Als der Weizen gediehen war, teilten sie die Körner untereinander. Ein Korn aber blieb übrig. Da sprach die Maus:

„Das Korn gehört mir.“

Der Fink jedoch entgegnete:

„Nein, mir gehört es.“

Beide überlegten nun, was zu tun sei. Da es aber keinen Angeseheneren als sie gab, der ihre Sache hätte entscheiden können, schlug die Maus schließlich vor:

„Nun, ich beiße am besten das Korn entzwei.“

Der Fink erklärte sich einverstanden. Als aber die Maus das Korn zwischen die Zähne genommen hatte, huschte sie schnell ins Mauseloch hinein. Darauf rief der verärgerte König Fink alle Vögel zusammen, um die Königin Maus zu bekriegen. Die Königin jedoch versammelte die Tiere um sich und bereitete die Verteidigung vor. Der Krieg begann. Als die Tiere in den Wald kamen und die Vögel zerreißen wollten, flogen diese flink auf einen Baum. Die Vögel aber hackten im Fluge auf die Tiere ein... So kämpften sie den ganzen Tag. Gegen Abend setzten sich alle hin, um auszuruhen. Als sich die Königin umsah, merkte sie, daß die Ameise auf dem Schlachtfeld fehlte. Da erließ sie den Befehl, die Ameise solle unverzüglich zu ihr kommen. Als diese erschien, befahl ihr die Königin, in der Nacht auf die Bäume zu kriechen und allen Vögeln die Flügelfedern abzubeißen.

Noch ehe es am nächsten Tag zu dämmern begann, rief die Königin:

„Auf, auf zum Kampf!“

Die Vögel, die sich ebenfalls zum Kampf anschickten und in die Lüfte aufsteigen wollten, fielen zu Boden und wurden von den Tieren zerrissen.

So gelang es der Maus, das Heer des Finken zu besiegen. Der Adler jedoch merkte rechtzeitig, welchen Ausgang die Sache nahm, und blieb auf dem Baum sitzen. Da kam ein Jäger des Wegs, sah den Adler auf dem Baum und legte auf ihn an. Der Adler aber flehte:

„Schieße nicht auf mich, Freund, denn ich werde dir noch von großem Nutzen sein.“

Als der Jäger wiederum das Gewehr erhob, bat der Adler abermals:

„Nimm mich lieber zu dir und pflege mich gesund. Du sollst es nicht bereuen, denn ich werde dir sehr nützlich sein.“

Der Jäger aber zielte zum dritten Male, und wieder bat der Adler:

„Ach, Freund und Bruder, töte mich nicht. Nimm mich zu dir, ich werde dir von sehr, sehr großem Nutzen sein.“

Der Jäger glaubte ihm endlich, kletterte auf den Baum, holte den Adler herunter und brachte ihn nach Hause. Dort sprach der Adler:

„Trage mich ins Haus hinein und füttere mich so lange, bis meine Federn wieder nachgewachsen sind.“

Der Jäger besaß zwei Kühe und einen Stier. Unverzüglich schlachtete er eine Kuh für den Adler. Dieser verzehrte die Kuh im Verlaufe eines Jahres, dann sprach er zu dem Jäger:

„Laß mich frei, denn ich möchte fliegen und nachprüfen, ob mir die Flügel schon wieder gewachsen sind.“

Der Jäger ließ ihn frei. Der Adler flog und flog, und um die Mittagszeit kehrte er zu dem Jäger zurück und meinte:

„Ich bin doch noch ziemlich schwach, schlachte bitte auch die andere Kuh.“

Der Jäger tat, wie der Adler ihn gebeten hatte, und schlachtete die andere Kuh. Der Adler verzehrte sie im Verlauf eines Jahres, dann flog er abermals auf. Diesmal kam er erst am Abend zurück und sprach:

„Schlachte bitte nun den Stier.“

Der Jäger dachte bei sich: ‚Was tun? Muß ich wirklich noch den Stier schlachten?‘ Aber schließlich sagte er:

„Ich habe schon so viel verloren, da kommt es auf den Stier auch nicht mehr an.“

Und er schlachtete den Stier. Als der Adler den Stier nach einem Jahr verzehrt hatte, probierte er wieder seine Flügel aus. Er flog so hoch, daß er mit den Flügeln die Wolken berührte. Als er zu dem Jäger zurückgekehrt war, sprach er:

„Hab Dank, lieber Mann! Du hast mich gepflegt und zu Kräften kommen lassen, nun schwing dich auf meinen Rücken.“

Der Jäger fragte erstaunt:

„Warum soll ich mich auf deinen Rücken setzen?“

Der Adler erwiderte freundlich:

„Hab keine Angst, sitz nur ruhig auf!“

Da schwang sich der Jäger auf den Rücken des Adlers.

Der Adler trug ihn bis zu den Wolken hinauf, dort ließ er ihn plötzlich fallen, fing ihn kurz darauf wieder auf und fragte:

„Nun, wie bekam es dir?“

Der Jäger versetzte erschrocken:

„Mich dünkte, ich hätte bereits meine Seele ausgehaucht.“

Darauf meinte der Adler:

„Genau dasselbe habe ich gefühlt, als du zum ersten Male nach mir zieltest.“

Dann setzte er hinzu:

„Sitz wieder auf!“

Der Jäger wollte sich nicht mehr auf den Rücken des Adlers schwingen. Allein es half ihm nichts, er mußte aufsitzen. Der Adler trug ihn aufs neue bis in die Wolken hinein und warf ihn ab, fing ihn aber wieder auf, noch ehe er den Boden erreicht hatte, und fragte ihn:

„Nun, wie bekam es dir?“

Der Jäger erwiderte furchtsam:

„Mich dünkte, meine sämtlichen Knochen seien schon zerbrochen.“

Darauf sprach der Adler zu ihm:

„Genau dasselbe habe ich gefühlt, als du zum zweiten Male nach mir zieltest. Nun aber sitze wieder auf!“

Dem Jäger blieb nichts übrig, als sich ein drittes Mal auf den Rücken des Adlers zu schwingen.

Erneut erhob sich der Adler in die Lüfte und trug den Mann bis über die Wolken. Dort ließ er ihn ebenso plötzlich wie zuvor fallen und fing ihn knapp über dem Boden auf. Darauf fragte er ihn:

„Wie bekam es dir, als du zur Erde fielst?“

Noch ganz benommen von dem langen Fall erwiderte der Jäger:

„Mich dünkte, ich lebte überhaupt nicht mehr!“

Da sprach der Adler:

„Genau dasselbe habe ich gefühlt, als du nach mir zum dritten Male zieltest.“

Dann setzte er hinzu:

„Nun sind wir quitt. Und jetzt sitz wieder auf, wir fliegen zu mir nach Hause.“

Und sie flogen und flogen, bis sie zum Onkel des Adlers kamen. Da sagte der Adler zu dem Jäger:

„Geh ins Haus hinein! Fragt man dich dort, ob du mich nicht gesehen hast, so antworte: ‚Gebt mir das Wunderei, dann werde ich euren Neffen bringen‘.“

Nachdem der Jäger ins Haus eingetreten war, fragte man ihn:

„Kamst du aus freien Stücken oder als ein Gefangener?“

Der Jäger antwortete stolz:

„Ein echter Kosak kommt stets aus freien Stücken.“

Darauf fragten ihn die Adler:

„Kam dir nichts von unserem Neffen zu Ohren? Der dritte Sommer geht

schon vorüber, seitdem er in den Krieg gezogen ist, und noch immer läßt er nichts von sich hören.“

Der Jäger sprach:

„Gebt mir das Wunderei, dann werde ich ihn euch bringen.“

Aber die Adler erwiderten entrüstet:

„Besser ist's, ihn nie wiederzusehen, als dir das Wunderei zu geben.“

Darauf verließ der Jäger das Haus und sagte zu dem Adler:

„Deine Verwandten sprachen: ‚Besser ist's, ihn nie wiederzusehen, als dir das Wunderei zu geben.‘“

Als der Adler dies hörte, sagte er:

„Laß uns weiterfliegen!“

Sie flogen und flogen, bis sie zu dem Bruder des Adlers kamen. Aber auch dieser gab das Wunderei nicht heraus.

Nun flogen sie zu dem Vater des Adlers, und der Adler sprach abermals:

„Geh ins Haus hinein! Fragt man dich nach mir, so sage, du habest mich gesehen und könntest mich bringen.“

Der Jäger ging ins Haus, und der Vater des Adlers fragte ihn:

„Kommst du aus freien Stücken oder als ein Gefangener?“

Stolz versetzte der Jäger:

„Ein echter Kosak kommt stets aus freien Stücken.“

Da fragte ihn der Adlervater:

„Hast du unseren Sohn nicht gesehen? Bereits der vierte Sommer ist verstrichen, seitdem er in den Krieg gezogen ist; er wird sicher getötet worden sein.“

Darauf erwiderte der Jäger:

„Ich sah ihn! Wenn ihr mir das Wunderei gebt, so sollt ihr ihn wiedersehen.“

Der Adlervater fragte ihn erstaunt:

„Sag, wozu brauchst du das Ei? Wir würden dir lieber viel Geld geben.“

„Ich brauche kein Geld. Gebt mir das Wunderei!“

„Geh und bringe unseren Sohn, dann bekommst du es.“

Nun brachte der Jäger den Adler. Die Eltern des Adlers freuten sich über alle Maßen. Sie gaben dem Jäger das Wunderei und sprachen:

„Sieh zu, daß du es unterwegs nicht zerbrichst. Bringst du es nach Hause, so baue ein großes Gatter und schlage es erst dann entzwei.“

Der Jäger ging und ging und verspürte plötzlich heftigen Durst. Endlich fand er einen Brunnen. Als er aber zu trinken begann, zerbrach er aus Versehen das Wunderei am Zuber. Da stürzte aus dem Ei eine riesige Viehherde hervor. Der Jäger rannte, so schnell er konnte, dem Vieh hinterher. Kaum hatte er aber einige Tiere zusammengetrieben, liefen die anderen schon wieder

auseinander. Vergeblich schrie der Arme das Vieh an. Doch wie sehr er sich auch bemühte, er konnte allein der Herde nicht Herr werden. Da kam ein Drache angeflogen und sprach zu ihm:

„Was gibst du mir dafür, wenn ich dir das Vieh in das Ei zurücktreibe?“

Der Jäger fragte:

„Was möchtest du den gern?“

„Gib mir das, was in deinem Hause während deiner Abwesenheit zur Welt gekommen ist.“

Da versprach ihm der Jäger das Gewünschte.

Nun trieb der Drache das Vieh der Reihe nach ins Ei zurück, klebte es säuberlich zu und reichte dann dem Jäger das Ei.

Als der Jäger nach Hause kam, lief ihm seine Frau mit einem kleinen Jungen an der Hand entgegen. Da schlug er die Hände über den Kopf zusammen und rief:

„Dich, mein Sohn, muß ich dem Drachen ausliefern!“

Nun versanken er und seine Frau in tiefe Trauer, dann sprachen sie:

„Da ist nichts zu machen! Trauern hilft uns nicht weiter, irgendwie müssen wir doch leben.“

Der Mann baute also ein riesiges Gatter, zerschlug das Ei und gab das Vieh frei. Bald ward er ein steinreicher Mann. So lebten sie, bis der Sohn zu einem Jüngling herangewachsen war. Da sprach dieser:

„Vater, Ihr habt versprochen, mich dem Drachen auszuliefern. Nun, seid nicht traurig, wenn ich jetzt gehe. Ich werde mir schon zu helfen wissen.“

Er machte sich auf den Weg und begab sich zu dem Drachen.

Als er bei der Behausung des Drachen anlangte, war der Drache gerade nicht zu Hause, aber sein Weib – nicht weniger fürchterlich als ihr Mann – meinte:

„Drei Dinge verlange ich von dir! Erfüllst du sie, darfst du nach Hause zurückkehren! Erfüllst du sie nicht, werde ich dich auffressen!“

In der Nähe der Drachenbehausung gab es eine große Wiese. Diese war so groß, daß ein Menschaugen sie kaum überblicken konnte. Dort sprach das Drachenweib zu dem Jüngling:

„In einer einzigen Nacht mußt du diese Wiese pflügen, Weizen säen, ihn mähen und in Schobern häufeln, ein Weizenbrot backen und in der Frühe, ehe ich erwacht bin, das Brot in meinem Hause auf den Tisch legen.“

Betrübt ging der Jüngling an einen Teich und überließ sich seinem Kummer.

In der Nähe des Teiches aber stand eine Säule. In diese Säule hatte man die Tochter des Drachen eingemauert. Als sich der Jüngling an die Säule lehnte und so vor sich hin seufzte, fragte ihn die Drachentochter:



„Warum seufzest du?“

Der Jüngling entgegnete mutlos:

„Was bleibt mir schon anderes übrig als zu seufzen? Deine Mutter, das Drachenweib, hat mir befohlen, etwas in einer einzigen Nacht zu tun, was ich nie im Leben in dieser Frist schaffen werde.“

„Und was hat sie von dir verlangt?“

Nachdem der Jüngling es ihr erzählt hatte, sprach das Mädchen:

„Nimmst du mich zum Weib, so werde ich alles tun, was sie dir befohlen hat.“

Der Jüngling erklärte sich einverstanden. Erfreut versetzte die Tochter des Drachen:

„Nun aber leg dich schlafen, und wenn du frühmorgens erwachst, bringst du meiner Mutter das Weizenbrot.“

Die Drächentochter ging auf die Wiese, und nachdem sie nur einmal gezischt hatte, pflügte sich die Erde von selber. Auch das Korn säte sich ohne ihr Zutun. In aller Frühe gab sie dem Jüngling ein gebackenes Weizenbrot. Er brachte das Brot dem Drachenweib in das Haus und legte es dort auf den Tisch.

Das Drachenweib erwachte, trat aus dem Haus hinaus und schaute zu der Wiese. Auf der aber waren nur noch Stoppeln und Strohschober zu sehen. Darauf sagte sie zu dem Jüngling:

„Nun, ich sehe, du hast es geschafft. Gib aber acht, daß du auch die zweite Aufgabe zuwege bringst.“

Und sie befahl ihm:

„Trage diesen Berg ab und leite den Dnepr hierher. An seinem Ufer aber errichte große Speicher und einen Hafen, in dem Schiffe anlegen können, damit du den Schiffseigentümern den Weizen verkaufen kannst. Frühmorgens, wenn ich aufstehe, hat alles fertig zu sein.“

Wieder ging der Jüngling zu der Säule und seufzte. Da fragte ihn die Tochter des Drachen:

„Warum seufzest du so?“

Der Jüngling berichtete ihr, was ihm das Drachenweib zu tun befohlen hatte. Da sprach das Mädchen:

„Leg dich hin und schlafe! Ich mache das schon.“

Es brauchte nur einmal zu zischen, da trug sich der Berg von selber ab. Der Dnepr veränderte seinen Lauf zu der gewünschten Stelle, an der es nach wenigen Augenblicken bereits mehrere Speicher und einen Hafen gab. Darauf kam das Mädchen zu dem Jüngling und weckte ihn. Bald hatte dieser den Weizen an die Kaufleute auf den Schiffen verkauft. Das Drachenweib erwachte, und vor ihren Augen stand alles so da, wie sie es gewünscht hatte.

Da trug sie ihm die dritte Aufgabe auf:

„Fange heute in der Nacht den Goldenen Hasen und bringe ihn mir in aller Frühe nach Hause.“

Abermals ging der Jüngling zu jener Säule und seufzte und seufzte. Da fragte ihn das Mädchen:

„Was hat sie dir diesmal befohlen?“

Er erwiderte:

„Sie hieß mich heute in der Nacht den Goldenen Hasen fangen.“

Darauf versetzte die Drächentochter:

„Das ist keine Kleinigkeit. Niemand weiß, wie man ihn fangen kann. Doch laß uns zu jenem Felsen dort gehen.“

Dann setzte sie hinzu:

„Stell dich vor die Höhle! Du mußt den Goldenen Hasen fangen! Ich aber werde versuchen, ihn herauszujagen. Gib aber gut acht, und sei ja nicht furchtsam! Sobald jemand versucht, die Höhle zu verlassen, mußt du fest zupacken. Bestimmt wird das der Goldene Hase sein.“

Das Mädchen kroch in die Höhle hinein. Kurz darauf kam eine Schlange zischend herausgekrochen. Der Jüngling ließ die Schlange vorbei. Als das Mädchen aus der Höhle kam, fragte es ihn:

„Nun, kam nichts hervorgekrochen?“

Der Jüngling erwiderte:

„Nein, bloß eine Schlange kam heraus. Ich fürchtete, sie würde mich beißen und ließ sie daher ihres Weges ziehen.“

Das Mädchen aber sagte ärgerlich zu ihm:

„Daß dich der Teufel... Das war doch der Goldene Hase! Nun sei aber diesmal auf der Hut! Ich gehe noch einmal hinein. Wenn wieder jemand aus der Höhle herauskommt und sagt, der Goldene Hase sei nicht da, so glaube ihm nicht und packe fest zu!“

Sie ging wieder in die Höhle und jagte den Hasen hinaus. Dieser hatte jedoch die Gestalt eines uralten Weibes angenommen, welches den Jüngling fragte:

„Was suchst du denn hier, mein Söhnchen?“

Arglos erwiderte der Jüngling:

„Ich suche den Goldenen Hasen!“

Verwundert sprach die Alte:

„Wieso soll denn der hier sein? Einen Goldenen Hasen gibt es hier nicht.“

Sprach's und ging an ihm vorbei. Als aber das Mädchen aus der Höhle kam, fragte es ihn erstaunt:

„Wie, hast du auch diesmal den Hasen nicht fangen können? Kam denn gar niemand aus der Höhle?“

Der Jüngling versetzte:

„Niemand... doch ein altes Weib kam heraus und fragte mich, was ich hier wolle. Ich aber erzählte ihr, daß ich den Goldenen Hasen suche. Darauf entgegnete sie, hier sei kein solcher Hase, und ich ließ die Alte ihres Weges ziehen.“

Da sprach das Mädchen enttäuscht:

„Warum hieltest du das alte Weib nicht fest? Es war doch der Goldene Hase! Nun können wir seiner nicht mehr habhaft werden. Nur noch einen

Ausweg gibt es für uns: Ich verwandele mich in einen Hasen, und du bringst mich zu meiner Mutter und legst mich auf den Tisch. Aber gib mich ihr auf keinen Fall in die Hand: dann würde sie mich erkennen, und wir beide wären rettungslos verloren.“

Wirklich verwandelte sich das Mädchen in den Goldenen Hasen, und er brachte diesen dem Drachenweib, legte ihn auf den Tisch und sprach:

„Hier ist der Hase, und nun will ich nach Hause zurückkehren.“

Darauf sagte sie:

„Gut, du kannst gehen!“

Das ließ sich der Jüngling nicht zweimal sagen. Kaum hatte auch das Drachenweib das Haus verlassen, verwandelte sich der Hase in ein Mädchen zurück, folgte dem Jüngling, und die beiden liefen zusammen davon. Sie rannten so schnell sie nur konnten. Als aber das Drachenweib merkte, daß sie von ihrer Tochter genasführt worden war, dachte sie sofort daran, sie zu verfolgen, um sich an dem Jüngling und dem Mädchen zu rächen. Allein sie setzte ihnen nicht selber nach, sondern befahl ihrem Mann, dem Drachen, die Verfolgung aufzunehmen. Sofort machte der sich auf den Weg. Die Flüchtigen vernahmten, daß der Boden unter ihren Füßen zu beben begann... Da sprach das Mädchen:

„Wir werden verfolgt. Ich verwandle mich in ein Weizenfeld und dich in einen alten Mann. Fragen dich die Verfolger, ob hier ein Jüngling und ein Mädchen vorbeigelaufen sind, so antworte, sie seien vorbeigelaufen, als man diesen Weizen säte.“

Bald darauf kam der Drache angefliegen und fragte den Alten:

„Hast du nicht einen Jüngling und ein Mädchen hier vorbeilaufen sehen?“

Der Alte erwiderte:

„O ja, sie liefen hier vorbei.“

Der Drache fragte:

„Ist es schon lange her, daß sie hier vorbeigelaufen sind?“

Der Alte versetzte:

„Sie liefen hier vorbei, als man diesen Weizen säte.“

Da sprach der Drache:

„Dieser Weizen muß bald schon gemäht werden; der Jüngling und das Mädchen sind jedoch erst gestern verschwunden.“

Und er kehrte um. Die Drachentochter aber verwandelte sich wieder in ein Mädchen zurück, den Alten wieder in einen Jüngling, und sie setzten zusammen die Flucht fort.

Als der Drache nach Hause kam, fragte ihn sein Weib:

„Wie! Hast du die beiden nicht eingeholt? Bist du denn unterwegs niemandem begegnet?“

Der Drachenmann erwiderte:

„Bloß einem Alten, der ein Weizenfeld hütete. Auf meine Frage, ob er nicht einen Jüngling und ein Mädchen gesehen habe, entgegnete er, daß er sie habe vorbeilaufen sehen, als man den Weizen säte. Der Weizen aber war bereits reif. Darum machte ich kehrt.“

Darauf sprach das Drachenweib:

„Warum hast du jenen Alten mitsamt dem Weizen nicht vernichtet? Das waren doch die Geflüchteten! Fliege ihnen nun abermals nach, doch sieh, daß sie dir diesmal nicht entgehen!“

Da kam der Drache angeflogen, daß die Erde unter den Füßen der beiden dröhnte.

Nun sprach das Mädchen:

„Hör nur, er kommt wieder geflogen! Ich verwandle mich in ein altes Kloster und dich in einen Mönch. Fragt er dich, ob hier ein Jüngling und ein Mädchen vorbeigelaufen sind, so antworte, du habest sie zu der Zeit gesehen, als man dieses Kloster erbaute.“

Der Drache kam angeflogen und fragte den Mönch:

„Hast du nicht einen Jüngling und ein Mädchen hier vorbeilaufen sehen?“

Der Mönch entgegnete:

„Ich sah sie, als man dieses Kloster erbaute.“

Da sprach der Drache zu ihm:

„Der Jüngling und das Mädchen sind gestern verschwunden. Dieses Kloster hier aber dürfte schon vor hundert Jahren erbaut worden sein.“

Sprach's und kehrte um.

Zu Hause angekommen, erzählte er seinem Weib:

„Ich sah einen Mönch in der Nähe eines Klosters. Als ich ihn nach den Geflüchteten fragte, sagte er, sie seien schon zu jener Zeit vorbeigekommen, da man das Kloster erbaute. Allein das Kloster dürfte schon an die hundert Jahre stehen!“

Darauf erwiderte sein Weib:

„Warum nur hast du jenen Mönch nicht getötet? Warum nur hast du jenes Kloster nicht zerstört? Das waren doch die Geflüchteten! Nun aber will ich sie selber verfolgen. Du taugst wahrlich zu nichts!“

Und sie setzte ihnen nach.

Sie verfolgte sie mit Blinzesschnelle... Da vernahmen die Flüchtenden plötzlich das Donnern der Erde unter ihren Füßen, und der Boden brannte wie Feuer. Das Mädchen sprach zum Jüngling:

„Nun sind wir verloren! Meine Mutter verfolgt uns selbst. Trotzdem laß es uns wagen: „Ich verwandle dich in einen Bach und mich in einen Barsch.“
Schon kam das Drachenweib geflogen und sprach zum Bach:

„Na! Da hab ich euch endlich!“

Und sie verwandelte sich augenblicklich in einen Hecht und setzte dem Barsch nach. Wie sie ihn aber packen wollte, wendete dieser ihr seine messerscharfen Flossen zu, so daß sie ihn nicht erwischen konnte. Lange Zeit verfolgte sie ihn hartnäckig. Es gelang ihr jedoch nicht, ihn zu fangen. Da kam ihr der Gedanke, den Bach auszutrinken. Sie trank und trank und schluckte und schluckte... bis sie am Ende von dem vielen Wasser platzte.

Nachdem die Drachentochter sich und den Jüngling wieder zurückverwandelt hatte, sprach sie:

„Nun haben wir nichts mehr zu fürchten. Laß uns zu dir nach Hause gehen. Wenn du aber dort über die Schwelle trittst, so gib acht: Küß jedermann, nur deines Onkels Tochter küsse nicht: denn wenn du sie küßt, wirst du mich vergessen. Ich werde mich einstweilen bei irgend jemand im Dorf verdingen.“

Der Jüngling versprach's und trat in das Haus. Nachdem er alle begrüßt hatte, dachte er bei sich:

„Wie, warum soll ich nicht auch meines Onkels Tochter begrüßen? Was werden sie sonst von mir denken!“ Und er küßte auch des Onkels Tochter. Sobald er sie aber geküßt hatte, vergaß er die Drachentochter.

Bald war ein halbes Jahr vergangen, und der Jüngling dachte daran, sich mit einem schönen Mädchen zu verheiraten.

Die Tochter der Drachen aber hatte er völlig vergessen.

Am Abend vor der Hochzeit lud man alle Mädchen des Dorfes ein und trug ihnen auf, die Hochzeitskuchen zu kneten. Unter ihnen war auch die Drachentochter, von der kein Mensch wußte, wer sie war und woher sie gekommen. Die Mädchen machten sich an die Arbeit. Die Drachentochter aber formte eine Taube und einen Täuberich aus dem Teig und stellte sie in der Nähe des Jünglings auf den Fußboden, wo sie lebendig wurden. Da sprach die Taube zum Täuberich:

„Hast du all das vergessen, was ich für dich getan habe; wie ich die Wiese umgepflügt und den Weizen gesät; wie ich aus diesem Weizen ein Weißbrot gebacken, damit du es dem Drachenweib bringen könntest?“

Der Täuberich erwiderte:

„Vergessen, vergessen hab ich's!“

Darauf sprach die Taube abermals:

„Hast du vergessen, wie ich für dich den Berg abgetragen und das Wasser

des Dnepr umgeleitet habe, damit die Schiffe an den Speichern anlegen und wir den Kaufleuten den Weizen verkaufen könnten?“

Und wieder sagte der Täuberich:

„Vergessen, vergessen hab ich's!“

Da sprach die Taube ein letztes Mal:

„Hast du vergessen, wie wir versuchten, den Goldenen Hasen einzufangen? Ja, hast du mich denn wirklich völlig vergessen?“

Der Täuberich erwiderte:

„Vergessen, vergessen hab ich's!“

Der Jüngling, der all dies mit angehört hatte, entsann sich nun endlich des Mädchens, verließ seine Braut und heiratete die Drachentochter. Lange lebten die beiden glücklich miteinander.

DIE WUNDERKÜRBISSE

Es waren einmal zwei Brüder. Sie stammten aus einer sehr armen Familie und sahen nur Elend und Not. Als es Zeit wurde, sich zu vermählen, heiratete der Ältere, Jura, ein altes Mädchen, da sie Vermögen besaß. Aber der Jüngere, Mychailo, heiratete ein junges Mädchen, eine arme Waise. Es erging ihm nicht gut, denn er besaß außer seinen zwei leeren Händen nichts weiter.

Als die Brüder noch unverheiratet waren, achteten sie einander. Nachdem sie sich aber vermählt hatten, gingen ihre Wege auseinander.

Eines schönen Tages erboste sich Jura über seinen Bruder Mychailo:

„Hör mal, ich möchte deine Bettlerfüße auf meinem Hof nicht mehr sehn.“

Nun wagte Mychailo nicht mehr, den Hof seines Bruders zu betreten. Es kam jedoch der Frühling, und er hatte kein Saatgut, nicht einmal für ein einziges Beet. Da grämte sich der arme Mann: „Was tun? Und wovon werden wir im Winter leben?“

Und er beriet sich mit seiner Frau:

„Mein liebes Weib, was tun wir? Nun muß ich doch zu meinem Bruder gehn.“

„Geh, mein Lieber, vielleicht wird er diesmal freundlicher mit dir sprechen.“

Da machte sich Mychailo auf den Weg zu seinem Bruder.

„Die Sache ist die...“, begann Mychailo sein Kommen zu erklären, sein Bruder jedoch unterbrach ihn sogleich:

„Fort aus meinem Hof! Hab ich dir's nicht schon längst befohlen?“

Nun ging also der jüngere Bruder traurig nach Hause, noch viel trauriger, als er hergekommen war.

„Was hast du erreicht?“ fragte seine Frau, „was hat dir Jura gesagt?“

„Er jagte mich hinaus. Kein Körnchen gab er mir“, erwiderte Mychailo.
„Was machen wir jetzt?“

„Sei nicht so traurig“, versuchte seine Frau ihn zu trösten, „irgend etwas muß ja geschehen.“

Und es kam der Sommer.

Mychailos Hütte war nicht sehr groß, unter dem Dache jedoch waren Schwalbennester. Eines Tages brach ein Sturm los und warf alle Schwälbchen aus ihren Nestern. Außer einem einzigen kamen alle Schwälbchen um. Aber



auch dieses eine hatte ein gebrochenes Beinchen. Mychailo hob das Schwälbchen auf, schiente das Beinchen mit einem Stückchen Fichtenrinde, verband es und tropfte darauf ein wenig Milch. Als das Vögelchen genesen war, trug es Mychailo in den Hof und ließ es frei.

Nach einigen Tagen kehrte das Schwälbchen zurück. Es flog bis vor Mychailos Hütte und ließ aus dem Schnabel ein Körnchen in den Hof fallen. Mychailos Frau bemerkte dies sogleich.

„He, lieber Mann“, rief sie, „das Schwälbchen hat etwas gebracht!“

Mychailo lief augenblicklich in den Hof und rief überglücklich:

„Nun sind auch wir Bauern! Nun haben wir etwas zum Aussäen! Die Saat wird gedeihen und wird uns Früchte bringen.“

Sie legten das Körnchen in den Boden des Gemüsegartens. Das Körnchen gedieh; Stengel, Blättchen und Blüten schossen in die Höhe, und durch die Blüten sah man bald die Frucht. Im Herbst waren drei große, prächtige Kürbisse gereift, sie waren so groß, daß man noch nie ähnliche gesehen hatte.

Da sagte Mychailo:

„Frau, bring doch aus dem Garten einen Kürbis. Koch ihn und wir haben ein herrliches Mittagessen.“

„Was fällt dir ein! Wie bin ich imstande, einen solch großen Kürbis auch nur aufzuheben, geschweige denn, ihn herzubringen?!“

Sie gingen also beide den Kürbis holen. Alle beide packten zu, und doch gelang es ihnen nur mit größter Mühe, ihn ins Haus zu schaffen. Mychailo nahm die Axt und schlug den riesigen Kürbis entzwei. Da standen vor ihren Augen allerlei Speisen und mannigfaltige Getränke. Es waren ihrer so viele, daß sie sich für Jahre hinaus damit versorgt sahen.

Nun schleppten sie auch den zweiten Kürbis ins Haus. Mychailo hatte ihn noch nicht richtig entzweigeschlagen, da fielen verschiedene Kleidungsstücke heraus. Man hätte damit ein ganzes Dorf bekleiden können.

Der Mann und seine Frau waren nun aufs höchste gespannt, was der dritte Kürbis enthielt. Auch diesen brachten sie nur mit viel Mühe ins Haus, und kaum war die Axt ein wenig in ihn gedrungen, da fiel eine große Menge Gold und Silber heraus.

Der Arme wurde so vermögend, daß er bald jene bitterböse Zeit vergaß, da er seinen reichen Bruder um Hilfe und Unterstützung bitten mußte.

Heftiger Neid fraß hingegen an Juras Herzen. Er wollte jedoch zu gern erfahren, wodurch sein einst so armer Bruder plötzlich so reich geworden war. Eines Tages sagte er zu seiner Frau:

„Geh zu Mychailo und bringe in Erfahrung, wie er zu seinem Reichtum gekommen ist.“

Juras Frau besuchte ihre Schwägerin gerade zu der Zeit, als deren Mann nicht zu Hause war. Die Schwägerin erzählte ihr die Geschichte und verheimlichte nicht das geringste. Sie erzählte vom furchtbaren Sturm, der die Schwälbchen aus ihren Nestern geschleudert hatte, wie ihr Mann das verwundete Vögelchen geheilt, wie das genesene Schwälbchen ein Körnchen brachte und wie aus diesem Körnchen drei Kürbisse gediehen waren.

Nach Hause zurückgekehrt, erzählte Juras Frau, was sie vernommen hatte.

Wiederum wurde es Frühling. Die Schwalben kamen vom Süden zurück und bauten ihre Nester auch unter Juras Dach. Kleine Schwälbchen schlüpfen aus den Eiern und piepsten den ganzen, lieben langen Tag. Nun wartete der vor Reichtum strotzende Bauer auf einen Sturm. Es war jedoch nicht einmal das kleinste Wölkchen am heitern, sonnenklaren Himmel zu entdecken. Da verlor Jura seine Geduld. Er nahm eine Stange und zerstörte sämtliche Nester. Dann hob er ein kleines Vögelchen auf, das ein gebrochenes Beinchen hatte, und heilte es. Das Schwälbchen genas, Jura trug es in den Hof und ließ es frei.

Als eine Stunde verstrichen war, kam das Schwälbchen zurückgeflogen und warf in des Reichen Hof ein Kürbiskörnchen. Jura war überglücklich.

Er ging mit seiner Frau in den Gemüsegarten, um das Körnchen zu vergraben. Nun warteten die beiden darauf, daß sie das Körnchen mit neuem Reichtum überhäufe. Das Körnchen gedieh, grüne Blätter, Stengel und goldgelbe Blüten schossen in die Höhe, und durch die Blüten sah man bald die Frucht. Es waren jedoch nicht drei, sondern nur ein Kürbis herangereift. Das trübte Juras Freude keinesfalls. Jura und seine Frau konnten kaum den Herbst erwarten. Tag und Nacht hielten sie Wache im Gemüsegarten, damit nicht irgendein Gespenst den Kürbis stehle.

Endlich kam die Zeit heran, da der Kürbis gereift war. Jura und seine Frau brachten ihn ins Haus. Als nun Jura die Axt zum Schlege ausholte, platzte der Kürbis, und eine riesige Feuergarbe schoß mit einem ungeheuren Knall empor. Augenblicklich standen das Haus, sämtliche Ställe, einfach alles ringsum, in hellen Flammen. Der einstige reiche Mann verarmte völlig. Er schämte sich, seinen Bruder um Hilfe bitten zu müssen, daher nahm er einen Sack und zog als Bettler in die Welt hinaus.

DAS MÄRCHEN VON IWAN, DEM RECKEN

Es war einmal ein armer Bauer, der hatte zwei Söhne. Der eine war ein gesunder Bursche, der andere jedoch hatte von Geburt an so schwache Beine, daß er nicht einmal gehen konnte.

Eines schönen Sommertages, als alle auf dem Feld mit der Mahd beschäftigt waren, saß er allein zu Hause. Plötzlich trat ein uralter Bettler ein, der einen schneeweißen Bart trug. Er grüßte höflich und bat um einen erfrischenden Trunk.

„Ich wäre glücklich, Großväterchen, Euch einen Trunk reichen zu können“, sprach der kranke Jüngling, „aber ich kann mich nicht erheben.“

„Geh und hole etwas zu trinken!“ befahl der Bettler in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete. Der Jüngling erhob sich und brachte ein Seidel Bier. Der Alte trank ein wenig davon, und den Rest gab er dem Jüngling zu trinken.

„Was spürst du jetzt, nachdem du getrunken hast?“ fragte der Alte.

„Ich spüre eine solche Kraft in mir, daß ich die ganze Welt auf den Händen tragen könnte!“ erwiderte der Jüngling.

„Viel zu viel Kraft für dich“, sprach der Alte. „Geh und hole noch einmal ein Seidel Bier.“

Der Jüngling gehorchte, und der Alte befahl ihm, das ganze Seidel auszutrinken.

„Und was spürst du jetzt?“ fragte er dann.

„Jetzt, liebes Großväterchen, spüre ich, daß ich die Hälfte jener großen Kraft verloren habe.“

„Das genügt, mehr braucht der Mensch nicht“, murmelte der Alte und ging davon.

Nun hielt es den Jüngling nicht länger zu Hause. ‚Ich muß etwas für den alten Vater tun‘, dachte er. ‚Jahrelang hat er mich, den Krüppel, ernährt. Nun bin ich an der Reihe, ihm zu helfen.‘ Und er machte sich auf den Weg zum reichen Pan.

„Gibst du mir den Speicher mitsamt dem Getreide, wenn ich ihn auf meinem Rücken von einem Ort zum anderen trage?“ fragte ihn der Jüngling.

Der Pan starrte ihn verwundert an.

„Wer bist du denn?“ fragte er. „Bist du von Sinnen? Den ganzen Speicher mitsamt dem Getreide willst du auf deinem Rücken von einem Ort zum anderen tragen?“

Da erwiderte der Jüngling:

„Ich heiße Iwan und stamme aus dem Dorf. Und ich bin wirklich imstande, deinen Speicher mit dem Getreide fortzutragen, wenn du ihn mir dafür schenkst.“

„Nun gut“, lachte der Herr, „trägst du ihn tatsächlich ein Stück, so gehört er dir.“

Als Iwans Vater von der Feldarbeit zurückkehrte, bat ihn Iwan, bei den Nachbarn Stricke und Strangriemen zu borgen, damit er den Speicher des Pans herübertrage. Der Vater staunte, daß der Junge so fest auf den Füßen stand und sogar gehen konnte und obendrein von Dingen sprach, die völlig unmöglich waren. Und doch tat er, worum ihn der Sohn gebeten hatte. Den ganzen Abend wanderte er von Hof zu Hof und borgte Stricke und Strangriemen.

Am nächsten Tag nahm Iwan in aller Frühe die Stricke und Strangriemen und ging in den Hof des Pans, um den Speicher zu holen. Wie eine Spinne ihre Beute umwickelte er den Speicher mit all den geborgten Stricken und Strangriemen. Da lief der Hofaufseher ins Herrenhaus und meldete das dem Pan.

„Was soll ich mit dem Burschen anfangen?“ fragte er. „Habt Ihr ihm wirklich erlaubt, das zu tun?“

Der Pan aber lachte vergnügt und bestätigend. Er käme bald selbst hinaus, um dem Burschen bei seinem wunderlichen Tun zuzusehen.

Als Iwan mit dem Umwickeln des Speichers fertig war, erschien der Pan im Hof.

„Nun trage ihn heim, Iwan!“ höhnte er. „Sobald du ihn dort abgesetzt hast, gehört er dir.“

Iwan bückte sich, griff in die Stricke und schon lag der Speicher auf seinem Rücken. Dann richtete er sich auf und verließ gemächlich den Hof des Pans. Der und seine Knechte sahen noch, wie Iwan den Speicher in den Hof seines Vaters stellte. So war der Vater für einige Jahre mit Brot versorgt.

Da verging dem Pan das Lachen, denn er hatte den Speicher mitsamt dem Getreide verloren, und den Spott hatte er obendrein.

Iwan indessen verneigte sich vor seinem Vater und sprach:

„Lebt wohl, lieber Vater, ich verlasse Euer Haus, um meine Kraft in der Welt auszuprobieren.“

Aber ehe er ging, bat er den Schmied, ihm eine sieben Pud schwere Keule zu schmieden. Die Keule in der Hand, verließ Iwan sein Heimatdorf.

Sein Weg führte ihn durch den Wald. Plötzlich flitzte ein Hase an ihm vorbei. Iwan wollte ihn erlegen, allein der Hase sprach:

„Töte mich nicht, ich gebe dir mein Häschen dafür, vielleicht wird es dir einmal von Nutzen sein.“

Da nahm Iwan das Häschen und setzte seinen Weg fort. Bald darauf begegnete er einer Füchsin und wollte auf sie anlegen, allein sie erbat sein Erbarmen und gab ihm dafür ein kleines Fuchlein, das ihm dienen sollte. Später begegnete er einer Wölfin. Er verschonte sie und sie gab ihm dafür ihr kleines Wölflin, das ihm dienen sollte. Schließlich schenkte ihm noch eine Bärin ihr Junges, damit es ihm einst zur Seite stehe.

Also wanderte Iwan mit seinen Tieren durch die Welt. Lange wanderte er, bis er eines Tages an eine Wegscheide gelangte. An dieser Wegscheide erhob sich eine Säule, und an der Säule war eine Tafel mit folgender Inschrift angebracht:

„Gehst du nach rechts, so kommt dir das Glück entgegen. Gehst du nach links, so erwartet dich dort reine Freude. Gehst du jedoch geradeaus, so kommt dir der Tod entgegen.“

Allein Iwan ging tapfer geradeaus. Kaum war er einige hundert Meter gegangen, so kam ihm eine Menschenmenge entgegengelaufen, und alle riefen durcheinander:

„Geh nicht auf diesem Wege weiter, kehre um, solange noch Zeit ist! Aus lauter Dummheit und Unwissenheit haben wir diesen Weg eingeschlagen, denn wir können nicht lesen. Hier haust ein fürchterlicher, sechsköpfiger Drache. Täglich muß ihm ein Mensch geopfert werden. Heute wird ihm die Königstochter gebracht, und niemand kann sie retten.“

„Ich werde sie retten“, sprach Iwan ruhig, „wollen sehen, wer von uns beiden der Stärkere ist!“

Die Leute liefen auseinander. Er aber ging geradeaus weiter. Dabei fiel ihm eine Unmenge menschlicher Knochen auf, die überall herumlagen. Je weiter er kam, desto mehr sah er sie liegen. Endlich gelangte er an einen ungeheuer hohen Berg. Nirgendwo war ein Eingang zu entdecken, nur ein enger Spalt, als wäre der Berg an dieser Stelle gesprungen.



Plötzlich kam eine Karosse dahergefahren. Der Kutscher hielt an, spannte die Pferde aus und floh, ohne sich auch nur ein einziges Mal umzudrehen. Iwan trat an die Karosse heran. In ein schwarzes Tuch gehüllt, saß dort die Königstochter und weinte leise vor sich hin. Er grüßte sie freundlich, und sie erzitterte vor Freude, daß noch ein menschliches Wesen in ihrer Nähe war. Als sie aber das Tuch lüftete, um zu sehen, wer neben ihr war, da erblickte sie zunächst den Haufen menschlicher Gebeine ringsum und fiel in Ohnmacht.

Die Sonne näherte sich bereits dem Horizont. Da krachte etwas im Inneren des Berges. Der Spalt wurde breiter und breiter. Die Keule fest in der Hand, wartete Iwan auf das, was kommen würde. Bald darauf steckte der Drache einen seiner Köpfe hervor. Da holte Iwan weit aus und schlug dieses Drachenhaupt ab. Der Drache steckte nun sein zweites Haupt hervor, und Iwan hieb auch das ab und auch das dritte, bis alle sechs Köpfe zu seinen Füßen lagen. Nun schnitt er die Drachenzungen heraus, legte sie in sein Sacktuch und steckte es in die Tasche. Erschöpft von der weiten Wanderung und vom Kampf mit dem Drachen, legte er sich nieder und schlief einen gesunden, festen Schlaf. Auch seine Tiere schliefen fest ein.

Am nächsten Morgen kam der Kutscher, um die Karosse zu holen. Als er aber die Königstochter frisch und gesund in der Karosse schlafen sah und den schlafenden Jüngling neben dem Berg erblickte, die abgehauenen Drachen-

köpfe daneben, da tötete er den Jüngling, nahm die Drachenköpfe und weckte die Prinzessin.

„Freue dich!“ sprach er. „Den Jüngling hat der Drache zwar erschlagen, ich aber erschlug den Drachen und rettete dich. Sieh her: Da sind die sechs Köpfe, die ich ihm abgehauen habe. Nun wird dein Vater dich mir zur Frau geben.“

Und er brachte sie zum König.

Als die Tiere erwachten und sich umsahen, sahen sie ihren ermordeten Herrn auf der Erde liegen. Allein sie wußten sogleich, was sie zu tun, hatten. Augenblicklich liefen sie in den tiefen, undurchdringlichen Wald und schöpften aus der Wunderquelle heilendes und Leben spendendes Wasser. Sie besprengten ihren Herrn damit, und er schlug sogleich die Augen auf, als erwache er aus einem tiefen Schlaf. Nun sah er, daß weder die Drachenköpfe noch die Prinzessin da waren. Nur das Sacktuch mit den Drachenzungen war liegengeblieben. Er steckte das Tuch in die Tasche und begab sich in die Stadt, in der die Prinzessin lebte.

Als er in die Stadt kam, sah er, daß die Einwohner voller Freude und Frohsinn waren. Hatte der Kutscher doch den schrecklichen Drachen erschlagen und die Prinzessin gerettet!

Da ging Iwan mit seinen Tieren geradewegs in den Königspalast. Alle bekamen es mit der Angst zu tun und machten Iwan Platz. Ungehindert trat er in die königlichen Gemächer. Dort waren schon die Hochzeitsgäste versammelt. Neben dem König saß der Kutscher und an dessen Seite die traurige Prinzessin.

Iwan stellte sich vor den König hin und sprach:

„Ich habe den Drachen erschlagen, und der an Eurer Seite, Majestät, ist ein Dieb und ein gemeiner Betrüger.“

Da fuhr der Kutscher empört auf:

„Du lügst! Diese abgehauenen Drachenköpfe zeugen für mich!“

Da fragte Iwan:

„Wo haben diese Köpfe denn ihre Zungen?“

Aufgeregt stürzten alle zu den Drachenköpfen – sie hatten keine Zungen! Da packte man den Kutscher und steckte ihn ins Gefängnis. Mit Freuden gab der König jetzt seine Tochter dem Recken Iwan zur Frau. Fortan lebten alle zusammen in Glück und Eintracht.



Das Öchslein aber tat seine Pflicht: Es rannte, was seine Beine nur hergeben wollten.

DER DRACHE

Irgendwo in einem fernen Königreich lebten einmal ein alter Mann und seine Frau. Sie waren lange Zeit kinderlos.

Eines Tages fuhr der Mann auf den Markt. Er verkaufte, was er zu verkaufen hatte, kaufte einen gesalzenen Fisch und kehrte vom Markte nach Hause zurück. Wie er so dahinfuhr, verspürte er plötzlich einen brennenden Durst, und erst jetzt bemerkte er auf einem Hügel einen Brunnen. Er lief dahin, um zu trinken, aber in dem Brunnen saß ein Teufel, der ihn am Bart packte und nicht wieder losließ.

„Laß mich los!“ rief der Mann.

„Nein, ich lasse dich nicht los“, versetzte der Teufel.

„Was willst du denn von mir?“

„Wenn du mir das schenkst, was dir das Teuerste ist, dann lasse ich dich los“, erwiderte der Teufel.

Darauf sprach der Mann:

„Was mir das Teuerste ist? Ich habe zu Hause Pferde, feurige Rosse, die kannst du haben.“

„Nein“, widersprach der Teufel und packte den Bart noch fester.

„Ich habe zu Hause auch starke Ochsen. Nimm die!“

„Nein“, wiederholte der Teufel.

Der Mann zählte alles auf, was ihm teuer war, aber der Teufel sprach immer wieder „Nein!“ und ließ den Bart nicht los. Da sah der Mann ein, daß der Teufel gar nichts nehmen wollte, und machte noch einen letzten Versuch:

„Ich habe nur noch eine alte Frau zu Hause. Aber die kann ich dir nicht geben.“

„Die will ich auch nicht“, erwiderte der Böse abermals.

Da dachte der Mann lange angestrengt nach: ‚Wenn er nicht einmal meine Frau nehmen will, die mir doch die Teuerste ist, was will er dann?‘ So sagte er denn:

„Nimm, was du selbst nehmen möchtest.“

Nachdem er unterschrieben hatte, daß er dem Teufel all das geben würde, was dieser von ihm forderte, ließ ihn der Teufel frei. Nun saß er auf und fuhr nach Hause.

In der Zwischenzeit aber hatte seine Frau zwei Kindern das Leben geschenkt. Die Kleinen wuchsen rasch heran, nicht nach Tagen, nicht nach Stunden, sondern nach Minuten wuchsen sie. Es dauerte auch nicht lange, und sie hatten das Laufen gelernt.

Als nun der Mann nach Hause kam, lief ihm seine Frau mit den Kindern entgegen. Wie der Mann die Kleinen sah, bekam er einen großen Schreck. Nun erzählte er ihr seine abenteuerliche Geschichte:

„Liebe Frau, als ich vom Jahrmarkt kam, verspürte ich einen brennenden Durst. Ich beugte mich über einen Brunnen, um meinen Durst zu stillen, da packte der Teufel meinen Bart und ließ mich nicht los. Ich bat ihn, ich flehte ihn an – vergebens. ‚Gib mir‘, sagte er, ‚was dir am teuersten ist, und ich lasse dich frei!‘ Da schlug ich ihm vor, meine Ochsen oder meine Pferde zu nehmen, doch er wollte sie nicht. Schließlich bot ich ihm an, das zu nehmen, was er wolle, er sollte mich nur loslassen. Wie sollte ich wissen, daß du mir Kinder geboren hast? Auf sie hat er es sicher abgesehen. Wo verstecken wir sie nur, damit er sie nicht kriegt?“

„Na, sei es noch so schwer“, sagte die Frau entschlossen, „wir werden schon ein Versteck für sie finden. Wir heben eine Grube unter der Hütte aus und bringen sie dorthin.“

Sie hoben also eine Grube unter der Hütte aus, stellten Wasser und allerlei Speisen hinein, ließen die Kinder hinunter, schlossen die Grube und verwischten die Spuren. Danach bestiegen sie den Wagen und fuhren fort.

Da kam der Teufel in Gestalt eines Drachen geflogen und durchstöberte das ganze Haus, allein keine Seele war zu entdecken. Nun wandte er sich an das Schüreisen:

„Schüreisen, Schüreisen, wo hat der Wirt seine Kinder versteckt?“

Das Schüreisen erwiderte ihm:

„Mein Wirt war ein seelenguter Mensch: Er benutzte mich nur zum Feuerschüren. Die übrige Zeit hatte ich nichts zu tun und konnte den lieben langen Tag schlafen.“

Als der Drache sah, daß er vom Schüreisen nichts über die Sache erfahren werde, wandte er sich an den Besen:

„Besen, Besen, wo hat der Wirt seine Kinder versteckt?“

Da antwortete der Besen:

„Mein Wirt war ein seelenguter Mensch: Er benutzte mich nur zum Kehren. Die übrige Zeit hatte ich nichts zu tun und konnte den lieben langen Tag schlafen.“

Da sah der Drache, daß er auch vom Besen nichts erfahren werde, und wandte sich deshalb an die Axt:

„Axt, he, Axt, wo hat der Wirt seine Kinder versteckt?“

Die Axt erwiderte:

„Mein Wirt war ein seelenguter Mensch: Er benutzte mich nur zum Holz-

hauen. Die übrige Zeit hatte ich nichts zu tun und konnte den lieben langen Tag schlafen.“

Da wandte sich der Drache an den Meißel:

„Meißel, Meißel, wo hat der Wirt seine Kinder versteckt?“

Der Meißel aber erwiderte:

„Mein Wirt war ein seelenguter Mensch: Er benutzte mich nur zum Löcherstemmen. Die übrige Zeit hatte ich nichts zu tun und konnte den lieben langen Tag schlafen!“

Der Drache aber entgegnete:



„War dein Wirt wirklich ein guter Mensch? Schau, wie er dir den Kopf zerschlagen hat! Und du wagst zu behaupten, er sei ein guter Mensch gewesen?“

„Du hast in der Tat recht“, sagte der Meißel. „Also paß auf: Bring mich vor die Giebelwand der Hütte, stell dich mit dem Rücken zum Hof und wirf mich über die Schulter. Dort, wo ich niederfalle, sollst du graben.“

Der Drache tat nach des Meißels Rat: Dort, wo der Meißel niedergefallen war, grub er die Erde auf und fand die Kinder. Die allerdings waren inzwischen groß geworden. Aus dem kleinen Jungen war ein Jüngling und aus dem kleinen Mädchen eine schöne Jungfrau geworden. Der Drache packte die beiden und trug sie mit sich fort. Nach kurzer Zeit fühlte er sich ein wenig müde. Er legte sich nieder, um auszuruhen, und schlief ein. Das Mädchen setzte sich neben ihn. Der Jüngling jedoch grämte sich. Da kam ein Pferd angetrabt und sprach:

„Sei gegrüßt, Jüngling! Warum wanderst du in der Welt herum?“

Da erwiderte der Jüngling:

„Ach, Rößlein mein, nicht freiwillig wandere ich, sondern gezwungenermaßen.“ Und er erzählte ihm seine Geschichte.

„Sitzt auf!“ sprach das Roß. „Ich helfe euch.“

Es trug sie wie der Wind von dannen, während der Drache schlief. Als er aber erwachte und sah, daß die beiden fort waren, nahm er augenblicklich ihre Verfolgung auf.

Wie sie auf ihrem Roß so dahinfliegen, rief plötzlich der Bruder:

„He, Rößlein mein, mir brennt der Rücken. Verloren sind wir, und du mit uns!“

Der Drache aber kam näher, und aus seinem Rachen züngelte eine Flamme hervor. Schon hatte der Schweif des Pferdes Feuer gefangen. Da konnte das Pferd es nicht mehr ertragen, warf die Reiter ab und flog davon. Die beiden blieben allein zurück. Nun kam der Drache herangeflogen und rief:

„Ah, da seid ihr ja! Was fällt euch ein auszureißen? Zur Strafe fresse ich euch.“

Da baten der Jüngling und seine Schwester, sie zu verschonen. Der Drache gab nach:

„Nun gut, diesmal verzeihe ich euch, allein wagt es nicht noch einmal davonzulaufen!“

Er packte sie wieder und trug sie mit sich fort. Als er müde wurde, legte er sich nieder, um auszuruhen, und schlief bald ein. Nun setzte sich das Mädchen neben ihn. Der Jüngling aber starrte traurig vor sich hin. Da kam eine Hummel herangeflogen und sprach:

„Sei begrüßt, Jüngling!“

„Sei ebenfalls begrüßt, liebe Hummel!“

„Sag, warum wanderst du denn in der Welt herum?“

„Nun, Hummelchen mein, niemals wäre ich freiwillig hergekommen, gezwungenermaßen kam ich her.“ Und er erzählte auch der Hummel seine Geschichte.

„Sitzt auf! Ich helfe euch“, sprach die Hummel.

„Wie willst du uns hinausragen und retten, wenn nicht einmal das Roß es vermochte?“

„Wenn ich es nicht wenigstens versuche, kommt ihr elendiglich um“, entgegnete die Hummel.

Da saßen sie auf, und die Hummel trug sie fort. Als der Drache erwachte und sah, daß sie geflohen waren, nahm er die Verfolgung auf. Da rief plötzlich der Bruder:

„Ach, Hummelchen mein, mir brennt der Rücken! Wir sind verloren, und du mit uns!“

Da ließ die Hummel für einen Augenblick die Flügel hängen, warf die Reiter ab und flog davon. Nun kam der Drache mit weit aufgerissenem Rachen näher.

„Aha! Hab ich euch! Wie konntet ihr es wagen, meinen Befehl zu mißachten! Jetzt aber fresse ich euch endgültig!“

Abermals baten ihn die Geschwister, sie zu verschonen, und schließlich gab er nach. Er packte die beiden und trug sie mit sich fort. Als er müde wurde, legte er sich nieder, um ein wenig auszuruhen, und schlief bald ein. Das Mädchen streichelte ihn wieder, der Jüngling aber starrte niedergeschlagen vor sich hin. Da kam ein kleines, mageres Öchslein dahergestampft und sprach:

„Sei begrüßt, Jüngling! Warum wanderst du so in der Welt herum?“

„Ja, Öchslein mein, freiwillig wäre ich niemals hergekommen, nur gezwungenermaßen.“ Und er erzählte auch dem Öchslein seine Geschichte.

„Sitzt auf!“ sprach das kleine, magere Öchslein. „Ich trage euch in die Freiheit hinaus.“

Da antworteten die Geschwister:

„Wie willst du uns in die Freiheit hinaustragen, wenn es weder dem Roß noch der Hummel gelungen ist?“

„Das hat nichts zu sagen“, erwiderte das kleine, magere Öchslein. „Sitzt nur auf und hab Vertrauen!“

Sie saßen also auf, und das Öchslein trug sie fort. Kleine Weile – eine Meile. Stolperte es aber, so waren es zwei.

Als nun der Drache sah, daß sie ihn ein drittes Mal verlassen hatten, ward er furchtbar böse und erhob sich mit einem solchen Schwung, daß er den Flüchtigen bald sehr nahe war. Da schaute sich der Jüngling um und rief:

„Ach, Öchslein mein, der Rücken brennt mir! Wir sind verloren, und du mit uns.“

Da sprach das Öchslein:

„Schau einmal in mein linkes Ohr, Bursche, hole daraus den Kamm hervor und winke damit hinter dir!“

Der Jüngling holte also aus des Öchsleins Ohr den Kamm hervor und winkte damit. Plötzlich erhob sich hinter ihnen ein dichter Wald. Das Öchslein aber tat seine Pflicht: Es rannte, was seine Beine nur hergeben wollten. Kleine Weile – eine Meile. Stolperte es, waren es zwei.

Als der Drache den Wald erblickte, begann er die Bäume abzunagen. Er nagte sich durch den Wald und flog weiter, den Flüchtigen nach. Da sah sich der Jüngling um, entdeckte den Drachen und rief:

„Ach Öchslein mein, der Rücken brennt mir! Wir sind verloren, und du mit uns!“

Da sprach das Öchslein:

„Schau einmal in mein rechtes Ohr, Bursche, und hole daraus das Tüchlein hervor! Winke damit vor meine Füße!“

Der Jüngling holte aus des Öchsleins rechtem Ohr das Tüchlein hervor und winkte mit ihm. Da entstand plötzlich vor ihnen ein unendliches Meer. Über das Meer aber führte eine goldene Brücke. Das Öchslein jagte über die Brücke, und bald waren sie am anderen Meeresufer. Kaum hatten sie es betreten, so war auch die Brücke hinter ihnen verschwunden.

Der Drache jagte bis ans Meer und mußte zurückbleiben. Es gab weder Weg noch Steg, worüber er hatte laufen können, und weiterzufliegen reichten seine Kräfte nicht.

Da sprach das Öchslein:

„Ich bringe euch zu einer nahen Hütte, die dicht am Meer steht und in der ihr wohnen werdet. Mich aber müßt ihr schlachten.“

Bei diesen Worten erschrakten die Geschwister:

„Wie sollen wir dich schlachten, hast du uns doch vor dem sicheren Tod gerettet!“

„Tut, wie ich euch gesagt habe! Eine Keule hängt über den Ofen, die andere in der Ecke über die Liege, eine Schulter über den Tisch und die andere über die Schwelle!“

Sie schlachteten also das Öchslein und hängten die Keulen und Schultern, wie ihnen befohlen war, in alle vier Ecken der Hütte. Nun gingen sie schlafen. Als aber der Bruder in der Nacht erwachte, sah er auf der Schwelle ein wunderbares Roß stehen, dessen Geschirr nur so funkelte. Es konnte einen geradezu die Lust packen, sich daraufzuschwingen und in die weite Welt zu reiten. In der zweiten Ecke lag ein blitzendes Schwert, in der dritten und in der letzten lagen zwei schöne Hunde. Da weckte der Bruder seine Schwester, ergriff das Schwert und schwang sich auf das Roß. Dann pfiß er die Hunde herbei, und fort ging es auf die Jagd. So lebten sie davon, was er im Walde erlegte.

Eines Tages wusch die Schwester ihre Kleider im Meer. Da fragte sie der Drache vom anderen Ufer:

„Wie seid ihr übers Meer gelangt?“

„Mein Bruder hat ein Wundertüchlein“, antwortete sie, „wenn man damit winkt, so entsteht eine Brücke.“

Da bat er sie:

„Weißt du was, bitte deinen Bruder, dir dieses Tüchlein zu geben, damit du es im Meer waschen kannst. Du winkst dann damit, und ich komme über die Brücke zu dir. Wir könnten gut miteinander leben.“

Als sie nach Hause kam, bat sie den Bruder:

„Brüderchen, gib mir doch das Wundertüchlein. Es ist gewiß schmutzig, ich will es im Meer waschen.“

Nun ging sie damit ans Meer, winkte, und im Nu erstreckte sich die Brücke von dem einen bis zum anderen Meeresufer. So kam der Drache herüber. Sie berieten sich, wie sie den Bruder am besten vernichten könnten. Da sprach der Drache:

„Stell dich krank und sage ihm: ‚Es träumte mir, Brüderchen, daß ich genesen könnte, wenn du mir Wolfsmilch verschaffen würdest.‘ Er wird sich auf die Jagd begeben und die Wölfe werden seine Hunde zerreißen. Dann können wir ihn sehr leicht aus dem Wege räumen, denn seine ganze Kraft liegt bei diesen Hunden.“

Als der Bruder nach Hause kam, versteckte sich der Drache, die Schwester jedoch klagte über Unwohlsein.

„Es träumte mir, Brüderchen, daß ich genesen könnte, wenn du mir Wolfsmilch verschaffen könntest. Ich bin nämlich sehr krank.“

„Du sollst sie bekommen!“ versprach der Bruder, schwang sich aufs Pferd und jagte davon. Als er das Unterholz erreicht hatte, sprang eine Wölfin auf und floh. Doch die Hunde hatten sie bald eingeholt und hielten sie mit ihren Zähnen fest. Der Bruder melkte sie und ließ sie frei. Da schaute sich die Wölfin um und sprach:

„Dank dir, Jüngling, daß du mich freiläßt! Nimm dafür dieses Wölflein zum Geschenk!“

Und sie befahl dem Wölflein:

„Diene diesem Mann und sei ihm ergeben wie deinem Vater!“

Als der Jüngling in den Wald geritten war, hatte er nur zwei Hunde bei sich gehabt, nun aber trottete auch das Wölflein neben seinem Pferd her.

Mit Staunen sahen die Schwester und der Drache, daß dem Bruder drei Hunde folgten, und da sprach der Drache:

„Das ist wirklich ein Unglück, daß er statt zweier jetzt drei Hunde hat. Jetzt muß deine angebliche Krankheit noch schlimmer werden. Bitte ihn um Bärenmilch, denn die Bären werden ihn sicher in Stücke reißen!“

Nun verwandelte sich der Drache in eine Nadel, und die Schwester steckte sie in die Wand. Der Bruder sprang vom Pferd, die Hunde und der Wolf aber rannten ins Zimmer und versuchten, die Nadel an der Wand zu erreichen. Da sprach die Schwester:

„Sorge dafür, daß die Hunde Ruhe geben, schließlich bin ich sehr krank!“ Er rief die Hunde und sie setzten sich sogleich und verhielten sich ruhig. Da sprach die Schwester abermals:

„Es träumte mir, Brüderchen, daß ich nur genesen könnte, wenn du mir Bärenmilch verschaffen würdest.“

„Du sollst sie bekommen!“ versprach er ihr. Am nächsten Morgen schwang er sich aufs Pferd und fort ging es in den Wald auf die Jagd. Als er ins Unterholz kam, da sprang eine Bärin hervor und wollte fliehen. Aber die Hunde hatten sie bald eingeholt und hielten sie mit den Zähnen fest. Der Bruder melkte sie, dann ließ er sie frei. Da sprach die Bärin:

„Dank dir, Jüngling, daß du mich am Leben läßt! Nimm dafür dieses Bärchen zum Geschenk an.“



Dem Bärchen aber befahl sie:

„Gehorche ihm wie deinem Vater!“

Als er aus dem Wald zurückkehrte, sahen die Schwester und der Drache, daß er nun schon vier Begleiter hatte. Da sprach der Drache:

„Bitte ihn, daß er dir gegen deine Krankheit Fuchsmilch bringe, so werden ihn die Tiere letzten Endes doch fressen!“

Nun verwandelte der Drache sich abermals in eine Nadel, und die Schwester steckte sie in die Wand, aber so hoch, daß die Hunde sie nicht erreichen könnten.

Zu Hause angekommen, sprang der Bruder vom Pferd, doch die Hunde rannten ins Zimmer und sprangen mit aller Kraft und wütendem Gebell gegen die Wand, in der die Nadel stak. Da weinte die Schwester vor Zorn:

„Warum bringst du die Tiere nicht zur Ruhe, wo du doch weißt, wie krank ich bin!“

Der Bruder rief die Tiere an, sie setzten sich sofort und verhielten sich ruhig. Da bat die Schwester wiederum:

„Mir träumte, Brüderchen, daß ich wirklich genesen könnte, wenn du mir Fuchsmilch verschaffen würdest.“

„Du sollst sie bekommen!“ versprach der Bruder.

Nun ging er zu Bett. Ein Hund legte sich ihm zu Häupten, der andere

ihm zu Füßen, das Wölflein und das Bärchen aber zu beiden Seiten. Am nächsten Morgen schwang er sich aufs Pferd, nahm alle seine Tiere mit, und fort ging es. Am Unterholz angelangt, sah er eine Füchsin hervorspringen und weglaufen. Die Hunde hatten sie jedoch bald eingeholt und hielten sie mit den Zähnen fest. Der Bruder melkte sie, dann ließ er sie frei.

Da sprach die Füchsin:

„Dank dir, Jüngling, daß du mich am Leben läßt! Dafür schenke ich dir ein Fuchslein.“

Dem Fuchslein aber befahl sie:

„Gehorche ihm wie deinem Vater!“

Nun kehrte der Bruder nach Hause zurück. Als der Drache sah, daß er heil und gesund und obendrein mit einem fünften Wächter aus dem Walde kam, knirschte er vor Wut und Zorn mit den Zähnen. Deshalb besprach er sich aufs neue mit der Schwester, und die sagte zu ihrem Bruder:

„Mir träumte, Brüderchen, daß irgendwo in einem fremden Reich ein Eber lebe, der mit der Nase ackert, mit den Ohren sät und mit dem Schwanz eggt. Außerdem gibt es dort eine Mühle mit zwölf Steinen, die von selbst mahlt, von selbst aufschüttet, von selbst wegschaufelt und von selbst die Säcke füllt, kurz, die ganz ohne menschliches Zutun arbeitet. Wenn du mir ein wenig Mehl von jenen Steinen besorgen könntest, so würde ich mir daraus einen Fladen backen, ihn essen und wieder gesund werden.“

Da wurde der Bruder zornig:

„Ich erkenne dich gar nicht wieder, meine Schwester! Wer hat dir das alles nur eingeredet?“

Darauf antwortete sie:

„Wer sollte mir das eingeredet haben, wenn doch nur wir zwei hier wohnen?“

Der Bruder glaubte ihren Worten, schwang sich wiederum aufs Pferd, nahm seine Freunde mit und ritt fort. Nach langen Mühen fand er den Eber und kam zu der Mühle, von der seine Schwester gesprochen hatte, band sein Roß fest und ging hinein. Dort gab es zwölf Steine und zwölf Türen. Das waren ganz besondere Türen: Sie öffneten sich und schlossen sich von selbst.

Er nahm also ein wenig Mehl von dem ersten Stein und ging durch die zweite Tür, ohne zu bemerken, daß die erste sich hinter seinen Tieren geschlossen hatte. So durchschritt er alle zwölf Türen. Als er aber die Mühle verließ, schaute er sich um: Kein einziges von seinen Tieren war da! Er piffte und vernahm als Antwort ihr fernes Geheul, aber er konnte nicht erkennen, woher es kam. So wußte er auch nicht, wie er ihnen helfen sollte.

Traurig schwang er sich aufs Pferd und ritt nach Hause. Dort angekommen, sah er den Drachen bei seiner Schwester.

Der Drache spottete:

„Es gelüstete mich nach Fleisch, und es kommt von selbst zu mir.“

Nun befahl er dem Bruder, Holz zu spalten und Wasser aufzusetzen, damit man ihn kochen und verspeisen könne. Während der Bruder das Holz spaltete, kam eine Elster geflogen und rief:

„Arbeite langsam, Jüngling, deine Freunde haben bereits zwei Türen durchnagt und werden dir bald zu Hilfe kommen!“

Nun goß er Wasser in den Kessel und machte ein Feuer an. Das Holz aber, das er gespalten hatte, war faul und feucht. Als es ein wenig trocken war und Feuer fing, goß er Wasser darauf, damit es nicht zu rasch brenne. Dann ging er wieder vor das Haus, wo die Elster schon auf ihn wartete und rief:

„Arbeite langsam, Jüngling, denn deine Freunde haben bereits vier Türen durchnagt!“

Als er aber wieder die Hütte betrat, brüllte der Drache:

„He, wie lange sollen wir noch auf das kochende Wasser warten?“

Der Drache nahm das Schüreisen und stocherte im Feuer herum, und das Holz begann zu brennen. Nun goß der Bruder wieder heimlich Wasser darauf, damit es nicht zu schnell brenne. Wieder ging er vor das Haus, als wolle er Holz holen, und die Elster rief ihm zu:

„Arbeite noch langsamer, Jüngling, denn deine Freunde haben bereits zehn Türen durchnagt!“

Da nahm der Bruder das feuchteste, faulste Holz und warf es in den Ofen, damit es langsamer brenne. Allein das Wasser im Kessel war schon heiß. Nun verließ er von neuem die Hütte, als wolle er Holz holen. Wieder rief ihm die Elster ermutigend zu:

„He, laß nicht den Kopf hängen, Jüngling, deine Freunde haben schon alle Türen durchnagt, jetzt ruhen sie sich aus!“

Nun begann schon das Wasser zu sieden. Da sagte der Bruder zum Drachen:

„Lieber Schwager, erlaubt mir, auf einen Baum zu steigen und mich vor dem Tode von der Welt zu verabschieden!“

Der Drache willigte ein.

Da kletterte der Bruder auf einen Ahornbaum, wobei er jeden Ast erst mit den Füßen genauestens prüfte, denn es galt, Zeit zu gewinnen. Schließlich hatte er den Gipfel erreicht. Da kam die Elster geflogen:

„Nun, Jüngling, verliere nicht den Mut, denn deine Freunde sind schon auf dem Weg hierher!“



Da kam der Drache aus der Hütte gelaufen und brüllte:

„Wie lange willst du noch dort oben hocken? Komm herunter, jetzt ist meine Geduld zu Ende!“

Langsam kletterte der Bruder hinunter, wobei er jeden Ast erst genauestens mit den Füßen prüfte, denn er mußte Zeit gewinnen. Eben stand er auf dem letzten Ast und schickte sich an hinunterzuspringen, als die Tiere herangesaust kamen. Sie umringten den Baum und schützten so den Bruder. Der sprang nun hinunter und rief:

„Komm doch heraus, mein liebes Schwägerlein, schau mal nach, ob ich schon gar bin!“

Der Drache kam heraus, und der Bruder befahl seinen Tieren:

„Wölflein, Bärchen, meine Hunde, packt ihn!“

Da stürzten sich die Tiere auf den Drachen und zerfetzten ihn. Der Bruder nahm den Leichnam und verbrannte ihn. Das Fuchselein aber kehrte mit dem Schwanz die Asche zusammen, trug sie aufs Feld, und der Wind verwehte sie in alle vier Himmelsrichtungen.

Allein inzwischen hatte die Schwester einen Zahn des Drachen ergriffen und versteckt.

Nun sprach der Bruder:

„Da du mich an den Drachen verraten hast, reite ich fort in ein anderes Land, du aber bleibe allein hier.“

Dann nahm er zwei Eimer, hängte sie an den Ahornbaum und fuhr fort:

„Wenn du um mich weinen solltest, so wird dieser Eimer voller Tränen sein, wenn du aber um den Drachen weinen solltest, so wird jener Eimer voller Blut sein.“

Nun schwang er sich aufs Pferd, nahm alle seine treuen Freunde mit und ritt von dannen. Als er eine Stadt erreicht hatte, erfuhr er, daß in ihr ein Brunnen sei, in dem ein zwölfköpfiger Drache hause. Wenn die Einwohner aus diesem Brunnen Wasser holen wollten, mußten sie stets eine Jungfrau mitbringen. Während der Drache die Jungfrau fraß, konnten sie unbehelligt Wasser aus dem Brunnen schöpfen. An demselben Tage jedoch, an dem der Jüngling hier eintraf, war der König an der Reihe, seine Tochter an den Brunnen zu bringen. Da sprach der Jüngling:

„Ich werde den Drachen töten!“

„Wenn dir das gelingt“, sagten die Leute, so bekommst du die Königstochter zur Frau und das halbe Königreich dazu. Das hat der König dem versprochen, der den Drachen besiegt.“

Als man die Königstochter zum Brunnen führte, folgte ihr der Jüngling, und ihm wiederum seine treuen Tiere. Man führte die traurige Prinzessin an den Brunnen. Kaum aber erschien der Drache am Brunnenrand, um sie zu fressen, da sprach der Jüngling:

„Schwert, hau ihn in Stücke! Wölflein, Bärchen, meine Hunde, packt ihn!“

Das Schwert hieb auf den Drachen ein, die Tiere rissen ihn in Stücke, daß nichts von ihm blieb. Da nahm man den Leichnam und verbrannte ihn. Das Fuchselein kehrte mit seinem Schwanz die Asche zusammen, trug sie aufs Feld, und der Wind wehte sie in alle vier Himmelsrichtungen. Nun dankten die Bewohner der Stadt dem Jüngling, der sie von dem Drachen befreit hatte. Die Prinzessin aber gab ihm einen Ring.

Darauf kehrten alle in die Stadt zurück. Da aber der Weg sehr weit und der Jüngling vom Kampf müde war, legte er sich ins Gras. Die Prinzessin

setzte sich neben ihn und streichelte ihn. Da schlich ein Hoflakai heran, band heimlich das Schwert von des Jünglings Gürtel und befahl ihm:

„Schwert, hau ihn in Stücke!“

Das Schwert gehorchte dem Befehl und hieb den Jüngling in Stücke. Seine Freunde, die Tiere, waren auch eingeschlafen und hatten nichts bemerkt. Da fragte der Lakai die Prinzessin:

„Wirst du sagen, daß ich dich vor dem Tode gerettet habe? Sagst du es nicht, so endest du wie dieser!“



Die Prinzessin erschrak und willigte ein. Als sie in den Palast kamen, empfing sie der König hochofrenet. Sogleich zog man dem Lakaien die schönsten Kleider an und feierte ihn als Helden.

Indessen erwachte einer der Hunde, schaute sich um: Sein Herr war verschwunden! Sofort weckte er die anderen Tiere auf. Da dachten sie hin, dachten her, wer von ihnen der Flinkste sei. Aller Meinung war, daß der Fuchs der Flinkste von ihnen sei. Augenblicklich schickten sie ihn nach Lebenswasser. Der Fuchs rannte mit Windeseile, das Wasser zu holen. Nicht lange darauf erreichte er den Brunnen mit dem Lebenswasser. Allein ein riesiger Soldat, der ein furchteinflößendes Schwert in der Hand hielt, bewachte den Brunnen. Was sollte der Fuchs tun? Da konnte nur eine List helfen! Sogleich stellte der Fuchs sich lahm und humpelte an den Brunnen. Als der Soldat den humpelnden Fuchs sah, setzte er ihm sofort nach. Der Fuchs aber lockte ihn auf diese Weise von dem Brunnen fort. Dann flitzte er plötzlich zurück, und ehe der überraschte Soldat eine Bewegung machen konnte, hatte er aus dem Brunnen das Lebenswasser in ein Fläschchen gefüllt und war davongerannt.

Als der Fuchs zurückkehrte, bestrichen die Freunde mit dem Lebenswasser die einzelnen Stücke des Jünglings, und sie wuchsen sofort aneinander an. Dann tröpfelten sie ihm ein wenig davon in den Mund, und er stand heil und gesund wieder vor ihnen. Er rieb sich die Augen und sagte:

„Oh, wie lange muß ich geschlafen haben!“

„Ein schöner Schlaf wäre das gewesen, wenn wir nicht das Lebenswasser gehabt hätten!“

„Was werden wir jetzt machen?“ fragten sie einander. Langé berieten sie und beschlossen, daß ihr Herr sich als Bettler verkleiden und in das Königsschloß gehen solle.

Er war damit einverstanden und ging, allein die Lakaien wollten ihn nicht einlassen. Das sah die Prinzessin aus dem Fenster und rief ihn zu sich. Als er sich vor ihr verbeugte und dabei nach seinem Hut griff, funkelte der Ring, den die Prinzessin ihm geschenkt hatte, an seinem Finger. Die Prinzessin erkannte den Ring, doch sie glaubte ihren Augen nicht und sprach:

„Komm nur näher, Bettler!“

Er trat an den Tisch heran, die Prinzessin schenkte ihm ein Glas Wein ein und reichte es ihm. Er aber wollte es mit der linken Hand nehmen. Als sie bemerkte, daß er das Glas nicht mit der Hand nehmen wollte, an der er den Ring trug, trank sie es selbst und gab ihm ein anderes. Diesmal nahm er es mit der Rechten entgegen. Sofort erkannte sie den Ring und sagte es ihrem Vater:

„Dies ist mein wahrer Mann! Er rettete mich vor dem Tode. Der da aber“, und sie wies auf den Lakaien, „ermordete ihn und zwang mich zu sagen, er sei mein Mann.“

Da wurde der König zornig und befahl, den Lakaien an den Schwanz eines wilden Pferdes zu binden und das Pferd auf das Feld hinauszujagen. Der Jüngling aber bekam herrliche Gewänder und die Hochzeit wurde sogleich gefeiert.

Das junge Ehepaar lebte froh und glücklich. Eines Tages jedoch erinnerte sich der Jüngling an seine Schwester, ließ sein Pferd satteln, rief seine Freunde und ritt zu der Hütte am Meer. Als er dort ankam, sah er, daß der eine Eimer voller Blut war, der andere hingegen ganz leer. Nun verstand er, daß sie um den Drachen geweint hatte, und sprach:

„Wenn es so ist, dann hätte ich ja gar nicht zu kommen brauchen. So lebe denn wohl!“

Allein sie bat und flehte, bis er nachgab und sie mitnahm. Als sie in den Königspalast zurückkamen, warf die Schwester den Drachenzahn, den sie einst versteckt hatte, unter das Kissen des Bruders. Dieser legte sich schlafen, und der giftige Zahn tötete ihn augenblicklich. Da er nun so still dalag, dachte seine Frau, daß er ihr böse sei. Und sie bat ihn ihr doch nicht zu zürnen und ihr zu sagen, was sie falsch gemacht habe. Weil er aber immer noch

schwieg, griff sie nach seiner Hand und erschrak bis ins Mark – die Hand war eiskalt. Vor Entsetzen schrie sie laut auf. Einer seiner Hunde kam herein und leckte dem Jüngling die Wange. Sofort kehrte das Leben in den zurück, allein der Hund war auf der Stelle tot. Nun leckte der zweite Hund den ersten, fiel selbst tot um, während der andere wieder lebendig wurde. Doch ehe das Unglück auf diese Weise seinen Lauf nehmen konnte, wandte der Fuchs eine List an: Er nahm den Hund und schleuderte ihn mit voller Kraft auf die Schwelle. Da sprang der Zahn aus dem Hund heraus und blieb in der Tür stecken.



Da band man die Schwester wie jenen Lakaien an den Schwanz eines Pferdes und jagte es aufs Feld hinaus.

Von nun an lebten sie glücklich und froh, und niemand war da, der ihre Freundschaft zerstören könnte.

Das ist das ganze Märchen. Nichts ist erlogen, alles ist wahr, denn ich erzähl' es, wie es war.



„Wohin des Wegs, liebes Kind?“ fragte die Mutter der Sonne.

DIE SIEBEN RABEN UND IHRE SCHWESTER

Es waren einmal ein Mann und eine Frau, die hatten sieben Söhne. Allein diese Söhne lebten nicht in Eintracht, sie prügelten einander bei jeder Gelegenheit. Die arme Mutter ärgerte sich sehr darüber.

Eines Tages fuhr der Vater in den Wald, um Holz zu holen, die Mutter aber blieb mit den Jungen im Haus zurück. Als sie wieder miteinander zankten, wurde die Mutter so zornig, daß ihr der Fluch entschlüpfte, sie mögen in Raben verwandelt werden. Aber kaum war dieser Fluch über ihre Lippen gekommen, da wurden aus ihren Söhnen Raben, die zum Fenster hinausflogen und irgendwo weit im Wald verschwanden. Dort stand eine leere Hütte, die sie zu ihrem Heime machten. Mit dieser Hütte hatte es jedoch eine ganz besondere Bewandnis: In ihr konnten sich die Raben wieder in Menschen verwandeln. Außer ihnen lebte niemand in der Hütte. Sie nahmen dort festen Wohnsitz und begannen gemeinsam zu arbeiten und zu wirtschaften.

Einer von ihnen war so geschickt und klug, daß er für alle Brüder Jagdgewehre verfertigen konnte. Gewöhnlich gingen sie gemeinsam auf die Jagd und erlegten vielerlei Tiere, so daß sie stets mit Fleisch versorgt waren. Was aber das Brot betraf, so verdienten sie es sich durch ihre gemeinsame emsige Arbeit. Brauchten sie irgendein Werkzeug, so fertigten sie es sich selbst an.

Ihre Mutter jedoch weinte bittere Tränen, als sie ihren Fluch erfüllt sah und ihre Söhne nicht zurückkehrten.

Nach einiger Zeit gebar sie ein Töchterchen. Seitdem die Raben von zu Hause fortgeflogen waren, waren bereits dreizehn Jahre verstrichen. Das Mädchen wuchs heran und konnte schon das Vieh auf die Weide treiben. Die anderen Kinder neckten es und nannten es die „Rabenschwester“.

Deshalb ließ das Mädchen eines Tages das Vieh auf der Weide und ging in die Welt hinaus ihre Brüder suchen. Sie irrte lange im Wald umher und stieß schließlich auf die Hütte, in der die uralte Mutter des Mondes wohnte.

„Woher kommst du, mein Kind? Willst du nicht bei mir bleiben?“ fragte die Mutter des Mondes.

„Nein, danke, ich darf hier nicht bleiben, denn ich bin auf der Suche nach meinen Brüdern“, erwiderte das Mädchen.

„Ich weiß nicht, mein Kind, wo deine Brüder sind“, sagte die Mutter des Mondes. „Doch wenn mein Sohn nach Hause kommt, frage ich ihn danach.“

Als der Mond nach Hause kam, fragte ihn seine Mutter, und er antwortete:
„Ich war noch niemals dort, doch wenn ich nicht irre, so sind sie in jener Gegend, in der die Sonne spazierengeht.“

Am nächsten Tag gab die Mutter des Mondes dem Mädchen noch ein kräftiges Frühstück und befahl ihrem Sohn, das Kind zur Sonne zu geleiten.

Als das Mädchen die Hütte der Sonne betrat, saß dort ebenfalls ein uraltes Mütterchen, die Mutter der Sonne.

„Wohin des Wegs, liebes Kind?“ fragte sie.

„Ich gehe durch die Welt, meine Brüder suchen, auf denen der Fluch meiner Mutter lastet, der sie in Raben verwandelt hat. Sie flogen fort, und niemand weiß, wohin.“

„Nichts dergleichen kam mir zu Ohren“, sprach das uralte Mütterchen.
„Vielleicht aber weiß die Sonne davon.“

Als die Sonne nach Hause kam, fragte sie das Mütterchen, ob sie etwas von den sieben Rabenbrüdern gehört hätte.

„Nein“, erwiderte die Sonne, „ich habe nichts von ihnen gehört.“

Am anderen Morgen gab die Mutter der Sonne dem Kind noch ein herzhaftes Frühstück, und nachdem es gegessen hatte, befahl sie ihrer Tochter, das Kind zur Mutter des Windes zu geleiten.

Als das Mädchen bei der Mutter des Windes angekommen war, bewirtete auch diese es, dann fragte sie, wohin es wolle.

Da antwortete das Mädchen:

„Ich bin auf der Suche nach meinen Brüdern.“ Und sie erzählte der Mutter des Windes, was vorgefallen war.

Die Mutter des Windes hatte aber ebenfalls nichts von ihnen gehört, und als ihr Sohn nach Hause kam, fragte sie ihn, ob er nicht wisse, wo die sieben Brüder, die in sieben Raben verwandelt worden waren, sich aufhielten.

„Ja, ich weiß es“, antwortete der Wind, „denn als der Regen mich durchnäßte, da zog ich die Schuhe aus und hängte die Fußlappen an dem Rauchfang ihrer Hütte zum Trocknen auf. Eben komme ich von dort, um mich ein wenig auszuruhen.“

„Hier ist ein Mädchen, das die sieben Raben seine Brüder nennt“, sagte die Mutter des Windes. „Bitte führe es zu ihnen.“

Als sich das Mädchen am frühen Morgen erhob, gab ihm die Mutter des Windes ein reichliches Frühstück, dann nahm der Wind es auf seinen Rücken und brachte es zu der Hütte, in der die sieben Brüder wohnten. Um jene Zeit aber waren sie gerade nicht daheim. Nun verabschiedete sich der Wind von dem Mädchen, nahm seine Fußlappen vom Rauchfang und machte sich auf seinen täglichen Spaziergang über die Welt.

Um die Mittagszeit kamen die Brüder nach Hause. Der Jüngste hatte diesmal Küchendienst, und als er das Mittagessen aus dem Ofen holte, merkte er, daß jemand davon gegessen hatte.

„He, Brüderlein, mich dünkt, daß jemand heute von unserem Mittagessen gekostet hat!“ rief er.

„Wer könnte das gewesen sein?“ fragten sich die Brüder. „Wir sind ja schon jahrelang hier, und außer uns war bis jetzt kein menschliches Wesen da.“

Nachdem sie gegessen hatten, gingen sie wieder fort. Nur der zweite Bruder blieb zu Hause, denn er sollte das Abendbrot zubereiten. Sie hatten es sich nämlich seit längerer Zeit so eingerichtet, daß das Nachtmahl recht früh fertig war, damit sie gleich nach ihrer Heimkehr essen konnten. Als aber dieser Bruder seine Arbeit beendet hatte, folgte er seinen Brüdern in den Wald. Kaum hatte er die Hütte verlassen, so kroch das Mädchen aus seinem Versteck unter dem Lager des jüngsten Bruders hervor, kostete ein wenig von dem Nachtmahl und versteckte sich wiederum, diesmal unter dem Lager des ältesten Bruders.

Am Abend kehrten die Brüder aus dem Walde zurück und setzten sich zu Tisch. Da sagte derjenige, der die Speisen gekocht hatte, daß abermals jemand davon gekostet haben müsse.

„Das kann nicht sein!“ rief der dritte Bruder. „Dir kommt es gewiß nur so vor.“

Nach dem Abendbrot gingen die Brüder zu Bett. Einem von ihnen aber träumte, daß ihre Schwester bei ihnen zu Besuch sei. Als alle am anderen Morgen aufstanden, erzählten sie einander ihre Träume. Auch der, welcher von seiner Schwester geträumt hatte, erzählte seinen Traum, und die anderen waren sehr verwundert darüber. Dann wuschen sie sich, bereiteten das Frühstück und das Mittagessen zu, frühstückten und gingen zur Arbeit. Nun kam das Mädchen aus seinem Versteck hervor, aß ein wenig von den Speisen und versteckte sich wiederum, diesmal aber unter dem Nachtlager des dritten Bruders.

Um die Mittagszeit kehrten die Brüder aus dem Wald zurück. Da sprach der dritte Bruder, der diesmal Dienst hatte:

„Brüder, es scheint wirklich jemand das Essen mit uns zu teilen!“

„Was redest du da!“ riefen die Brüder durcheinander. „Wer könnte das Essen mit uns teilen, wenn wir in all den Jahren, seit wir hier sind, keinen Menschen gesehen haben!“

Sie beruhigten sich also, aßen zu Mittag und gingen wieder in den Wald. Nun blieb der vierte Bruder zu Hause, um das Abendessen vorzubereiten. Als er mit dem Kochen fertig war, folgte er seinen Brüdern in den Wald.

Am Abend kamen alle nach Hause, und als sie sich zu Tisch setzten, merkten sie, daß abermals jemand von den Speisen genommen haben müsse. Dennoch aßen sie ruhig und plauderten miteinander:

„Seltsam! Jemand teilt mit uns schon seit einiger Zeit das Frühstück, Mittagessen und Abendbrot. Laßt uns doch einmal nachsehen, vielleicht finden wir ihn.“

Sie durchsuchten also jede Ecke, jeden Winkel der Hütte, guckten unter jedes Bett und fanden das Mädchen endlich unter dem Lager des dritten Bruders.

„Komm nur hervor, Mädchen!“ sagten sie. „Was treibst du denn hier?“

„Ich suche meine Brüder“, erwiderte das Mädchen. „Die Mutter hatte sie verflucht, daß sie sich in Raben verwandeln mögen. Dies erzählte mir der Vater, der zu jener Stunde im Wald gewesen war, um Holz zu holen.“

„Ist es schon lange her?“ fragten sie. „Und außerdem: Wenn schon deine Brüder in Raben verwandelt worden sind, warum hast du denn deinen Vater verlassen?“

„Ich verließ ihn deshalb, weil die Kinder mich auf der Wiese immer neckten und mich ‚Rabenschwester‘ riefen.“

Da waren die Brüder davon überzeugt, daß das Mädchen die Wahrheit gesprochen hatte und tatsächlich ihre Schwester war.

„Nun bleibe bei uns“, schlugen sie ihm vor. „Du wirst für uns das Essen kochen, wir aber werden auf die Jagd gehen.“

So blieb sie bei den Brüdern, die sie stets sehr freundlich und brüderlich behandelten, sie achteten und ehrten und ihr schöne Kleider machen ließen, wie es sich für ein junges Mädchen ziemte.

Drei Jahre gingen ins Land, und im vierten Jahr geschah ein großes Unglück im Wald. Eines Tages erlegten die Brüder nämlich eine wilde Geiß, die in Wirklichkeit die Tochter der Hexe Baba-Jaga war. Da schwor die Hexe, an ihnen Rache zu nehmen. Als das Mädchen wieder einmal allein im Hause geblieben war, kam das böse Weib und zeigte ihm eine Korallenkette.

„Sieh einmal, schönes Mädchen, möchtest du nicht diese herrliche Korallenkette kaufen?“

Dem Mädchen gefiel die Kette sehr, und es war einverstanden. Nachdem der Kauf abgeschlossen war, machte sich die Hexe schnell davon. Doch als das Mädchen die Kette anlegte, begann die es zu würgen und es fiel ohnmächtig nieder.

Nun kamen die Brüder zum Mittagessen heim und sahen die Schwester reglos am Boden liegen. Aufgeregt umringten sie sie, um zu sehen, was



geschehen war. Da sie auch etwas von Arzneien verstanden, meinten sie ihr helfen zu können. Sie untersuchten sie genau, fanden die Korallenkette und zerrissen sie. Sogleich begann das Mädchen leise zu atmen, und nach einer Weile schlug es die Augen auf. Als es sich erhob, nahmen ihm die Brüder das Versprechen ab, sich nie und niemandem mehr zu zeigen, wenn sie nicht zu Hause waren.

Nicht lange darauf kam das böse Weib wieder und brachte einen wunderschönen Apfel mit.

„Möchtest du nicht diesen süßen Apfel haben?“ fragte sie schmeichlerisch.

Das Mädchen konnte beim Anblick des Apfels nicht widerstehen. Es nahm den Apfel, biß ein Stückchen davon ab und erstickte augenblicklich daran.

Als die Brüder von der Jagd heimkehrten, fanden sie ihre Schwester am Boden liegen, untersuchten sie gründlich, fanden jedoch nicht heraus, was diesmal schuld an dem Unglück war. Sie waren sehr traurig, aber sie konnten ihrer Schwester nicht helfen. Da fertigten sie einen Kristallsarg mit silbernen Kettchen an und legten die tote Schwester hinein. Doch sie legten sie nicht ins Grab, sondern hängten den Sarg zwischen zwei Bäumen im Walde auf. Vor Schmerz über den Tod ihres Schwesterchens und aus Sehnsucht nach ihr starben sie noch am selben Tag.

Kurze Zeit darauf ging der Königssohn mit seinem Diener in diesen Wald auf die Jagd und verirrte sich. Sie wanderten volle drei Monate herum, ohne auch nur einem einzigen lebenden Menschen zu begegnen. Schließlich kamen sie zu jenem Ort, wo der Kristallsarg zwischen den Bäumen hing, und übernachteten in seiner Nähe. Da bemerkte plötzlich der Königssohn, daß etwas zwischen den Bäumen schimmerte, und sagte zu seinem Diener:

„Laß uns nachsehen, was sich dort zwischen den Bäumen befindet!“

Als sie dorthin kamen, sahen sie, daß das Blinken von einem Kristallsarg ausging. Sie öffneten ihn und fanden ein sehr schönes Mädchen darin. Sie überzeugten sich davon, daß noch Leben in ihrem Körper war, denn die Schulter war noch warm.

Da befahl der Königssohn seinem Diener, die silbernen Kettchen von den Bäumen zu lösen und den Sarg auf den Boden zu stellen. Aber dem Diener glitt dabei ein Kettchen aus der Hand, und der Sarg fiel herunter und schlug so gewaltig auf, daß das Stückchen Apfel, an dem das Mädchen erstickt war, aus der Kehle sprang. Da erhob es sich und erzählte ihnen, was vorgefallen war. Dann bestatteten sie die sieben Brüder und verließen den Wald. Sie gingen alle zusammen in die Stadt, in der der Königssohn lebte.

Nicht lange darauf heiratete der Prinz das Mädchen, allein es sollte ihm schlecht bekommen. Er hatte nämlich eine Stiefmutter, die ihn sehr haßte. Deshalb ging sie zu ihrem Mann, dem König, und sprach:

„Siehst du nicht, was für Dummheiten dein Sohn macht? Er hat irgendeine Bettlerin von der Straße aufgelesen und sie zur Frau genommen. Dürfen wir eine solche Person in unserem Palast beherbergen?“

Der König wußte nicht, was er darauf erwidern sollte, doch die Stiefmutter strebte mit aller Macht danach, ihre Schwiegertochter zugrunde zu richten. Allein es gelang ihr nicht, denn der Prinz liebte seine Frau von ganzem Herzen und hütete sie wie seinen Augapfel.

„Will dein Sohn seine Frau nicht umbringen, so bringe sie alle beide um!“ forderte die Stiefmutter eines Tages vom König. „Gib Befehl, sie beide zu

erhängen oder zu erschießen! Tust du es nicht, so bist du nicht mehr mein Mann!”

Der König mußte ihr wider Willen gehorchen.

„Höre, mein Sohn“, sagte er eines Tages, „wenn du nicht deine Frau dahin führst, woher du sie gebracht hast, wenn du sie nicht tötest und mir als Beweis dafür ihr Herz, ihre Augen und ihre Arme bringst, so werde ich dich töten müssen.“

Der Prinz war ein sehr gehorsamer Sohn, und er tat, wie ihm befohlen. Bittere Tränen in den Augen, führte er seine Frau in den Wald. Des Königs Hund aber folgte ihnen. Da erschoss ihn der Prinz, schnitt ihm das Herz und die Augen aus, allein er wußte nicht, woher er die Arme nehmen sollte.

Da sprach sie:

„Wenn es schon mein Los sein soll, so haue mir meine Arme ab, damit wenigstens du am Leben bleibst, und uns wäre beiden geholfen.“

Sie vergossen bittere Tränen, aber der Prinz fügte sich darein, weil er keinen anderen Ausweg sah.

Dann nahm er Abschied von seiner Frau und brachte die Arme, die Augen und das Herz nach Hause, um seinem Vater und seiner Stiefmutter zu beweisen, daß er ihrem Befehl gefolgt sei.

Die Frau jedoch ging voller Verzweiflung weiter. Wie sollte sie auf dieser Welt leben können, wenn sie weder Speise noch Trank zum Munde führen konnte?

Tagelang umherirrend, gelangte sie schließlich an ein rauschendes Bächlein, bückte sich und trank sich satt. Dann legte sie sich nieder, um ein wenig auszuruhen. Dabei glitt einer ihrer Ärmel unverhofft ins Wasser, so daß sie bis zur Schulter naß wurde. Augenblicklich wuchs ihr ein neuer Arm. Erstaunt tauchte sie auch die andere Schulter ins Wasser, und wie froh war sie, als auch der zweite Arm wieder nachwuchs.

Jetzt aber, dachte sie bei sich, ‚werde ich jene Hütte aufsuchen, in der einst meine Brüder gewohnt haben, und dort für immer bleiben.‘

Sie fand die Hütte und richtete sich in ihr ein, denn sie war guter Hoffnung. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als hier ihr Kindchen zu erwarten.

Es kam die schwere Stunde, und sie brachte zwei Jungen zur Welt, zwei wunderschöne Knaben. Beide hatten ein Muttermal an der Stirn, das eine sah aus wie die Sonne und das andere wie der Mond.

Nach einiger Zeit starben der alte König und die Stiefmutter des Prinzen. Dieser übernahm die Regierung und herrschte gerecht in seinem Lande. Allein auch das Herrschen gefiel ihm nicht besonders. Er vermißte seine Frau, ohne die er nicht glücklich sein konnte.

„Wenn ich wüßte“, sprach er, „wo sie sich befindet, würde ich sie zu mir holen und sie täglich mit meinen eigenen Händen pflegen. Bin ich es doch gewesen, der ihr die Arme abgehauen hat!“

Schließlich brach er mit seinem Diener auf, um sie zu suchen. Sie gingen in den Wald, sie durchstreiften jeden Winkel, bis sie eines Tages an jene Stelle kamen, wo er den Kristallsarg gefunden hatte. Es dunkelte bereits. Da erinnerte er sich, daß irgendwo ganz in der Nähe jene Hütte war, in der einst ihre in Raben verwandelten Brüder gewohnt hatten. Und er ging mit seinem Diener dorthin, um darin



zu übernachten. Nun aber wohnte in ihr eine Frau mit ihren zwei kleinen Kindern. Dem Diener bereitete sie das Lager auf dem Fußboden, dem König auf der Bettstatt. Die Kinder legte sie auf die Ofenbank, sie selbst aber legte sich auf die Wandbank. Die Nacht hindurch brannte in der Hütte eine Kerze. Der junge König lag sehr bequem auf seiner Bettstatt, doch die Diele, auf der der Diener schlief, war hart, und er wälzte sich von der einen Seite auf die andere und lag die meiste Zeit wach.

Als der König eingeschlafen war, rutschte einmal seine Hand vom Lager herunter. Zur selben Zeit erwachte einer der Knaben und rief nach seiner Mutter. Sie aber sagte in einem Tone, als ob sie mit sich selbst spräche:

„Weine nicht, Söhnchen, ich komme gleich zu dir, ich muß nur erst die Hand des Vaters wieder aufs Lager legen.“

Der Diener hatte diese Worte gehört.

In aller Frühe stand sie auf, um für die Gäste das Frühstück vorzubereiten. Der König und sein Diener erhoben sich ebenfalls, frühstückten und gingen bald darauf wieder in den Wald. Da sagte der König zu seinem Diener:

„Ach, wie schwer es doch ist, so auf Erden zu leben! Mir scheint, daß mir eine ungeheure Last vom Herzen fiele, wenn ich meine Frau wiedersehen könnte!“

Da fragte der Diener:

„Würden Eure Majestät sie erkennen, wenn sie vor Euch stände?“

„Ich würde sie gewiß erkennen!“ versetzte der König. „Weißt du, die Frau, bei der wir übernachtet haben, ähnelt ihr sehr, allein meine Frau hat ja keine Arme.“

Da sprach der Diener:

„Als Eure Majestät im Schlafe die Hand vom Lager herunterhängen ließen, da sagte die Frau zu einem der Jungen, der nach ihr gerufen hatte: ‚Weine nicht, Söhnchen, ich muß erst die Hand des Vaters wieder aufs Lager legen, dann komme ich zu dir.‘“

„Weißt du was“, sagte der König voller Hoffnung, „bleiben wir hier, bis es dunkel wird, dann gehen wir wieder zu ihr und bitten um ein Nachtlager.“

Die Frau hatte sich sehr geärgert, als dieser unerwartete Gast, den sie hocherfreut empfangen hatte, sie nicht erkannte und wieder in den Wald ging, ohne zu fragen, wer sie sei, und offensichtlich nicht mehr zurückkommen würde. Sie hatte bereits alle Hoffnungen aufgegeben, ihren Geliebten wiederzusehen.

Am Abend aber klopfte er mit seinem Diener wieder bei ihr an. Die Hausfrau bereitete ihnen ebenso wie gestern das Nachtlager, wobei ihr Herz vor Freude erbebte, denn es spürte, daß das ihr Glück sein würde.

In der Nacht stellte sich der König schlafend und ließ wieder seine Hand vom Lager herunterhängen. Da kam sie auf Zehenspitzen heran und legte die Hand zärtlich zurück aufs Lager. Nun konnte er nicht mehr an sich halten und umarmte sie. Dann fragte er:

„Warum bist du so sehr um mich besorgt, Hausfrau?“

„Bist du doch mein Mann, der mir die Arme abschlug“, antwortete sie, von Herzen froh, daß er danach gefragt hatte.

„Wie konnte es aber geschehen, daß deine Arme unversehrt sind?“

„Ich bekam sie von einem Bächlein wieder, als ich mich bückte, daraus zu trinken.“

„Und die Kinder?“

„Das sind unsere Kinder, die ich hier allein zur Welt gebracht habe.“

Da führte der König seine junge Königin und seine Kinder nach Hause, und sie schworen, nie mehr im Leben einander zu verlassen.

TELESSYK

Es lebten einmal ein Mann und seine Frau. Sie waren schon alt und hatten noch immer keine Kinder. Traurigen Herzens sprachen sie zueinander:

„Wer wird uns in der Sterbestunde beistehen, wenn wir keine Kinder haben?“

Da bat eines Tages die Frau ihren Mann:

„Geh doch, lieber Mann, in den Wald, fälle ein Bäumchen und fertige mir eine Wiege an. Ich lege ein Holzklötzchen in die Wiege, schaukle es und habe mein Vergnügen daran.“

Zu Anfang weigerte sich der Mann, allein die Frau lag ihm ständig in den Ohren und hörte nicht zu bitten auf. Endlich ließ er sich erweichen, fuhr in den Wald, fällte ein Bäumchen und fertigte eine Wiege an. Die Frau legte ein Klötzchen in die Wiege, schaukelte es und sang ein Lied dabei:

„Schlafe ein, mein Schaukelbübchen,
Ich koche dir ein gutes Süppchen,
Ich füttere dich und päpple dich,
Bis du so groß sein wirst wie ich.“

Sie wiegte und wiegte bis in den späten Abend hinein, und dann gingen sie zu Bett. Als sie frühmorgens erwachten, lag in der Wiege statt des Klötzchens ein kleines Bübchen. Die beiden Alten waren so erfreut, daß es unmöglich ist, ihre Freude in Worten auszudrücken. Sie nannten das Bübchen Telessyk. Von nun an hatten sie ein Söhnchen, wie sie es sich schon immer gewünscht hatten.

Das Söhnchen wuchs und wuchs und wurde so wunderschön, daß der Mann und die Frau sich an ihm nicht satt sehen konnten.

Als es ein Jüngling ward, bat er den Vater:

„Macht mir bitte einen goldenen Kahn und silberne Ruder: Ich werde Fische fangen und Euch und die Mutter ernähren.“

Sein Vater machte ihm also einen goldenen Kahn und silberne Ruder. Dann stießen sie mit vereinten Kräften den Kahn vom Ufer ab. Telessyk fuhr den Fluß auf und ab, fing Fische und ernährte Vater und Mutter. Die Mutter bereitete die Fische zu und brachte ihrem Sohn das Essen an den Fluß. Sie lehrte ihn:

„Hör zu, mein Sohn:

Ruf ich dich an,
So lenk deinen Kahn
Ans Ufer heran.
Ist's aber ein Fremder, der deiner harrt,
So unterbrich nie deine Fahrt!“

Die Mutter bereitete also das Frühstück zu, trug es ans Ufer und rief:

„Telessyk, mein lieber Sohn,
Komm ans Ufer, ich warte schon!“

Telessyk vernahm die Stimme der Mutter und sprach:

„Schwimm, lieber Kahn,
Ans Ufer heran,
Damit ich mein Frühstück
Essen kann!“

Telessyk legte am Ufer an, aß und trank sich satt, stieß dann mit den silbernen Rudern den goldenen Kahn vom Ufer ab und fuhr wieder auf Fischfang.

Ein Drache hatte sich in der Nähe versteckt und hörte die Mutter rufen. Als sie nun fort war, kam er ans Ufer und rief mit seiner rauhen Stimme:

„Telessyk, mein lieber Sohn,
Komm ans Ufer, ich warte schon!“



Telessyk hörte die Stimme des Drachen und sprach:
„Das ist nicht meine Mutter.

Schwimm fort, mein lieber Kahn.
Und lege nicht am Ufer an!“

Er legte sich mit aller Kraft in die Riemen, und der Kahn fuhr davon. Der Drache aber wartete und wartete, doch vergeblich.

Indessen hatte Telessyks Mutter das Mittagessen bereitet und ans Ufer gebracht, und nun rief sie:

„Telessyk, mein lieber Sohn,
Komm ans Ufer, ich warte schon!“

Telessyk vernahm die Stimme der Mutter und sprach:

„Schwimm, lieber Kahn,
Ans Ufer heran,
Damit ich zu Mittag
Essen kann!“

Er legte am Ufer an, aß und trank sich satt und übergab der Mutter den Fang. Dann stieß er den Kahn vom Ufer ab und fuhr wieder auf den Fluß hinaus.

Bald darauf kam der Drache ans Ufer und rief abermals mit seiner rauhen Stimme:

„Telessyk, mein lieber Sohn,
Komm ans Ufer, ich warte schon!“

Telessyk aber erkannte sofort, daß dies nicht die Stimme der Mutter war, warf sich in die Riemen und sprach:

„Schwimm fort, mein lieber Kahn,
Und lege nicht am Ufer an!“

Pfeilschnell schoß der Kahn dahin und war im Nu verschwunden.

Da sah der Drache, daß sein Rufen zu nichts führen werde, und ging zum Schmied:

„Lieber Schmied, schmiede mir ein solches Stimmchen wie das der Mutter des Telessyk!“

Der Schmied schmiedete für den Drachen ein feines Stimmchen, und dieser ging wieder ans Ufer und rief:

„Telessyk, mein lieber Sohn,
Komm ans Ufer, ich warte schon!“

Diesmal glaubte Telessyk wirklich, daß ihn die Mutter gerufen habe, und er sprach:

„Schwimm, lieber Kahn,
Ans Ufer heran,
Damit ich mein Abendbrot
Essen kann!“

Als er aber ans Ufer kam, packte ihn der Drache blitzschnell und schleppte ihn mit sich fort. Zu Hause angekommen, klopfte er an die Tür:

„Olenka, mein Töchterchen, mach auf!“

Olenka öffnete und der Drache trat ein.

„Olenka, mein süßes Töchterchen, heiz den Ofen, aber so, daß die Steine glühen. Dann schiebe den Telessyk hinein, damit er brät und knusprig wird. Inzwischen laufe ich die Gäste holen, daß wir alle miteinander ein Vergnügen haben.“

Und er flog davon, um die Gäste zu holen. Olenka aber heizte den Ofen, daß die Steine zu zerspringen drohten. Dann sagte sie:



„Telessyk, setze dich auf die Schaufel!“

Da fragte Telessyk:

„Und wenn ich nicht verstehe, wie ich mich setzen soll?“

„Versuche es nur“, erwiderte Olenka.

Da legte er die Hand auf die Schaufel und fragte:

„So?“

„Aber nein!“

„Dann zeige mir, wie“, sagte Telessyk, „von alleine verstehe ich’s nicht.“

Also zeigte sie ihm, wie er es zu machen habe. Doch sobald sie sich auf die Schaufel gesetzt hatte, packte er sie blitzschnell, schob sie in den Ofen und

verschloß ihn rasch mit dem Schieber. Nun verschloß er auch die Hütte, kletterte auf einen riesigen Ahorn und setzte sich in den Wipfel.

Da kam auch schon der Drache mit seinen Gästen geflogen und rief:

„Olenka, mein Töchterchen, mach auf!“

Keine Antwort.

„Olenka, mein süßes Töchterchen, so öffne doch!“

Wieder keine Antwort.

„Oh, diese liederliche Olenka! Wo mag sie schon wieder stecken!“

Nun öffnete der Drache selbst die Tür. Die Gäste traten ein und setzten sich an den Tisch. Der Drache nahm den Schieber vom Ofen weg, holte den Braten heraus und alle ließen es sich gut schmecken, in der festen Überzeugung, dies sei der gebratene Telessyk. Nachdem sie ein wenig getrunken hatten, gingen sie in den Hof, wälzten sich behaglich im hohen Gras und sprachen:

„Ich wälze mich, ich kugle mich,
Telessyk schmeckte außerordentlich.“

Da ließ sich Telessyk vom Wipfel des hohen Baumes hören:

„Sie wälzen sich, sie kugeln sich,
Olenka schmeckte außerordentlich.“

Als sie dies vernahmen, fragten sie sich:

„Woher kam die Stimme?“

Doch da sie keine Antwort erhielten, sprachen sie wiederum:

„Ich wälze mich, ich kugle mich,
Telessyk schmeckte außerordentlich.“

Und abermals ließ sich die Stimme hören:

„Sie wälzen sich, sie kugeln sich,
Olenka schmeckte außerordentlich.“

Ganz erstaunt fragten sie sich wieder:

„Was hat das zu bedeuten!“

Sie begannen überall zu suchen, zu stöbern und sich umzuschauen, bis sie Telessyk im Wipfel des Ahorns entdeckten. Nun stürzten sie sich auf den Baum und begannen an dem Stamm zu nagen. Sie nagten und nagten so emsig, daß ihre Zähne brachen, doch sie vermochten nicht, den Stamm zu durchnagen. Da liefen sie zum Schmied:

„Schmied, lieber Schmied, fertige uns solche Zähne an, daß ihnen kein Baum widerstehen kann!“

Der Schmied schmiedete ihnen also solche Zähne, und sie fingen wieder an, mit vereinten Kräften an dem Baum zu nagen. Noch ein klein wenig und der Baum wäre durchnagt. Da zog hoch am Himmel eine Gänseschar vorbei. Telessyk bat sie inniglich:

„Hört, ihr guten Gänselein,
Tragt mich fort auf euren Schwingen!
Die Mutter wird euch dankbar sein
Und euch das beste Futter bringen.“

Allein die Gänse erwiderten:

„Bitte die Schar, die uns folgt, wir haben keine Zeit.“



Indessen nagten die Drachen und nagten... Doch sieh da: Wiederum zog eine Gänseschar vorbei. Abermals bat Telessyk:

„Hört, ihr guten Gänselein,
Tragt mich fort auf euren Schwingen!
Die Mutter wird euch dankbar sein
Und euch das beste Futter bringen.“

Allein auch diese riefen ihm zu:

„Bitte die darum, die uns folgen, wir sind in Eile.“

Der Ahorn begann bereits zu schwanken. Da zog aufs neue eine große Gänseschar vorüber. Wieder flehte Telessyk:

„Hört, ihr guten Gänselein.
Tragt mich fort auf euren Schwingen!“

Die Mutter wird euch dankbar sein
Und euch das beste Futter bringen.“

Doch auch sie erwiderten:

„Bitte die letzte Gans darum, wir dürfen uns nicht aufhalten.“

So saß der arme Telessyk auf dem Baum und wartete auf sein Ende. Noch ein wenig, und er würde zusammen mit dem Baum hinunterstürzen. Da zog am Himmel ein einsames Gänselein vorbei. Seine Kräfte hatten es verlassen, und so war es hinter seinen Gefährten zurückgeblieben. Dennoch bat Telessyk es in seiner Not:

„Ach, mein gutes Gänselein,
Nimm mich mit auf deinen Schwingen!
Die Mutter wird dir dankbar sein
Und dir das beste Futter bringen.“

Da ließ das Gänselein sich niedergleiten und sprach:

„Sitz auf!“

Doch es war selbst so schwach, daß es nur ganz niedrig fliegen konnte, aber immerhin noch schneller als die Drachen, die die Verfolgung aufgenommen hatten.

Bald war Telessyk daheim. Das Gänselein ging auf die Wiese und stärkte sich an frischem Gras. Telessyk aber stellte sich unter das Fenster und hörte, was im Zimmer vorging. Die Mutter hatte Kuchen gebacken, die sie eben aus dem Ofen holte, und sie sprach:

„Hier, lieber Mann, dieses Kuchlein ist für dich und jenes für mich.“

Nun ließ sich Telessyk vernehmen:

„Und welches ist für mich?“

Die Mutter holte abermals zwei Kuchlein aus dem Ofen und sprach:

„Nimm, lieber Mann! Dies Kuchlein ist für dich und jenes für mich.“

Da ließ Telessyk sich abermals hören:

„Und welches ist für mich?“

Diesmal horchte die Mutter auf:

„Was war das?“ fragte sie. „Hast du das gehört, lieber Mann? Mir scheint, da rief jemand.“

„Aber nein, liebe Frau, ich habe nichts gehört.“

Und wieder sagte die Mutter:

„Dieses Kuchlein ist für dich und jenes für mich.“

Und auch Telessyk wiederholte:

„Und welches ist für mich?“

„Hörst du's? Irgend jemand spricht da draußen“, sagte die Mutter und warf einen Blick auf den Hof. Da sah sie Telessyk unter dem Fenster sitzen. Nun stürzten Vater und Mutter aus dem Haus, umarmten ihren Sohn und führten ihn froh ins Zimmer.

Das Gänselein war noch immer auf der Wiese und rupfte Gras. Da lief die Mutter zu ihm und sprach:

„Seht, dort spaziert ein hübsches Gänselein. Ich werde es fangen und schlachten. Es wird einen guten Braten geben.“



Doch Telessyk rief:

„Nein, Mutter, schlachtet es nicht, füttert es lieber! Wenn das Gänselein mir nicht geholfen hätte, stände ich jetzt nicht gesund und munter vor euch.“

Und er erzählte den Eltern, was geschehen war.

Nachdem das Gänselein bei bester Pflege nach ein paar Tagen wieder zu Kräften gekommen war, breitete es seine Flügel aus und flog davon.

Das Märchen ist aus. Nun bringt mir dafür ein Bündel Kringel nach Haus.



Nach einiger Zeit kam der Drache geflogen. Verwundert rief er aus:
„He! Hier riecht es nach Menschenfleisch!“

ROLLERBSE

Es waren einmal ein Mann und eine Frau, die hatten sechs Söhne und eine Tochter. Eines Tages gingen die Söhne auf den Acker pflügen und trugen der Schwester auf, ihnen das Mittagessen aufs Feld zu bringen. Da sprach das Mädchen:

„Sagt mir bitte, wie ich euch finden kann?“

Die Brüder erwiderten:

„Wir werden eine Furche vom Haus bis zu dem Feld ziehen, wo wir pflügen. Gehe nur immer getrost an dieser Furche entlang.“

Und sie machten sich auf den Weg.

Ein Drache aber, welcher nicht weit von jenem Feld im Walde lebte, ebnete die Furche ein und zog eine andere geradewegs bis zu seiner Behausung.

Als nun die Schwester den Brüdern das Mittagessen aufs Feld trug, folgte sie der Furche und gelangte auf diese Weise in den Drachenhof. Dort ergriff sie der Drache.

Abends kamen die Söhne nach Hause und sagten der Mutter:

„Den ganzen Tag haben wir gepflügt, Ihr aber habt uns nicht einmal das Mittagessen geschickt.“

Erstaunt erwiderte diese:

„Wie soll ich das verstehen? Olenka trug es euch doch aufs Feld! Ich glaubte, sie würde mit euch nach Hause zurückkehren. Gewiß hat sie sich verirrt.“

Da sprachen die Brüder:

„Sogleich werden wir sie suchen gehen.“

Alle sechs machten sich auf den Weg, gingen die Furche entlang und erreichten die Behausung des Drachen. Wie froh waren sie, ihre Schwester dort zu finden! Aber bald fragte das Mädchen ängstlich:

„Wo soll ich euch nur verstecken, liebe Brüder. Gleich wird der Drache kommen und euch auffressen!“

Kaum hatte sie diese Worte gesagt, kam wirklich schon der Drache angefliegen.

„Oho!“ sprach er, „hier riecht es nach Menschenfleisch! He, ihr Burschen, seid ihr gekommen, um euch mit mir zu schlagen oder zu vertragen?“

„Natürlich zu schlagen!“ erwiderten die sechs Brüder.

„Dann laßt uns auf die eiserne Tenne gehen!“

Und sie gingen auf die eiserne Tenne. Allein der Kampf währte nicht lange. Der Drache schlug gewaltig drein und trieb die Brüder wie ein paar Pfähle in den Boden. Darauf packte er die fast zu Tode Geprügelten und warf sie in ein tiefes Verlies.

Vergeblich warteten die Eltern lange, lange Zeit auf die Heimkehr ihrer Kinder.

Eines Tages trug die Frau die Wäsche an den Fluß und bemerkte ein auf der Straße dahinrollendes Erbschen. Sie ergriff das Erbschen und verzehrte es.

Nach einiger Zeit gebar sie einen Sohn und nannte ihn Rollerbse.

Der Junge wuchs so rasch heran, daß man förmlich glaubte, ihn wachsen zu sehen. Obgleich noch jung an Jahren, war er schon von hohem Wuchs. Eines Tages machten sich Vater und Sohn daran, einen Brunnen zu graben. Dabei stießen sie auf einen riesigen Stein. Der Vater lief weg, um einige Leute um Hilfe zu bitten. Während der Vater fort war, hob Rollerbse den Stein allein heraus. Als nun der Vater mit mehreren Leuten zurückkam, und diese sahen, was Rollerbse vollbracht hatte, rissen sie vor Erstaunen Augen und Mund auf. Die Riesenkräfte des Jungen erschienen ihnen so ungeheuerlich, daß sie beschlossen, ihn zu töten. Da warf der Jüngling den Stein in die Luft und fing ihn mühelos wieder auf.

Entsetzt nahmen die Leute darauf Reißaus.

Nun gruben Vater und Sohn weiter und stießen auf ein großes Stück Eisen. Rollerbse zog das Eisen heraus und versteckte es.

Eines schönen Tages fragte der Junge seine Eltern:

„Sagt, habe ich denn keine Brüder und Schwestern?“

„Ach, lieber Sohn!“ erwiderten diese. „Du hattest sechs Brüder und eine Schwester.“ Und sie erzählten ihm, wie die Kinder eines Tages nicht wieder nach Hause zurückgekehrt waren.

„Hm“, sprach Rollerbse darauf, „dann werde ich sie suchen gehen.“

Der Vater und die Mutter wollten es ihm ausreden:

„Gehe nicht, lieber Sohn! Deine sechs Brüder sind fortgegangen und sicher dabei umgekommen. Du aber bist allein. Es wird auch dir ein Unglück zustoßen.“

„Nein, liebe Eltern, ich muß herausfinden, was aus meinen sechs Brüdern und der Schwester geworden ist!“

Er nahm das Eisen, das er ausgegraben hatte, und trug es zum Schmied.

„Schmiede mir“, sprach er, „eine gewaltige Keule, die nicht zerbricht!“

Und der Schmied fertigte solch eine Keule an, daß es allen schier unmöglich schien, sie aus der Schmiede zu tragen. Rollerbse nahm die Keule in die Hand, warf sie in die Höhe und sprach zum Vater:

„Ich lege mich schlafen! Weckt mich bitte in zwölf Tagen, wenn die Keule heruntersausen wird.“

Und er legte sich aufs Ohr. Am dreizehnten Tage war ein Sausen in der Luft, da kam die Keule angefliegen. Der Vater weckte den Sohn. Rollerbse sprang

aus dem Bett, streckte der herabsausenden Keule einen Finger entgegen, und als die Keule dagegen stieß, brach sie in zwei Teile auseinander. Da sprach der Jüngling:

„Nein, mit dieser Keule werde ich nicht auf die Suche nach meinen Geschwistern gehen. Ich lasse noch eine andere anfertigen.“

Und er trug die Keule zurück zum Schmied.

„Da hast du sie wieder“, sprach er. „Schmiede sie um, aber so, daß sie mir wirklich von Nutzen ist!“

Nun schmiedete der Meister eine noch viel größere Keule. Auch diese schleuderte Rollerbse in die Luft und legte sich abermals für zwölf Tage schlafen. Am dreizehnten Tag sauste die Keule hernieder und heulte, daß die Erde bebte.



Da weckte man Rollerbse, und wieder streckte er der herabsausenden Keule einen Finger entgegen. Diesmal aber wurde die Keule von dem Zusammenprall nur ein wenig krumm.

„Mit solch einer Keule kann ich mich auf die Suche begeben“, sagte Rollerbse zufrieden. „Backt mir bitte, liebes Mütterchen, ein paar Brotlaibe und bereitet Zwieback zu. Danach werde ich aufbrechen.“

Und er nahm die Keule, den Sack mit dem Brot und dem Zwieback, verabschiedete sich von Vater und Mutter und machte sich auf den Weg.

Auch er ging jene alte, kaum noch sichtbare Furche entlang, die in den Wald führte. Und er ging lange, lange durch den Wald, bis er an der Behausung des Drachen anlangte. Er trat durchs Tor ins Haus, doch der Drache war gerade fort. Nur ein Mädchen, es war seine Schwester Olenka, begegnete ihm in einem der Gemächer.

„Guten Tag, schönes Mädchen!“ sprach Rollerbse.

„Guten Tag, edler Jüngling! Doch was führt dich hierher? Wenn der Drache geflogen kommt, wird er dich auffressen!“

„Na, vielleicht frißt er mich auch nicht. Doch wer bist du?“

„Ich war die einzige Tochter meiner Eltern. Doch der Drache raubte mich,

und auch meine sechs Brüder, die mich befreien kamen, vermochten nichts gegen ihn auszurichten.“

„Wo sind deine Brüder?“ fragte Rollerbse.

„Der Drache warf sie in ein tiefes Verlies; doch weiß ich nicht, ob sie noch am Leben sind.“

„Vielleicht gelingt es mir, dich zu befreien“, sprach Rollerbse.

„Du bist wohl nicht bei Sinnen“, versetzte das Mädchen, „sechs konnten mich nicht befreien, dann wirst du es allein auch nicht schaffen!“

„Mag sein!“ entgegnete Rollerbse.

Er setzte sich aufs Fensterbrett und wartete.

Nach einiger Zeit kam der Drache geflogen. Verwundert rief er aus:

„He! Hier riecht es nach Menschenfleisch!“

„Wie sollte es auch anders sein“, erwiderte Rollerbse, „ich bin hier.“

„Ho-ho-ho, Junge! Und was suchst du hier? Wollen wir uns schlagen oder vertragen?“

„Wozu vertragen? Lieber schlagen!“ antwortete ihm Rollerbse keck.

„Dann laß uns auf die eiserne Tenne gehen!“

„Mit Vergnügen!“

Als sie dort anlangten, sprach der Drache:

„Schlag zu!“

„Nein“, entgegnete Rollerbse, „führe du nur den ersten Schlag!“

Der Drache schlug darauf mit solcher Gewalt zu, daß er den Jüngling bis zu den Knöcheln in den eisernen Boden trieb. Allein Rollerbse riß die Füße aus dem Boden, holte weit mit der Keule aus und versetzte dem Drachen einen Schlag, der diesen bis zu den Knien in die eiserne Tenne drückte. Aber auch dem Drachen gelang es, sich loszureißen. Mit einem furchtbaren Hieb trieb er Rollerbse gleichfalls bis zu den Knien in den Boden. Da schlug Rollerbse ein zweites Mal zu und trieb den Drachen bis zu der Hüfte in die Tenne. Mit einem dritten Hieb tötete er ihn.

Nun konnte Rollerbse ungehindert in das tiefe Verlies gehen und seine Brüder, die wie lebende Leichname aussahen, befreien. Er nahm sie und die Schwester Olenka, sowie alles Gold und Silber, das der Drache besaß, mit sich, und sie kehrten nach Hause zurück.

Doch Rollerbse gab sich seinen Geschwistern nicht als Bruder zu erkennen. Als sie bereits einen weiten Weg zurückgelegt hatten, ruhten sich alle unter einer Eiche aus. Rollerbse, den der schwere Kampf mit dem Drachen ermüdet hatte, schlief ein. Da flüsterten die sechs Brüder miteinander:

„Man wird uns zu Hause auslachen. Zu sechst konnten wir den Drachen

nicht überwinden, dieser Jüngling aber erschlug ihn allein. Und nun hat er auch noch die ganzen Schätze des Drachen.“

Lange berieten sie sich und verfielen endlich auf den Gedanken, den schlafenden Rollerbse mit Weidenbast so fest an den Eichenstamm zu binden, daß es ihm unmöglich sein würde, sich loszureißen. So war ihm der Tod durch die wilden Tiere des Waldes gewiß. Und die Brüder taten, wie sie es beschlossen hatten: Sie banden den Jüngling an die Eiche und gingen ihres Wegs.

Rollerbse aber schlief indessen und spürte nichts von all dem. Er schlief den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch, und als er erwachte – sieh mal einer an! –, da fand er sich an eine Eiche gefesselt. Mit aller Kraft riß Rollerbse an den Fesseln, und schon hatte er die Eiche mit den Wurzeln ausgerissen. Er nahm sie auf die Schultern und ging nach Hause.

Als er sich dem Hause seiner Eltern näherte, hörte er, daß die Brüder schon da waren und die Mutter fragten:

„Wie, Mütterchen, Ihr habt noch Kinder gehabt?“

„Aber gewiß! Ich hatte einen Sohn, Rollerbse genannt, und er zog aus, um euch zu befreien.“

Darauf sprachen die Brüder überrascht:

„Dann ist es unser Bruder gewesen, den wir an die Eiche gebunden haben. Laßt uns rasch zurücklaufen und ihn losbinden.“

Der wütende Rollerbse aber schleuderte die Eiche mit solcher Kraft auf den Boden, daß alles ringsum erbebte, und rief den Brüdern zu:

„Bleibt nur ruhig daheim, ihr Undankbaren!“

Nachdem er seine Eltern begrüßt hatte, sprach er:

„Ich werde nun wieder in die Welt hinausziehen.“

Er nahm die Keule auf die Schulter und entfernte sich.

Wie er nun so dahinging, sah er auf einmal zwei Berge, einen zur rechten und einen zur linken Seite. Zwischen ihnen stand ein Mann, der mit Händen und Füßen die zwei Berge auseinanderrückte. Rollerbse grüßte ihn freundlich und fragte:

„Was machst du da, lieber Mann?“

„Ich rücke die Berge auseinander, um Platz für eine Straße zu schaffen.“

„Und wohin gehst du?“ fragte Rollerbse.

„Mein Glück suchen.“

„Dann haben wir denselben Weg. Doch wie heißt du?“

„Bergeversetzer. Und wie ist dein Name?“

„Rollerbse. Laß uns zusammen gehen!“

„Warum nicht!“

Und sie setzten den Weg gemeinsam fort. Wie sie nun so gingen, da sahen

sie auf einmal einen Mann im Walde stehen, der mit mächtigem Ruck Eichen mitsamt den Wurzeln ausriß. Da fragten ihn die zwei:

„Was machst du da, lieber Mann?“

„Ich reiße die Bäume aus, damit man bequemer durch den Wald laufen kann.“

„Und wohin gehst du?“

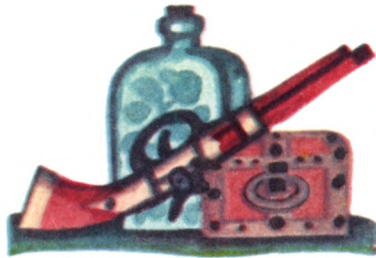
„Mein Glück suchen.“

„Dann haben wir denselben Weg. Doch wie heißt du?“

„Eichenentwurzler. Und ihr?“

„Rollerbse und Bergeversetzer. Laß uns zusammen gehen!“

„Einverstanden!“



Nun waren sie schon zu dritt. Wie sie so gingen, sahen sie auf einmal einen Mann mit einem riesigen Schnauzbart am Flusse sitzen. Als der Mann an seinem Schnauzbart drehte, teilte sich das Wasser, so daß man den Fluß überqueren konnte, ohne naß zu werden. Da fragten ihn die drei:

„Was machst du da, lieber Mann?“

„Ich wälze das Wasser weg, um den Fluß zu überqueren.“

„Und wohin gehst du?“

„Mein Glück suchen.“

„Dann haben wir denselben Weg. Doch wie heißt du?“

„Schnauzbartdreher. Und ihr?“

„Rollerbse, Bergeversetzer und Eichenentwurzler. Laß uns zusammen gehen!“

„Einverstanden!“

Und sie setzten den Weg gemeinsam fort. Bald zeigte es sich, wie nützlich es war, zusammen zu gehen. Stießen sie auf einen Berg, so räumte ihn Bergeversetzer aus dem Weg; kamen sie zu einem Wald, so riß Eichenentwurzler die Bäume aus; gelangten sie an einen Fluß, so wälzte Schnauzbartdreher das Wasser weg. Eines Tages gerieten sie in einen ungeheuer großen Wald, und wie sie sich umsahen, sahen sie inmitten des Waldes eine Hütte stehen. Sie traten ein. Niemand war darin. Rollerbse meinte:

„Hier werden wir übernachten.“

Sie übernachteten, und am nächsten Tag sprach Rollerbse:

„Bergeversetzer, du bleibst heute zu Hause und bereitest das Mahl zu! Wir anderen aber gehen auf die Jagd.“

Und sie gingen fort. Bergeversetzer bereitete das Mahl zu, dann legte er sich hin, um auszuruhen.

Plötzlich pochte jemand an die Tür:

„Mach auf!“

„Bist kein Edelmann, daß dir öffnet jedermann“, erwiderte Bergeversetzer spöttisch.

Die Tür ging auf, und wieder rief jemand:

„Trag mich über die Schwelle!“

„Bist kein Edelmann, daß dich trage jedermann.“

Da kroch ein kleines, altes Männchen mit einem klafferlangen Bart über die Schwelle, packte Bergeversetzer beim Schopf und hängte ihn flugs an einen Nagel an der Wand. Dann aß und trank es alles, was dieser vorbereitet hatte, riß ihm einen Streifen Haut vom Rücken und entfernte sich.

Bergeversetzer aber wand sich so lange am Nagel, bis es ihm endlich gelang, sich loszureißen; rasch machte er sich wieder ans Kochen, und als die Kameraden zurückkamen, war das Essen fast gar gekocht! Da fragten diese:

„Warum wurdest du nicht mit dem Kochen fertig?“

„Ich war ein wenig eingeschlummert!“

Nachdem sich alle sattgegessen hatten, legten sich die Kameraden schlafen. Als sie sich am nächsten Morgen vom Nachtlager erhoben, sprach Rollerbse:

„Heute bleibst du, Eichenentwurzler, daheim, und wir anderen gehen auf die Jagd!“

Und sie gingen fort. Eichenentwurzler aber bereitete das Mahl zu, dann legte er sich hin, um auszuruhen. Plötzlich pochte jemand an die Tür.

„Mach auf!“

„Bist kein Edelmann, daß dir öffnet jedermann.“

„Trag mich über die Schwelle!“

„Bist kein Edelmann, daß dich trage jedermann.“

Da kam das Männchen mit dem klafferlangen Bart angekrochen, packte Eichenentwurzler beim Schopf und hängte ihn an den Nagel an der Wand. Dann aß und trank es alles, was dieser vorbereitet hatte, riß ihm einen Streifen vom Rücken und entfernte sich.

Eichenentwurzler aber wand sich so lange am Nagel, bis es ihm gelang, sich loszureißen. Nun machte er sich rasch wieder ans Kochen. Da kamen auch schon die Kameraden und fragten:

„Warum wurdest du nicht mit dem Kochen fertig?“

„Ich war ein wenig eingeschlummert“, erwiderte er.

Bergeversetzer aber schwieg. Er allein wußte, was vorgefallen war.

Am dritten Tag blieb der Schnauzbartdreher zu Hause, und auch ihm widerfuhr genau dasselbe. Da sprach Rollerbse:

„Na, ihr seid mir schon faule Köche! Morgen werdet ihr auf die Jagd gehen, und ich bleibe zu Haus.“

Am nächsten Tag gingen jene drei auf die Jagd, und Rollerbse blieb daheim. Er bereitete das Essen zu und legte sich hin, um auszuruhen. Da donnerten Schläge an die Tür:

„Mach auf!“

„Wart einen Augenblick, gleich öffne ich!“ rief Rollerbse.

Wie er die Tür öffnete, stand da ein kleines, altes Männchen mit einem klafferlangen Bart.

„Trag mich über die Schwelle!“

Rollerbse nahm das Männchen, trug es über die Schwelle und setzte es hin. Das Männchen aber kam immer näher und näher an ihn heran.

„Was willst du von mir?“ fragte Rollerbse.

„Das wirst du bald erfahren“, versetzte das Männchen und versuchte, Rollerbse am Schopf zu packen. Da sprach Rollerbse:

„So einer bist du also!“ Blitzschnell packte er das Männchen beim Bart, schleppte es in den Wald und vergaß auch die Axt nicht. Er hieb einen Spalt in eine Eiche, steckte den Bart des Alten hinein und klemmte ihn fest.

„Wenn du so einer bist, Großväterchen, der einem gleich an den Schopf will, dann bleibe lieber hier sitzen. Ich komme bald wieder.“

Als er in die Hütte trat, waren schon die Kameraden da.

„Wie steht's mit dem Mittagessen?“

„Das ist längst fertig.“

Nach dem Essen sprach Rollerbse:

„Und jetzt kommt mit! Ich zeige euch etwas, worüber ihr Mund und Augen aufreißen werdet.“

Als sie aber zu jener Eiche kamen, war weder sie noch der Alte zu sehen. Der hatte vielmehr die Eiche mit den Wurzeln ausgerissen und sie hinter sich hergeschleppt. Da erzählte Rollerbse, was ihm widerfahren war, und die Freunde gestanden ihm ihrerseits ein, wie der Alte sie beim Schopf gepackt, an die Wand gehängt und ihnen einen Streifen Haut vom Rücken gerissen hatte.

„Ho-ho-ho!“ sprach Rollerbse. „Ist er so einer, dann müssen wir ihn suchen gehen.“

Wohin der Alte die Eiche hinter sich hergeschleppt hatte, war leicht zu



erkennen. Sie folgten lange dieser Spur und gelangten an eine tiefe, schier bodenlose Grube. Da sprach Rollerbse:

„Bergeversetzer, steige hinunter!“

„Nein, soll den Alten doch der Teufel holen!“

„So steige du, Eichenentwurzler!“

Allein weder der Eichenentwurzler noch der Schnauzbartdreher zeigten Lust dazu.

„Wenn dem so ist“, sprach Rollerbse, „dann muß ich eben selbst hinuntersteigen. Laßt uns aber zunächst Seile drehen.“

Als die Seile fertig waren, wickelte Rollerbse ein Ende um die Hand und sprach:

„Laßt mich mit dem Seil hinab!“

Und sie ließen Rollerbse am Seil hinunter. Lange glitt er so hinab, bis er endlich den Grund der Grube und eine völlig andere Welt erreichte. Neugierig ging Rollerbse durch diese unterirdische Welt. Plötzlich erhob sich ein großes Schloß vor ihm. Aus dem Inneren des Schlosses strahlten ihm Gold und Edelsteine entgegen. Wie er aber so durch die Gemächer ging, begegnete ihm auf einmal eine Jungfrau von solch unvergleichlicher Schönheit, daß wohl nirgendwo auf der Welt eine schönere zu finden war.

„Ach“, sprach sie, „was hat dich, guter Jüngling, hierher geführt?“

„Ich suche“, erwiderte er, „das kleine, alte Männchen mit dem klafferlangen Bart.“

„Oh“, sprach sie, „das Männchen zieht gerade seinen Bart aus der Eiche. Gehe nicht zu ihm, sonst wird er dich erschlagen. Vielen ist es schon so ergangen.“

„Er wird mich nicht erschlagen können“, versetzte Rollerbse, „denn ich habe seinen Bart festgeklemmt. Doch warum bist du hier?“

„Ich bin eine Prinzessin“, sprach sie, „jenes alte Männchen hat mich geraubt und hält mich hier gefangen.“

Da sprach Rollerbse:

„Ich werde dich befreien! Führe mich zu ihm!“

Die Prinzessin tat, was Rollerbse sie geheißen. Und wirklich fanden sie das Männchen. Dieses aber hatte schon den Bart aus der Eiche herausgezogen. Als es Rollerbse erblickte, sprach es:

„Was suchst du hier? Wollen wir uns schlagen oder vertragen?“

„Wieso vertragen?“ rief Rollerbse, „Schlagen natürlich!“

Und sie schlugen aufeinander los. Sie kämpften lange und erbittert, bis es Rollerbse schließlich doch gelang, das Männchen mit der Keule zu erschlagen. Darauf packten er und die Jungfrau alles Gold und alle Edelsteine in drei Säcke und begaben sich zu jener Grube, auf deren Grund Rollerbse herabgelassen worden war. Dort angekommen, rief Rollerbse:

„He-ee-eh, Kameraden! Seid ihr noch da?“

„Ja-a-a!“

Nun band Rollerbse einen Sack an das Seil und hieß sie, ihn hochzuziehen:

„Das ist euer!“

Sie zogen den Sack hoch und ließen das Seil wieder hinunter. Da band er den zweiten Sack daran:

„Auch dieser ist euer!“

Er gab ihnen auch den dritten Sack. So schenkte er ihnen alles, was er erkämpft hatte. Darauf band er die Prinzessin an das Seil und rief:

„Dies aber ist mein!“

Die drei zogen das Seil mit der Prinzessin hoch und wollten danach auch noch Rollerbse hochziehen. Allein sie dachten bei sich:

„Wozu ihn hochziehen? Warum soll nicht auch die Prinzessin unser sein? Wir werden ihn ein Stück hochziehen und dann fallen lassen; er wird hinunterstürzen und zerschmettert am Boden liegen bleiben.“

Rollerbse aber erriet ihre Gedanken, befestigte einen schweren Stein am Seil und rief:

„Zieht mich hinauf!“

Sie zogen das Seil hoch, ließen es aber nach einiger Zeit plötzlich fallen und – hui – sauste der Stein herab.

„Ha“, sprach Rollerbse, „dachte ich mir’s doch!“

Und er zog durch die unterirdische Welt. Wie er aber seines Weges ging, bewölkte sich auf einmal der Himmel. Regenschauer und Hagel prasselten nur so nieder. Da flüchtete er sich rasch unter eine Eiche. Wie er nun so dastand, drang von der Eichenkrone her das klägliche Gepiepse von Greifenjungen zu ihm. Rollerbse kletterte auf die Eiche und deckte das Nest mit seinem Mantel zu. Als sich das Gewitter verzogen hatte, kam der Riesenvogel Greif geflogen, der Vater jener Greifenjungen. Das zugedeckte Nest erblickend, fragte er:

„Wer hat euch zugedeckt?“

Die Jungen erwiderten:

„Wenn du ihn nicht frißt, sagen wir es dir.“

„Nein“, versprach der Greif, „ich werde ihn nicht fressen.“

„Dort unter dem Baum sitzt ein Jüngling, der hat uns zugedeckt.“

Da flog der Greif zu Rollerbse hernieder und sprach:

„Sag, hast du eine Bitte? Ich werde alle deine Wünsche erfüllen, denn es ist das erste Mal, daß meine Kinder am Leben geblieben sind. Immer, wenn ich fortfliege, regnet und hagelt es. Die Jungen verschlucken sich durch das viele Wasser und ersticken daran.“

„Bring mich bitte in die Oberwelt!“ sprach Rollerbse.

„Na, da hast du mir aber eine harte Nuß zu knacken aufgegeben. Aber es sei! Wir nehmen sechs Faß Fleisch und sechs Faß Wasser mit. Wende ich während des Fluges den Kopf nach rechts, wirfst du mir ein Stück Fleisch in den Schnabel. Wende ich ihn aber nach links, gibst du mir ein wenig Wasser zu trinken. Tust du das nicht, erreichen wir niemals das Ziel und stürzen hinunter.“

Sie nahmen also sechs Faß Fleisch und sechs Faß Wasser mit, Rollerbse bestieg den Greif und flugs ging es in die Höhe. Und sie flogen und flogen ohne Unterlaß. Sobald der Greif den Kopf nach rechts wendete, warf Rollerbse

ihm ein Stück Fleisch in den Schnabel; wendete der Greif ihn nach links, gab der Jüngling ihm ein wenig Wasser zu trinken. Lange, lange flogen sie so und waren schon fast am Ziel. In diesem Augenblick wendete der Greif den Kopf nach rechts, doch die Fässer waren bereits leer. Da riß Rollerbse ein Stück aus seiner Wade und warf es dem Greif in den Schnabel. Nachdem sie oben angekommen waren, fragte der Greif:

„Was war das nur für ein schmackhaftes Stückchen Fleisch, das du mir zuletzt gegeben hast?“

Da zeigte Rollerbse ihm sein blutendes Bein.

Sogleich spie der Greif das Fleisch aus, flog davon und brachte heilendes Wasser. Als sie das Fleisch auf die Wunde legten und diese mit dem Wasser besprengten, wuchs es wieder an.

Nun kehrte der Greif nach Hause zurück, und Rollerbse ging seine Kameraden suchen. Jene aber waren bereits beim Vater der Prinzessin zu Besuch und zankten sich gehörig, weil jeder von ihnen die Jungfrau heimführen wollte.

Als Rollerbse im Schloß des Königs erschien, erschrakten die drei sehr. Da sprach der Jüngling:

„Ihr habt mich verraten und verdient eine harte Strafe.“

Und nachdem er sie bestraft hatte, ließ er sie aus dem Lande weisen.

Nun nahm Rollerbse die Prinzessin zur Frau und lebte glücklich und zufrieden mit ihr ein ganzes Leben lang.

EIN HUZULE LEHRT DIE ZARENTOCHTER DEN HAUSHALT FÜHREN

Der Zar und die Zarin hatten eine Tochter. Diese Tochter war nicht so beschaffen, wie man es sich gewünscht hätte. Sie war sehr faul. So erzfaul war sie, daß sie nicht einmal versuchte, die Fliege, die ihre Nase kitzelte, fortzujagen. Gelang es ihr, die Schaukel zu erklettern, so schaukelte sie stundenlang, schaukelte und schaukelte, als wollte sie nichts anderes mehr tun.

Eines Tages befahl der Zar alle seine Minister zu sich und sagte ihnen in tieftraurigem Ton:

„Meine lieben Ratgeber, es dürfte euch nicht unbekannt sein, daß ich ein Töchterchen habe. Aber, Gott sei es geklagt, sie ist so faul, daß sie nicht einmal die geringste Arbeit verrichten will, nur eines kann sie ausgezeichnet: sie schläft wie ein Murmeltier. Nun denk ich mir, wenn wir sie an einen handfesten Burschen verheiraten, würde sich vielleicht ihr Wesen ändern,

denn, wie es im Sprichwort heißt, neben dem trockenen brennt auch das feuchte Holz. Was meint ihr dazu?“

„Wir sind der Meinung, Majestät, daß neben der Nachtigall auch der Spatz singen lernt.“

„Aber, meine Minister, wie können wir ein solch mißratenes Ding an einen anständigen Menschen verheiraten?“

Die Minister dachten lange nach, dann sprachen sie:

„Es wäre vielleicht gut, den Bewerbern zu erzählen, sie sei der reinsten Engel. Möglich, daß einer drauf 'reinfällt.“



Zum Glück standen im Dienste des Zaren viele Lügner, die in alle Himmelsrichtungen verstreut waren. Wo immer sie auch waren, logen sie nach Herzenslust. Nun sprachen sie soviel von der Schönheit der Zarentochter, daß ihnen die Zunge anschwell.

Bewerber kamen, für die Zarentochter konnte sich jedoch keiner erwärmen.

Der Zar war außer sich. Er rief wieder seine Minister zu sich und sprach: „Findet ihr keinen Bräutigam für meine Tochter, so hole euch alle miteinander der Teufel!“

Die Minister dachten abermals lange nach, dann sprachen sie:

„Kein Mensch wird um die Prinzessin freien. Vielleicht könnte man sie jedoch einem Huzulen zur Frau geben. Der wird auch mit dem Teufel fertig.“

„Gut, mag es ein Huzule sein. Aber wie kommen wir zu einem solchen Menschen?“ fragte der Zar, vor Ratlosigkeit dem Weinen nahe.

„Man muß geradeaus gehen“, meinten die Minister, „über Felder, durch Wälder, über Berg und Tal. Der Erstbeste, dem wir begegnen, wird der Bräutigam der Prinzessin, und damit basta!“

„Und wenn er nicht will?“ fragte der Zar.

„Dann hinter Schloß und Riegel mit ihm. Dort bleibt er so lange, bis er Lust zum Heiraten verspürt.“

Dieser Ratschlag gefiel dem Zaren, und er willigte ein. Am nächsten Tag begann die Reise: über Felder, durch Wälder, über Berg und Tal, immer geradeaus, und immer der Nase nach. Die Minister liefen, bis sie endlich einem wohlgebauten Huzulen begegneten.

„Wohin des Wegs, Bürschlein?“ fragten die Minister.

„Zum Markt.“

„Die Armut verkaufen?“

„Die Armut kann man weder verkaufen noch eintauschen. Ich gehe Maisbrot kaufen.“

„Warum nimmst du deine Frau nicht mit?“

„Weil sie nicht...“

„Wo ist sie denn?“

„Sie spielt noch im Sand.“

„O nein, Freundchen, sie schaukelt auf der Zarenschaukel!“

„So soll sie ruhig weiterschaukeln. Ich bin ein armer Teufel. Solch einen heiratet nicht einmal eine Huzulin.“

„Nein, mein Lieber, solch einen schönen Huzulen würde sogar die Tochter des Zaren heiraten.“

„Jene Faulenzerin meint Ihr? Sie soll sich doch, so heißt es, nicht einmal die Nase putzen...“

„He, packt ihn, diesen Widerborstigen, und in den Kerker mit ihm.“

Im Nu band man ihn.

„Hat dich das Unglück nicht eingeholt, so harret es irgendwo deiner. Mich hat es hier erwartet“, dachte der junge Mann.

Im Kerker angelangt, legte er sich ruhig schlafen. Eine volle Woche schlief er. Endlich erschien der Erste Minister und fragte ihn:

„Nun, wie geht's? Verspürst du bereits Lust zum Heiraten?“

Da erwiderte der Huzule:

„Zeigt mir den Affen.“

Der Bursche wurde gewaschen und in kostbare Kleider gesteckt. Als die Prinzessin erfuhr, man habe ihr einen Bräutigam gebracht, klatschte sie vor Freude in die Hände. Zu dem Huzulen sagte sie:

„Sei nicht so niedergeschlagen, es wird dir gut ergehen, bin ich doch die Tochter des Zaren. Du wirst in Gold schwimmen.“

Darauf erwiderte der junge Huzule:

„Besser eigenes Stroh als ein fremdes Federbett.“

Die Minister des Zaren ergriffen jedoch den Burschen und schleppten ihn

zur Trauung. In aller Eile vermählte man ihn mit der Zarentochter. Nun fiel den Ministern ein Stein vom Herzen.

Der Zar wollte eine große, feierliche Hochzeit ausrichten, doch der Huzule wollte nichts davon hören. Er zog seine einfachen Hosen und seine Pelzweste an, setzte den Huzulenhut auf, steckte die Füße in seine Bastschuhe, nahm seine Frau an der Hand und sprach:

„Gehn wir zu mir nach Hause. Seine Majestät, dein Vater, ist kein Vogel meines Gefieders.“

„Nimm auch meine Schaukel mit“, bat die Prinzessin.

„Wozu?“

„Wie soll ich ohne sie schaukeln?“

„Gut“, sprach der Huzule und warf die goldene Schaukel in den Wagen. Er knallte mit der Peitsche, und rasch ging es bergab. Zu Hause angekommen, stellte er die Schaukel inmitten des Zimmers auf. Sofort setzte sich seine Frau darauf und begann zu schaukeln. Sie schaukelte so lange, bis sie einschlief. Frühmorgens bereitete der Huzule selbst das Frühstück zu, und sie aßen gemeinsam. Dann nahm er einen Sack, hängte ihn an einen Haken und sprach:

„Ich gehe zur Weizenmahd. Am Mittag befehlst du diesem Sack, er soll ein Töpfchen Borschtsch kochen und mir aufs Feld bringen.“

„Schön, mein lieber Mann“, sagte die Prinzessin und begann wieder zu schaukeln.

Sie schaukelte bis zum Mittag, dann befahl sie dem Sack:

„Komm vom Haken ’runter, koch das Mittagessen und bring’s meinem Mann aufs Feld!“

Der Sack rührte sich aber nicht von der Stelle. Die Prinzessin rief und schrie aus Leibeskräften, jedoch vergeblich.

Am Abend kam ihr Mann hungrig und gereizt nach Hause. Seine Frau schimpfte er jedoch nicht aus, er schaukelte sie nur und sang leise:

„Schlaf, Frauchen, schlaf...“

Aber die Schaukel neigte sich so sehr zur Seite, daß die Prinzessin hinausflog.

„Schau nur einer diese verfluchte Schaukel an! Schleudert sie doch mein Weibchen zu Boden“, rief er in einem Ton, als wäre er nun noch gereizter. „Du bekommst deine Strafe dafür, und wenn du auch aus reinstem Gold bist!“

Er ergriff die Axt und schlug die Schaukel entzwei.

Danach bereitete er selbst das Abendbrot zu, aß und gab auch seiner Frau zu essen. Am nächsten Morgen sagte er:

„Ich gehe zur Heumahd. Am Mittag befehlst du dem Sack, mir das Mittagessen zu bringen.“

„Gut, mein lieber Mann.“

Die Prinzessin lag bis zum Mittag auf dem Ofen, dann befahl sie dem Sack:

„Herunter mit dir vom Haken! Bereite das Mittagessen zu und bringe es meinem Mann aufs Feld!“

Der Sack wollte nichts davon hören, daß der Mann der Prinzessin nicht ohne Mittagessen bleiben kann. Als der Mann nach Hause kam, sprach die Zarentochter:

„Lieber Mann, der Sack will mir nicht gehorchen. Er bereitete das Mittagessen nicht zu. Schimpf ihn gehörig aus.“

„Bald bekommt er die verdiente Strafe!“

Der Huzule nahm den Sack vom Haken, hängte ihn der Prinzessin um, nahm einen Stock und schlug auf den Sack los. Sogleich erhob sich eine dichte Staubwolke im Zimmer, und die Prinzessin hüpfte vor Schmerzen. Nachdem er selbst das Abendbrot gekocht hatte, aß er sich satt und gab auch der Prinzessin davon.

Am nächsten Morgen hängte wiederum der Huzule jenen Sack an den Haken und sagte seiner Frau:

„Zu Mittag soll mir der Sack das Mittagessen bringen. Ich gehe pflügen.“

„Gut, lieber Mann“, erwiderte sie. Abermals legte sie sich auf den Ofen und dachte an nichts. Zur Mittagszeit befahl sie dem Sack nicht mehr, sondern bat ihn:

„Liebes Säckchen, komm vom Haken herunter und bereite für meinen Mann das Mittagessen zu, denn er dürfte bereits sehr hungrig sein.“

Aber der Sack blieb am Haken hängen und rührte sich nicht.

Die Prinzessin hatte jedoch den gestrigen Abend noch gut im Gedächtnis. Was tun? Da blieb nur eines: vom Ofen klettern, ein Feuer im Herd entfachen und das Mittagessen kochen. Als dieses fertig war, lief sie aufs Feld.

„Hier, lieber Mann. Ich befahl zwar den Sack, das Mittagessen zu kochen und es aufs Feld zu bringen, es wurde jedoch nichts daraus. Da war ich gezwungen, es selbst zu bereiten. Iß, solange es heiß ist.“

Da fragte der Mann:

„Du sagtest, liebes Weibchen, daß der Sack nichts tun will? Dafür bekommt er solche Hiße, daß er sie sobald nicht vergißt.“

Rasend wie eine Feuersbrunst lief der Huzule mit seiner Frau nach Hause. Daheim packte er den Sack und schlug erbarmungslos auf ihn ein.

„Jedem, der nicht arbeiten will, wird es ebenso ergehen“, drohte er mit lauter Stimme, damit ihn seine Frau hören konnte.

Beim Essen lobte er sie:

„Sehr schmackhaft! Solch ein gutes Mittagessen aß ich mein Leben lang noch nicht. Heute gehe ich nicht mehr aufs Feld, ich bleibe lieber mit dir zu Hause.“

Am nächsten Tag sprach der Huzule:

„Nun gehe ich den Acker zu Ende pflügen.“

„Gut, lieber Mann.“

Nachdem er das Zimmer verlassen hatte, lag die Prinzessin noch ein bißchen auf dem Ofen, dann kletterte sie herunter.



„Genug des Hängens am Haken, liebes Säckchen, steig herunter und begib dich an die Arbeit. Tagediebe kann mein Mann nicht ausstehn, er greift sofort zum Stock. Wir wollen dieser Schande aus dem Wege gehen.“

Jedes Wort war jedoch vergeblich: Ein Sack bleibt ein Sack! Auch dieser hängt am Haken und schweigt. Die Tochter des Zaren entfachte ein Feuer im Herd, kochte das Mittagessen und brachte es abermals dem Mann aufs Feld. Als sie bei ihm anlangte, fragte der Huzule:

„Ist's möglich, daß der Sack dir auch heute nicht gehorchte?“

„Er wollte nicht einmal mit mir sprechen. Hätte ich auf seine Hilfe gewartet, wärest du ohne Mittagessen geblieben.“

„Stimmt's, Frau, fremde Hände sind zu nichts nutze? Das Tagwerk muß mit eigenen Händen getan werden.“

Auf diese Weise wurde die Prinzessin allmählich eine vorbildliche Hausfrau. Ihr glich keine im ganzen Umkreis.

Der Huzule vergaß den Riemen, und das Märchen endet mit Lob und Rühmen.



Als der Drache seine zwölf Köpfe aus der Tiefe des Brunnens hervorstreckte, schlug sie Iwanko mit einem einzigen Säbelhieb ab.

IWANKO, DER KÖNIG DER TIERE

Es waren einmal ein Mann und eine Frau, die mit ihren Kindern, Marijka und Iwanko, ein frohes, sorgenfreies Leben führten. Dieses Leben währte jedoch nicht lange, denn die Frau starb. Der Mann war nun sehr traurig, und nahm sich vor, nie wieder zu heiraten. Neun Jahre lang lebte er mit seinen Kindern, ohne an eine neue Frau zu denken. Im zehnten Jahr seines Witwerdaseins kam eine Frau ins Haus, die ein bißchen nach dem Rechten sah. Sie besuchte den Mann als Nachbarin, zerstreute ihn und brachte ein wenig Freude ins Haus. Nach einiger Zeit schlug er ihr vor, seine Frau zu werden.

„Heiraten wir“, sagte er.

Die Frau erwiderte jedoch:

„Ich werde dich nicht heiraten, denn du hast zwei Kinder.“

„Und was soll mit den Kindern geschehen? Soll ich sie umbringen?“

„Nicht umbringen sollst du sie. Führe sie tief in den Wald und laß sie dort zurück. Mögen sie im Wald bleiben.“

Der Mann tat, was sie ihm riet. Er führte die Kinder weit in das Dickicht des Waldes und sprach:

„Bleibt hier sitzen, ich gehe indessen Holz fällen.“

Er entfernte sich ein wenig, band einen großen Ast an eine Eiche, damit der Wind ihn wiege, so daß die Kinder glauben konnten, es seien die Schläge der Axt, mit der der Vater Holz fälle. Die Kinder gingen jedoch bereits zur Schule, waren also nicht mehr so klein, daß sie sich den Weg in den Wald nicht merken konnten. Sie saßen noch ein wenig, um auf den Vater zu warten, als sie jedoch sahen, daß er nicht zurückkommt, sagte Iwanko:

„Gehen wir allein nach Haus zurück.“

Es war bereits dunkle Nacht, als sie das Haus erreichten. Sie schauten durchs Fenster und sahen den Vater mit der Frau am Tisch sitzen und Abendbrot essen, wobei die beiden miteinander sprachen. Die Kinder wagten nicht einzutreten, dann hörten sie den Vater sagen:

„Gott, mein Gott, wie wird es jetzt meinen Kindern im Waldesdickicht ergehen?“

Als sie diese Worte hörten, riefen sie:

„Väterchen, wir sind hier!“

Als aber die Frau die Stimme der Kinder hörte, verschwand sie.

Am nächsten Tag verlangte sie:

„Führe die Kinder nochmals in den Wald, sonst will ich nicht mit dir zusammenleben.“

Nun führte der Mann seine Kinder noch tiefer in den Wald hinein, entfachte ein kleines Feuer und sprach:

„Bleibt hier neben dem Feuer sitzen und wärmt euch. Ich schaue mich indessen ein wenig um und komme bald zurück.“

Die Kinder saßen bis in die Nacht hinein an jenem Fleck, der Vater kehrte jedoch nicht zurück. Als es bereits völlig dunkel geworden war, begannen sie, den Weg nach Hause zu suchen. Sie liefen und liefen, kamen aber stets wieder an ihre kleine Feuerstelle. Da sagte Iwanko zu seiner Schwester Marijka:

„Ich passe hier auf, daß das Feuer nicht ausgeht, und du gehst etwas Eßbares suchen.“

Das Mädchen riß im Dickicht Meerrettich aus, jedoch ohne Brot war dieser nicht genießbar. Da legte Iwanko eine Meerrettichwurzel ins Feuer und meinte:

„Vielleicht schmecken gebratene Meerrettiche nicht ganz so bitter.“

Als sie ein wenig gegessen hatten, legten sie sich nebeneinander nieder, die Köpfe nach verschiedenen Richtungen, um zu schlafen. Sogleich schliefen sie ein, denn sie waren sehr müde. Spät nachts kam ein Bär, sah die schlafenden Kinder und wunderte sich: ‚Ein Rumpf mit zwei Köpfen?! Der eine nach dieser, der andere nach jener Richtung?!‘ Erschrocken kehrte er um und trollte sich. Bald darauf kam ein Wolf, der gleichfalls Angst vor dem Rumpf mit den zwei Köpfen hatte. So erging es allen Waldtieren: sie kamen, sahen und flohen, ohne den Kindern ein Leid anzutun.

In aller Frühe standen die Kinder auf, wuschen sich und wollten gerade gehen, als sich Iwanko jedoch erinnerte, daß er noch eine Meerrettichwurzel ins Feuer gelegt hatte. Er suchte in der Asche, und plötzlich kam ein herrliches Brot zum Vorschein. Sie zerschnitten es und aßen mit großem Appetit. Soviel sie auch von dem Brot aßen, es blieb gänzlich unberührt.

Nun machten sie sich auf den Weg. Sie irrten jedoch im Walde umher, und konnten ihren Nachhauseweg nicht finden.

Viele Jahre durchirrten die beiden Kinder die Wälder. Eines Tages gelangten sie schließlich auf ein Feld, sie setzten sich hin, um auszuruhen und sich in der Sonne zu wärmen. Plötzlich sah Iwanko auf dem Feld einen sehr hohen, astlosen Bergahornbaum stehen. Lediglich wenige Zweige leuchteten im Tageslicht. Als Iwanko genauer hinschaute, sah er an den Zweigen einen Säbel in der Sonne blitzen, ein Gewehr und ein Hemd: ‚All das würde mir gehören‘, dachte Iwanko, ‚wenn ich es herunterholen könnte.‘ Als er nun aufmerksam das Hemd betrachtete, sah er eine Inschrift aus goldenen Buchstaben funkeln: ‚Wer so weise ist, daß er diesen Baum erklettern und das Hemd herunterholen kann, der wird in sieben Ländern als der Stärkste gelten. Wer das Gewehr

herunterholt und die unter dem Baum versteckten sieben Kugeln ausgräbt und auch nur ein einziges Mal schießt, der würde mit einer Kugel ein Drittel der Welt vernichten, die Kugel kehrt dennoch an ihren Platz unter dem Ahorn zurück. Wer jedoch den Säbel herunterholt, der würde damit so viele Feinde schlagen, wie er nur schlagen möchte.'

Nachdem Iwanko diese Inschrift gelesen hatte, sagte er zu seiner Schwester: „Derjenige, der das geschrieben hat, der war gewiß ein großer Narr, denn dies kann unmöglich wahr sein.“

Und doch versuchte er, den Ahornbaum zu erklettern. Vier Stunden lang kletterte er. Als er aber mehr als die Hälfte des hohen Baumes erklettert hatte, da zog es ihn mit seltsamer Kraft in die Höhe. Ganz in der Nähe jener Gegenstände, die er von fern erblickt hatte, ruhte er ein wenig aus, dann nahm er sie alle drei an sich und kletterte vorsichtig wieder hinunter.

„Marijka“, sagte er, „ich spüre, daß ich der Stärkste von allen Menschen in sieben Ländern bin.“

Nun machten sie sich wieder auf den Weg. Sie gingen abermals durch große, dichte Wälder. Eines Tages gelangten sie schließlich an eine alte Buche, deren Stamm einen Umfang von anderthalb Metern hatte. Da meinte Iwanko:

„Ich könnte diese Buche mit ihren Wurzeln ausreißen.“

Er legte eine Hand an den Stamm, und die Buche begann, sich langsam zu neigen, als würde sie von einem Sturm umgeknickt. Marijka schrie laut auf:

„Laß ab von dem Baum, er stürzt bald nieder!“

Als aber Iwanko merkte, daß die Buche zu stürzen drohte, legte er auch die andere Hand an den Stamm, riß die Buche mit den Wurzeln aus dem Erdreich und drehte sie um, so daß die Wurzeln nach oben ragten. Nun nahm er die Schwester auf den Arm und trug sie, als wäre sie ein kleines Kind.

Wieder lief er durch tiefe, dunkle, uralte Wälder. Plötzlich erblickte er etwas Leuchtendes. Als er näher kam, sah er einen Stein, aus dem es leuchtete, so, als würde ein kleines, winziges Licht brennen. Da schlug Iwanko mit all seiner Kraft auf den Stein, und dieser zerbröckelte sofort. Nun erblickten die beiden Kinder seltsame Stufen, die nach unten führten. Und sie stiegen hinunter, bis sie schließlich an eine mächtige Tür gelangten. Der Bursche schlug die Tür ein und wunderte sich sehr, ein wunderschönes junges Mädchen an einem Herd zu sehen, worauf sie Essen kochte. Das Mädchen lud sie ein:

„Tretet ein in unser Heim und nehmt etwas zu euch, denn ihr werdet Hunger haben.“

Die Geschwister setzten sich an den Tisch und aßen. Doch bald darauf empfahl ihnen das Mädchen mit warnender Stimme:

„Beeilt euch mit dem Essen und verlaßt diesen unseligen Ort, denn hier hausen zwölf Räuber. Wenn sie euch erwischen, schlagen sie euch tot!“

Iwanko erwiderte:

„Uns ist es gleich, ob sie uns am Leben lassen oder töten. Ließ uns doch unser Vater im Wald zurück, damit wir von den Tieren zerrissen werden oder Hungers sterben.“

Plötzlich spürten sie, daß der Boden unter ihren Füßen bebte. Das war ein sicheres Zeichen dafür, daß die Räuber nach Hause kamen. Als diese sahen, daß die mächtige, zwölf Meter hohe Tür zu ihrer Behausung zertrümmert war, traten sie nicht ein, sondern berieten sich:

„Was tun? Gehen wir hinein oder geben wir all unser Hab und Gut auf?“
Der Anführer aber sprach:



„Ich überließe sehr ungern unser Gold und Silber fremden Händen. Hier hat jedoch eine Riesenkraft ihre Hand im Spiel.“ Er verstummte, dachte eine Weile nach, dann sagte er: „Ich glaube jedoch, daß es gut wäre, einen Blick in unsere Behausung zu werfen.“

Sie traten also ein und staunten, als sie das Bürschlein und das noch kleinere Mädchen am Tisch sitzen sahen. Da verließen sie alle zaghaften Gedanken, und sie beruhigten sich. Sie hängten ihre Flinten an den Wänden auf, setzten sich zu Tisch und aßen. Nachdem sie gegessen hatten, befahl der Räuberhauptmann:

„Nun, Kameraden, holt aus dem Keller Bier!“

Drei von den Räubern stiegen augenblicklich in den Keller und brachten drei Fässer Bier. Indessen begann der Räuberhauptmann ein Gespräch mit Iwanko.

„Wenn du ein Faß Bier austrinkst, bleibst du am Leben.“

Iwanko entgegnete:

„Gebt mir ein Beispiel, damit ich sehe, wie das gemacht wird.“

Der Anführer schlug mit einem Finger einem Faß den Boden aus, hob es an die Lippen und leerte es mit ein paar Zügen.

„Nun bist du an der Reihe, trink!“

Da erhob sich Iwanko, klopfte mit dem kleinen Finger ans Faß, und die Reifen platzten ab. Das Bier floß sofort nach allen Seiten. Nun griffen die Räuber nach ihren Waffen, umringten Iwanko und riefen:

„Hände hoch!“

„Paßt auf, ihr Leute, ich glaube, daß ihr mir erlauben werdet, vor dem Tode ein wenig mit meinem Säbel zu spielen.“ Kaum hatte er den Säbel aus der Scheide gezogen, hieb er mit einem Schlag elf Köpfe ab. Der Anführer war aber ein listiger Schelm, er fiel blitzschnell ins Blut der anderen, so daß Iwanko ihm bloß ein Ohr abschlug. Das Bürschlein packte nun die erschlagenen Räuber und schaffte sie in einen leeren Raum. Dann durchstreifte er alle anderen Zimmer. In einem der Zimmer war soviel Gold angehäuft, daß nur ein schmaler Weg durch all diese Goldberge führte. In einem anderen Gemach fand Iwanko viele Trachten. Ein weiterer Raum barg vielfältige Nahrungsmittel: Mehl, Speck, Brot, kurz, alles Nötige. Es fehlte vielleicht nur Vogelmilch. Als Iwanko die ganze Behausung in Augenschein genommen hatte, fragte er das Mädchen:

„Wie bist du hierhergeraten? Wer bist du? Wessen Tochter bist du?“

„Ich bin die Tochter eines Zaren. Die Schule, die ich besuchte, befand sich am Ende der Stadt. Diese Räuber überfielen mich und schleppten mich hierher. Das sechste Jahr bin ich bereits hier.“

„Wenn du schreiben kannst und dich in der Welt auskennst, dann geh nach Hause.“

Das Mädchen bedankte sich und schickte sich an, fortzugehen. Nun sagte Iwanko zu seiner Schwester:

„Hier sind die Schlüssel für sämtliche Räume. Nimm, was du brauchst.“

Den Schlüssel zu dem Zimmer, in dem die Leichen der Räuber lagen, gab er ihr jedoch nicht. Als er all das angeordnet hatte, machte er sich auf den Weg, den umliegenden Wald zu besichtigen. Keine Minute konnte er ruhig sitzenbleiben. Die ungeheure Kraft, die er in sich verspürte, trieb ihn immer wieder an, etwas zu unternehmen. Er fürchtete nichts, ihm schien es, daß er alle zwölf Räuber besiegt hatte. Als er jedoch die Behausung der Räuber verlassen hatte, erhob sich der Anführer und rief Marijka:

„Marijka! Hörst du?“

„Was wollt Ihr?“

„Sei so lieb, geh an den Brunnen, bring Wasser und laß es durch jenes Schlüsselloch dort rinnen.“

Marijka gehorchte. Sie brachte Wasser aus dem Brunnen und ließ es durchs Schlüsselloch rinnen. Augenblicklich öffnete sich die Tür. Der Räuber

wusch sein Ohr mit dem lebenspendenden Wasser, und das abgeschlagene Ohr wuchs wieder an. Daraufhin fragte er Marijka:

„Möchtest du mich zum Manne haben?“

„Ja“, erwiderte Marijka.

„Wir dürfen uns aber erst heiraten, wenn du deinen Bruder getötet hast. Wenn er nach Hause kommt, so stelle dich krank und sage, du möchtest Wolfsfleisch essen. Er wird zu den Wölfen gehen, und diese werden ihn in Stücke reißen.“

Vor der Höhle stand ein Wunderbirnbaum, der sowohl im Sommer als auch im Winter erblühte, wenn sich jemand der Höhle näherte. Der Anführer schaute hinaus und sah den Birnbaum in voller Blüte stehen. Rasch lief er in jenen Raum, wo die erschlagenen Räuber lagen. Indessen trat Iwanko ein, sah seine Schwester im Bett liegen und hörte sie ächzen und stöhnen.

„Was ist dir?“ fragte er.

„Ich habe unerträgliche Schmerzen. Wenn ich ein Stückchen junges Wolfsfleisch essen könnte, würde es mir vielleicht besser werden.“

Iwanko kehrte sofort in den Wald zurück. Bald erblickte er eine alte Wölfin mit fünf jungen Welpen. Sogleich lud er sein Gewehr und zielte. Da sprach die Wölfin:

„Liebstes Iwanchen, töte nicht meine Kinder, denn deine Kugel vernichtet ein Drittel der Welt und kehrt dann wieder unter jenen Ahornbaum zurück. Nimm lieber ein lebendes Welplein und bringe es deiner Schwester. Deine Schwester wird es nicht essen, du aber streichle es und laß es laufen.“

Und so geschah es auch.

Da sagte der Räuberhauptmann zu dem Mädchen:

„Marijka, Marijka, sag, du möchtest ein Stückchen junges Bärenfleisch essen.“

Wiederum begab sich Iwanko in den Wald, um ein Bärenjunges zu erlegen. Und es begegnete ihm auch bald eine alte Bärin mit ihren Jungen. Da legte er an und zielte. Die Bärenmutter aber sprach:

„Iwanchen, erschieß nicht mein Kleines, denn deine Kugel vernichtet ein Drittel der Welt und kehrt dann wieder unter jenen Ahornbaum zurück. Nimm lieber ein lebendes Bärchen. Deine Schwester wird es nicht essen, du aber streichle es und laß es laufen.“

Wieder schaute der Räuberhauptmann hinaus und sah den Birnbaum in voller Blüte stehen.

„O weh, Marijka, dein Bruder lebt noch immer!“

Der Anführer der Räuber beredete immer wieder Iwankos Schwester, und diese schickte ihren Bruder immer wieder in den Wald, um ein Jungtier für



sie zu erlegen. Iwanko kehrte jedoch stets lebend und unversehrt zurück und brachte irgendein lebendes Tier mit.

Da ersann der Räuberhauptmann eine neue noch größere List. Käme Iwanko dadurch nicht um, so würde er niemals sterben. Und er sagte Marijka:

„Bitte deinen Bruder, er solle Wasser aus jenem Brunnen holen, der sich zwischen zwei Bergen befindet, die aufeinander prallen. Während er den Eimer mit dem Brunnenwasser heraufzieht, werden ihn die Berge zerdrücken.“

Iwanko machte sich auf den Weg zu jenem Brunnen. Er gelangte jedoch erst um die Mittagszeit dorthin, gerade zu jener Zeit also, wo die Berge nicht aufeinander prallen. Er schöpfte Wasser, soviel er brauchte und kehrte ruhig und ungestört zurück.

Der Räuberhauptmann ersann noch andere Listen, um Iwanko loszuwerden. Und er beredete abermals das Mädchen:

„Sag deinem Bruder, daß sich hinter dem Berg zwölf Mühlen befinden und daß er dir von allen Mehl bringen soll. Diese Mühlen öffnen sich einmal in zwanzig Jahren, dann mahlen sie Menschenknochen. Morgen ist gerade der Tag, an dem sie sich wieder öffnen werden. Sobald er eintreten wird, werden sie sich hinter ihm schließen.“

Nun ging Iwanko zu jenen Mühlen. Der Weg dorthin war jedoch sehr weit, und um sich die Zeit zu vertreiben, schnitt er sich eine Flöte und spielte darauf. Noch ehe er aber die Mühlen erreicht hatte, versammelten sich hinter ihm sämtliche Tiere des Waldes. Von all diesen Tieren gefolgt, trat er ein. Es folgten ihm aber so viele Tiere, daß sich die Türen hinter ihm nicht schließen konnten. Iwanko füllte also seine Taschen mit Mehl und kehrte abermals unversehrt zurück.

Wiederum erblühte der Birnbaum, und der Räuberhauptmann rief voller Zorn:

„Dieser verdammte Bursche ist auch dort nicht umgekommen. Nun, Marijka, versuchen wir es ein letztes Mal. Sag deinem Bruder, daß du wieder gesund seist und daß du ihn in frischgemolkner Milch baden möchtest. Er wird sein Hemd ablegen, baden und ermüdet einschlafen. Nun nimmst du Roßhaar, fesselst ihm die Hände und läßt einen Pfiff ertönen. Dies ist das Zeichen für mich, daß alles bereit ist.“

Und so geschah es auch. Marijka bat:

„Brüderchen, liebes Brüderchen, zum Dank für all deine Mühe, möchte ich eine gute Tat vollbringen, ich möchte dich in kuhwarmer Milch baden.“

Sie badete ihn so gründlich, daß er sogleich nach dem Bade einschlief. Da fesselte sie seine Hände mit Roßhaar und ließ einen Pfiff ertönen. Der Räuberhauptmann kam, übernahm Iwankos Kraft, indem er dessen Wunderhemd anzog, rüttelte den Jüngling wach und erklärte ihm, daß er sterben müsse, nur die Todesart sei noch zu überlegen. Nun tat Iwanko der Schwester leid; und sie bat den Räuber, den Bruder nicht zu töten, er hätte ihn, den Räuberhauptmann ja auch nicht getötet. Da stach ihm dieser die Augen aus. Dann legte er Iwanko über die Schulter, trug ihn in den Wald und warf ihn in den Brunnen. Iwanko nahm jedoch keinen Schaden daran, er konnte lediglich nicht aus dem Brunnen heraus.

Zu dieser Zeit kamen nun Leute in den Wald, um Holz zu fällen. Als es ihnen sehr heiß geworden war, schickten sie einen Jungen, ihren Gehilfen, Wasser holen. Der Junge zögerte keinen Augenblick, nahm einen Eimer und ging zum Brunnen. Da vernahm er plötzlich ein Plätschern aus der Tiefe des Brunnens.

Er erschrak und kam ohne Wasser zurück. Die Holzfäller murrten ihn an:

„Wo hast du den Eimer gelassen?“

„Ich habe ihn am Brunnen zurückgelassen, denn der Teufel haust dort.“

Die Leute nahmen Spaten und gingen selbst zum Brunnen. Unterwegs ermunterten sie sich:

„Wir fürchten uns nicht vor dem Teufel! Mit geeinten Kräften erschlagen wir ihn!“

Iwanko hörte, was die Holzfäller miteinander berieten und rief:

„Erschlagt mich nicht! Ich bin eine lautere, schuldlose Seele! In den Brunnen geriet ich durch Verrat.“

Als die Leute die Stimme eines Menschen vernahmen, wagten sie sich näher heran. Sie zogen Iwanko aus dem Brunnen und brachten ihn in ihre Hütte. Der eine gab ihm eine Hose, der andere ein Hemd, kurz, man gab dem Blinden Kleider.

Drei Jahre verbrachte Iwanko bei den Holzfällern. Die einen verließen den Wald, andere kamen, aber sie alle gaben dem blinden Jüngling zu essen. Eines Tages aber überlegte er: ‚Niemand kommt aus Sorglosigkeit in den Wald. Alle, die herkommen, arbeiten im Schweiß ihres Angesichts. Es ist wohl besser, wenn ich fort von hier gehe. Es hat keinen Sinn, so weiterzuleben.‘

Er sah jedoch nicht, wohin er sich wenden sollte. So gelangte er an einen Sumpf, geriet in den Morast, kam nicht wieder heraus und stürzte kopfüber hinein. Im selben Augenblick erhielt er die Augen und das Augenlicht zurück. Er war in die Quelle des lebenspendenden Wassers gefallen. Iwanko kehrte in die Hütte der Holzfäller zurück, nahm eine Säge, einen Spaten, eine Axt und ging in den Wald. Drei Jahre arbeitete er im Wald und gab den Verdienst jenen Leuten, die ihn, den einst Blinden, ernährt hatten. Nur ein paar Groschen behielt er für das Allernotwendigste zurück. Danach arbeitete er drei weitere Jahre für sich selbst. Schließlich hatte er neun Jahre mit den Holzfällern gelebt: drei als hilfloser Blinder und sechs als sehender, selbständiger Mensch. Im neunten Jahr seines Zusammenseins mit den Holzfällern schickte er sich an, fortzugehen.

Er ging seines Wegs und gelangte schließlich an eine Wegkreuzung. Dort saß ein in Lumpen gehüllter uralter Mann. ‚Der dürfte gewiß hundertundfünfzig Jahre alt sein‘, dachte Iwanko und wendete sich an ihn mit den Worten:

„Tauschen wir unsere Kleider!“

Da erwiderte der alte Mann:

„Spotte nicht meiner. Dir scheint es so, als sei ich nie im Leben jung gewesen.“

„Nein, ich scherze nicht“, erwiderte Iwanko. „Ich bat Euch ernsthaft, mit mir die Kleider zu tauschen.“

Und so geschah es auch. Als der Alte Iwankos Kleider angezogen hatte, holte er unter dem Baumstumpf ein Fläschchen Wasser hervor, besprengte sich ein wenig damit und stand plötzlich völlig verwandelt vor Iwanko. Er sah wie ein achtzehnjähriger Jüngling aus.

Da sprach Iwanko:

„Könntet Ihr mir nicht ein Wässerchen geben, damit ich mich in einen uralten Mann verwandeln kann?“

Der Alte holte abermals ein Fläschchen Wasser unter dem Baumstumpf hervor, besprengte Iwanko damit, und dieser sah plötzlich fünfzig Jahre älter aus.

„Ach, Alterchen“, bat nun Iwanko, „Ihr seid schon verjüngt, schenkt mir bitte das Fläschchen mit dem verjüngenden Wässerchen!“

Der Alte schenkte Iwanko beide Fläschchen. Jetzt aber dachte Iwanko daran, seine Schwester aufzusuchen. Als er zu jener Stelle kam, sah er sogleich, daß das Haus nicht mehr im Erdinnern, in einer Höhle stand, sondern auf der Erdoberfläche. Der Hof war so fest umzäunt, daß es unmöglich schien, hineinzugelangen. Iwanko stand vor dem Hoftor und rief mit alter, schwacher Stimme, man möge doch öffnen.

Seine Schwester Marijka erschien, ließ den alten Bettler ein und setzte ihm etwas zu essen vor. Nachdem er gegessen hatte, erbot er sich, als Gegenleistung ein wenig zu arbeiten. Er brachte Wasser und Holz ins Haus, ging in den Stall und räumte den Mist vom Vieh weg. Schließlich blieb er für die ganze Nacht im Haus. Um Mitternacht kam der Räuber mit einem Ochsen auf der Schulter von der Weide. Als er ins Zimmer trat, sah er den Alten auf der Bank liegen.

„Was ist das für ein Mann?“ fragte er.

„Das ist ein alter Bettler. Sprich leise, er schläft.“

Sie aßen zur Nacht, dann tranken sie und spielten Karten bis nach Mitternacht, völlig betrunken gingen sie schließlich zu Bett. Iwanko aber schlief nicht. Er war mit einem alten, zerlöcherten Bauernrock zugedeckt und beobachtete sie durch jene Löcher. Nun sah er, daß sie fest eingeschlafen waren. Da erhob er sich lautlos, ging auf Zehenspitzen ans Lager des Räubers, nahm sein Hemd, den Säbel und das Gewehr. Als er das Hemd angezogen und sich mit dem verjüngenden Wasser besprengt hatte, sah er wie ein junger Prinz aus. Er ging ein paarmal im Zimmer auf und ab, dann weckte er den Räuber und seine Schwester. Als beide erwachten, erkannten sie ihn sogleich und erschraaken bis ins Mark.

Da sprach Iwanko:

„Ich werde euch nicht erschlagen. Genug, daß ihr meiner gespottet habt.“

In einer Zimmerecke bemerkte er seine Flöte und erinnerte sich an seine Tiere. Wie er nun also auf der Flöte zu spielen begann, versammelten sich wieder alle Waldtiere um ihn. Der Bär aber sagte:

„Unser aller Herr und Gebieter, erlaube uns, mit dem Räuber zu kämpfen.“

Und die Tiere des Waldes zerrissen den Räuber. Die Schwester aber jammerte und klagte über dessen Tod und darüber, daß sie nun allein und verlassen sei. Iwanko ging jedoch seiner Wege.

Einige Zeit später hörte er, daß in einem anderen Land eine große Dürre herrsche, denn ein Drache habe alle Brunnen und Quellen zugeschüttet. Da machte sich Iwanko mit seinen Tieren auf den Weg in jenes Land.

Als Iwanko und seine Begleiter über die Berge kommend in jenes Land hinunterstiegen, erschrakten die Leute, flohen und sperrten sich in ihre Häuser ein. Iwanko spürte, daß die Hitze so furchtbar war, daß man ruhig ein Ei im Straßenstaub braten könnte. Er ging zu einem Schankwirt und sprach:

„Wirt, gib mir zwei Fäßchen Bier zu je hundertfünfzig Liter.“

Der Schankwirt war nicht imstande, das Gewünschte heraufzuholen. So schloß er den Bierkeller auf und sagte zu Iwanko:

„Bewirte dich selbst.“

Iwanko trank die dreihundert Liter Bier und plauderte ein wenig mit dem Wirt.

„Was für Neuigkeiten gibt es hier bei euch?“

„Schlimme, sehr schlimme Neuigkeiten. Es herrscht bei uns eine nie dagewesene Dürre. Ein Drache verstopfte sämtliche Quellen, Brunnen und Höhlen. Man gab ihm bereits meine drei Töchter für ein bißchen Wasser. Morgen wird ihm des Zaren Tochter ausgeliefert. Vor etwa zehn Jahren kehrte sie aus einer Höhle zurück, in der sie Räuber gefangen hielten.“

Iwanko erriet sogleich, daß dies jene Zarentochter sei, die er einst befreit hatte. Nun verlangte er vom Schankwirt:

„Bring mich zu jenem Drachen!“

Der Wirt fürchtete sich ungemein vor dem Drachen und aus Furcht wollte er Iwankos Verlangen nicht erfüllen. Schließlich mußte er sich fügen und kehrte sogleich zurück. Der Jüngling setzte sich auf den Brunnenrand und wartete, bis die Zarentochter kommen und sich dem Drachen ausliefern würde.

In dieser Stadt lebte nun auch ein Zigeuner, der jene Mädchen, die geopfert werden sollten, zum Drachen führte. Plötzlich sah Iwanko die Zarentochter in einer Karosse ankommen. Als sie ihn bereits von fernher erkannt hatte, brach sie in Schluchzen aus. Nun hielt der Zigeuner die Pferde an,

um die Prinzessin in den Brunnen zu werfen. Da sprang Iwanko auf den Wagen, so daß dieser bis zu den Achsen in den Erdboden versank, und sagte zu dem Mädchen:

„Hab keine Angst, ich liefere dich niemandem aus!“

Nun forderte er den Drachen zum Kampf heraus und rief:

„He, junger Herr, da ist ein Mädchen für dich!“

Als der Drache seine zwölf Köpfe aus der Tiefe des Brunnens hervorstreckte, schlug sie Iwanko mit einem einzigen Säbelhieb ab. Sofort kehrte der Zigeuner mit der Prinzessin in die Stadt zurück. Iwanko aber blieb noch eine Weile auf dem Brunnenrand sitzen. Als der Zigeuner über die Brücke fuhr, war bereits wieder Wasser im Fluß. Plötzlich hielt er die Pferde an und zwang das Mädchen, zu schwören, daß er den Drachen erschlagen habe. Das Mädchen gehorchte ihm und versprach, die Seine zu werden.

Iwanko kehrte indessen zu seiner Schwester zurück, denn als er fortgegangen war, hatte er zwei Fäßchen in ein Zimmer gestellt: eines für sich und eines für den Räuberhauptmann. Nun schaute er in jene Fäßchen und sah, daß in dem seinen nur sehr wenige Tränen waren, das des Räubers jedoch war übervoll von bitteren Tränen. Da kehrte er in jenes Land zurück, in dem die Dürre geherrscht hatte.

Als er abermals die Schenke erreichte, fragte er den Schankwirt:

„Nun, gibt's was Neues?“

„Es gibt bessere Neuigkeiten als damals“, entgegnete der Wirt. „Der Zigeuner hat den Drachen erschlagen, und Wasser haben wir nun, soviel wir brauchen. Und noch eine Neuigkeit gibt es: Morgen wird die Hochzeit der Prinzessin mit dem Zigeuner gefeiert.“

Diesmal war Iwanko mit all seinen Tieren gekommen. Als der Hase nun hörte, daß der Zigeuner die Zarentochter heiraten würde, sprach er:

„Mein Herr und Gebieter, erlaubt, daß ich mir das junge Paar ansehe.“

Iwanko entsprach dem Wunsche des Hasen, und dieser lief zum Zarenschloß. Die Prinzessin aber hatte den Torhütern befohlen, jedes Tier, das kommen würde, sogleich vorzulassen. Als der Hase ins Gemach der Prinzessin huschte, hob sie ihn auf ihren Schoß, und ihr wurde ein wenig froher zumute, und sie bewirtete ihn aufs beste. Schließlich bat sich der Hase zwei Tänze aus.

Zur gleichen Zeit saß der Zigeuner in seinem Gemach auf einem Kissenberg, der bis zur Decke reichte. Als aber der Hase zu tanzen begann, glitten zwei der Kissen, auf denen er saß, zu Boden.

Der Hase kehrte zu Iwanko zurück, und nun bat der Fuchs um Erlaubnis, sich die Hochzeit ansehen zu dürfen. Auch er bat sich zwei Tänze aus.

Während dieser Tänze glitten ebenfalls zwei Kissen, auf denen der Zigeuner saß, zu Boden.

Nun bat der Wolf, der Hochzeit beiwohnen zu dürfen. Iwanko verspürte jedoch keine große Lust, den Wolf auf die Hochzeit zu schicken. Er befürchtete nämlich, der Wolf könnte etwas Schlimmes anrichten. Und doch gewährte er schließlich auch ihm die Bitte. Als der Wolf vor dem Zarenschloß erschien, nahmen die Torhüter Reißaus. Er betrat aber ruhig das Gemach der Prinzessin, und diese bewirtete auch ihn königlich. Als bald bat auch der Wolf um zwei Tänze. Nachdem diese beendet waren, sprang er ins Gemach des Zigeuners und biß diesem beide Beine ab. Obwohl der Zigeuner nun keine Beine mehr hatte, verlangte er dennoch, daß man zur Trauung schreite.

Der Wolf kehrte zurück und berichtete Iwanko, was sich im Zarenschloß zugetragen hatte.

Da sprach Iwanko:

„Nun gehen wir alle dorthin.“

Als die Zarentochter Iwanko erblickte, umarmte sie ihn und erzählte dem Zaren, ihrem alten Vater, die wahre Geschichte. Die Tiere indes zerrissen den Zigeuner, und auf die Kissen setzte sich Iwanko, der rechtmäßige Bräutigam.

Iwanko veranlaßte, daß man auch seine Schwester zur Hochzeit hole. Sie kam, schloß aber nach der Hochzeitsfeier das Waldgetier in den Ställen des Zaren ein. Dann legte sie aufs Lager des Bruders eine eiserne Heugabel. Die Gabel durchstach Iwankos Herz, so daß er augenblicklich tot war. Jedermann wunderte sich darüber und niemand konnte begreifen, wie dies passieren konnte. Die Tiere des Waldes lagen indessen drei Tage in den Ställen eingesperrt, und keiner kümmerte sich um sie. Da sprach der Bär:

„Zertrümmern wir die Ställe! Unserem Gebieter ist gewiß irgendein furchtbares Unglück zugestoßen, nur deshalb kümmert sich kein Mensch um uns.“

So geschah es auch, und ihren Augen bot sich ein trauriges Bild: Die junge Zarentochter wiegte ihren toten Mann in einem goldenen Sarg und vergoß dabei bittere Tränen. Da lud der Bär dem Fuchs zwei Körbe auf, in denen sich zwei Gläser mit heilendem und lebenspendendem Wasser befanden.

Diese brachte der Fuchs der Zarentochter. Man wusch Iwanko damit, er erhob sich jedoch nicht. Da drückte alle tiefe Trauer nieder. Als man ihn jedoch völlig entkleidete, fand man die Heugabel, die noch immer in der linken Seite steckte. Der Bär zog sie heraus, und man tropfte in die Wunde ein wenig lebenspendendes Wasser. Da erhob sich Iwanko.

„Ach, wie fest ich geschlafen habe!“

„Geb's Gott, daß Eure Schwester so einschlafen möge!“ erwiderte der Bär. Iwanko erriet nun, was geschehen war und sagte zu den Tieren:

„Macht mit ihr, was ihr wollt!“

Die Tiere zerrissen die undankbare Schwester in vier Teile.

Iwanko und seine Frau, die junge Zarin, führten ein glückliches, frohes Leben. Auch den Tieren erging es unter ihrer Herrschaft gut.

DER ARME IWAN UND DIE WEISE DULJANA

Iwan war noch nicht verheiratet. Er wohnte mit seiner Mutter zusammen, der Vater aber war längst gestorben. Deshalb mußte er selbst für das tägliche Brot sorgen. Schon als Kind ging er auf die Jagd, wobei er mit Pfeil und Bogen umzugehen lernte und ein guter Schütze wurde. Eines schönen Tages kehrte er mit leeren Händen aus dem Wald zurück. Da erblickte er eine alte Frau, die eine Kanne voll Milch trug. Er dachte: ‚Ich hab heute kein einziges Stück Wild erlegt, wenn ich aber von hier aus mit einem Schuß die Kanne dieser Frau treffe, so bin ich doch ein ziemlich guter Schütze.‘ Iwan zielte und schoß. In den Händen der Frau blieb lediglich der Henkel zurück. Die Alte schimpfte:

„Du wirst erst dann heiraten, wenn die Weise Duljana deine Frau werden will.“

Iwan erwiderte kein Wort. Endlich kam auch für ihn die Zeit zu heiraten. Der Jüngling warb um die Hand vieler Mädchen aus den sieben Dörfern jener Gegend, doch keine von ihnen wollte seine Frau werden.

Da erstand der arme Iwan ein Pferdchen.

„Mutter, ich muß die Weise Duljana suchen gehen. Möglich, daß sie tatsächlich irgendwo auf Erden lebt.“

Nun ritt der arme Iwan, er ritt und ritt so lange, bis sein Pferdchen tot umfiel. Da setzte er seine Reise zu Fuß fort. Er wanderte und wanderte, bis er in eine Gegend kam, die kein Vogel je erreicht, die die Sonne nie erwärmt hatte. Und er ging und ging immer weiter und weiter.

Eines Tages erblickte er nun im Wald eine Hütte. So klein war sie, so alt und im Boden versunken, daß man sie kaum bemerken konnte. Iwan trat jedoch ein. Da saß ein uraltes Männchen. So alt war es, so gebeugt, daß es den Lehmfußboden mit seinem langen weißen Bart bequem hätte kehren können.

Iwan verneigte sich tief vor dem uralten Männchen:

„Guten Tag, altes Väterchen!“

Der Alte sah auf, betrachtete den Jüngling und sprach:

„Grüß Gott, mein Sohn. Ich lebe schon zweihundertundfünfzig Jahre auf

Erden, aber solch eine gute Seele hab ich schon lange nicht gesehen. Wohin des Wegs, Söhnchen?“

Iwan erzählte:

„Ich suche die für mich bestimmte Frau, die Weise Duljana. Jedoch ich weiß nicht, wo ich sie finden kann. Würdet Ihr mir nicht raten, was zu tun sei?“

„Ach du liebes Söhnchen, noch nie hörte ich diesen Namen. Doch will ich dir helfen. Nimm diesen Knäuel, der führt dich aus dem Wald hinaus.“

Als Iwan endlich aus dem Dickicht des Waldes trat, lachte ihm die Sonne hell entgegen. Und er sah unweit des Waldes ein hohes, zwölfstöckiges Haus stehen. In diesem Gebäude wohnte die Weise Duljana. Vom zwölften Stock aus hatte sie den Jüngling schon von weitem bemerkt. Sogleich lief sie hinunter und empfing Iwan mit großer Freude. Sie konnte sich kaum fassen. Vor allem aber bat sie ihn, einzutreten, dann sagte sie:

„Liebes Iwanchen, ich bin in den Händen des Bösewichts Wind. Nun muß ich dich für eine kurze Zeit in einen alten Mann verwandeln, und dann begibst du dich in den Stall zum Vieh. Wenn der Hausherr am Abend zurückkehrt, sag ich ihm, daß du hier einen Dienst angenommen hättest.“

Am Abend kehrte der Bösewicht Wind nach Hause zurück, band sein Roß fest und fragte sogleich:

„Wer ist denn jener Alte im Stall?“

Die Weise Duljana erwiderte:

„Ach der! Das ist ein armer alter Mann, der bat mich um etwas Essen und betreut dafür den ganzen Tag das Vieh. Für mich ist es eine Erleichterung, denn ich kann mich ein wenig ausruhen. Mag er doch auch fernerhin bei uns dienen.“

„Na, laß ihn mal herkommen, ich möchte mit ihm ein wenig plaudern.“

Der arme Iwan kam ins Schloß, und der Bösewicht maß ihn mit seinen stahlgrauen Augen von Kopf bis Fuß, dann befahl er:

„Heidi, heida, Menschlein, werde, was du warst!“

Im Nu verwandelte sich Iwan in seine eigentliche Gestalt.

Der nächste Befehl des Bösewichts lautete: „Man bewirte den Knecht nach echter Teufelsart, man setze ihm eine Schüssel voll Knödeln aus Eisen vor.“

Da sagte die Weise Duljana, er habe bereits Abendbrot gegessen.

„Dann gehe er sofort zu Bett“, befahl abermals der Bösewicht, „denn bald muß er wieder auf den Beinen sein. Um Mitternacht muß er sich aufs neue an die Arbeit begeben.“

Iwan kehrte in den Stall zurück. Furcht und Angst vor dem Kommenden

hielten ihn wach. Genau um Mitternacht ließ ihn der Bösewicht rufen und führte ihn in den Wald.

„Nimm eine hölzerne Axt und rasch an die Arbeit. All die hohen Fichten vor dir und all jene hinter dir müssen bis morgen abend gefällt und aufgestapelt werden. Den gerodeten Boden hast du zu bestellen und Weizen auszusäen. Der Weizen muß im Verlaufe dieses Tages gedeihen, dann muß er gemäht und gedroschen werden. Zum Abendbrot aber hat das frischgebackene, knusprige Brot auf dem Tisch zu liegen. Erfüllst du diesen Auftrag nicht, so mußt du einen qualvollen Tod erleiden.“

Iwan dachte:



„Was für eine schreckliche Aufgabe sich dieser Teufel ausgedacht hat! Die Bewohner eines ganzen Dorfes wären nicht imstande, eine solche Arbeit zu bewältigen, geschweige denn ich, ein einzelner Mensch. Und dazu noch an einem Tag...“

Er nahm die Holzaxt, holte aus und schon beim ersten Hieb zersplitterte sie in tausend Späne. Verzagt und bekümmert setzte er sich hin.

Um die Mittagszeit brachte ihm die Weise Duljana das Mittagessen.

„Laß den Kopf nicht hängen“, riet sie ihm, „vor allem iß etwas.“

Nachdem er ihren Rat befolgt hatte, fragte sie:

„Was für eine Arbeit hat er dir aufgetragen, dieser Eklige?“

Da zählte Iwan all die Arbeiten auf, die ihm der Bösewicht zu tun befohlen hatte:

„Vor allem soll ich sämtliche Bäume vor und hinter mir fällen, den Boden der entstandenen Lichtung habe ich zu bearbeiten, dann soll ich Weizen aussäen, und am Abend soll das aus diesem Weizen gewonnene Mehl als frischgebackenes, knuspriges Brot auf dem Tisch liegen.“

Auf einen leisen Pfiff der Weisen Duljana erschienen die Teufel des Bösen. Sie taten alles, was ihnen befohlen wurde, und am Abend duftete

das frischgebackene Brot auf dem Tisch. Der Bösewicht Wind klopfte zufrieden auf Iwans Schulter:

„Du bist ein guter Knecht. Jetzt aber geh schlafen. Um Mitternacht erhältst du einen neuen Auftrag.“

Diesmal war es Iwan nicht mehr so bange, schlafen konnte er jedoch nicht, denn er dachte ständig an die Arbeit, die ihm der Teufel heute geben würde. Genau um Mitternacht erhob sich der Bösewicht, gab Iwan einen großen Ledersack und führte ihn an einen See.

„Bis morgen abend soll das Wasser des Sees völlig ausgeschöpft sein, so daß auch eine Windmühle das kleinste Stäubchen auf dem trockenen Grunde verwehen könnte. Über die so entstandene Mulde legst du eine Glasbrücke, die sich auf einen Pfahl stützt. Auf der Brücke aber sollen drei schöne Säulen emporragen, und auf diesen Säulen sollen drei Singvögel sitzen, die mich mit unterschiedlichen Stimmen begrüßen, wenn ich zurückkehre.“

Der Bösewicht ließ Iwan zurück und ging seiner Wege. Iwan aber fiel es nicht einmal im Traume ein, den Sack anzurühren. Er wartete auf die Weise Duljana. Als diese das Mittagessen brachte, nahm er keinen Bissen zu sich, denn er wollte ihr vor allem von der Arbeit erzählen, die ihm der Bösewicht aufgetragen hatte. Das Mädchen hörte ihn aufmerksam an und pfiß abermals des Windes Teufel heran. Die Höllenbewohner sprangen in den See, durchbohrten mit Riesenbohrern den Grund und ließen das Seewasser abfließen. Sogleich wurde der Grund völlig trocken. Noch bevor Iwan zu Mittag gegessen hatte, sangen bereits die Vögel mit unterschiedlichen Stimmen auf den Säulen der fertigen Brücke.

Da lobte ihn der Bösewicht Wind abermals:

„Du bist ein guter Knecht! Ist's dir recht, so kannst du bei mir dienen, solange es dir gefällt.“

Iwan blieb, und der Alltag zog ein. Einmal aber flüsterte die Weise Duljana dem Jüngling ins Ohr:

„Iwanchen, saddle die Pferde und fort von hier, zurück in deine Heimat!“

Sie waren noch nicht weit geritten, da wieherte des Bösewichts Roß schrecklich auf und rief seinen Herrn. Der Wind fragte:

„Ist die Duljana weg und mit ihr der Knecht? Hab ich noch Zeit, zehn Kessel Eisenknödel zu essen, zwölf Faß Bier zu trinken und zwanzig Schachteln Zigaretten zu rauchen?“

Das Roß erwiderte:

„Kannst ruhig essen, trinken und rauchen, sie einzuholen wird uns noch gelingen.“

Plötzlich rief Iwan, daß sein Rücken brenne, so, als hätte man ihn angezündet. Da sprach die Weise Duljana:

„Schau dich um! Was für eine Flamme siehst du?“

„Eine blaue“, erwiderte Iwan.

„Das ist der Atem vom Pferd des Windes“, sagte die Weise Duljana. „Laß den Mut nicht sinken. Sogleich verwandle ich unsere Pferde in zwei Büsche und uns in zwei Hasen. Möglich, daß der Wind es nicht merkt und vorüberjagt.“

Doch ihre Mühe war vergeblich. Augenblicklich witterte sie des Bösewichts Pferd, und der Wind griff nach seinem Schwert.

„Heidi, Häschen, werdet, was ihr wart, sonst hau ich euch in Stücke!“

Die Weise Duljana und der Knecht verwandelten sich wieder in ihre alte Gestalt.

Da sagte der Bösewicht zu dem Jüngling:

„Dies eine Mal verzeih ich dir, denn du erfülltest meinen ersten Auftrag.“

Sie kehrten um und lebten wieder im Hause des Windes.

Die Weise Duljana jedoch überredete abermals den Knecht:

„Versuchen wir nochmals unser Glück, vielleicht gelingt's uns.“

Sie schwangen sich also auf die Pferde und fort waren sie. Drei Tage waren sie schon unterwegs. Am vierten Tag aber wieherte aufs neue des Windes Roß. Da fragte der Bösewicht:

„Rößlein, hab ich noch Zeit, Mittag zu essen?“

„Kannst ruhig zu Mittag essen, wir holen sie dennoch ein.“

Der Bösewicht Wind aß und trank, dann schmauchte er noch gemütlich ein Pfeifchen.

Plötzlich schrie Iwan:

„Weise Duljana, wieder brennt mir der Rücken, als hätte er Feuer gefangen!“

„Schau dich um“, entgegnete die Weise Duljana, „was für eine Flamme siehst du?“

„O weh, eine blaue!“ rief Iwan.

„Das ist des Bösewichts Roß“, sprach Duljana, „doch laß den Mut nicht sinken. Sogleich verwandle ich unsere Pferde in einen See und uns in zwei Enten. Möglich, daß der Bösewicht an uns vorüberjagt.“

Jedoch es war wieder alles vergeblich. Augenblicklich witterte sie des Windes Pferd, und der Bösewicht griff nach seinem Schwert.

„Heidi, liebe Entlein, werdet, was ihr wart, ansonsten hau ich euch in Stücke!“



Sie kehrten nach Hause zurück und übernachteten dort. Am nächsten Tag sagte die Weise Duljana zu Iwan ganz leise:

„Nun müssen wir noch rascher zu entweichen versuchen.“

„Nein, wir fliehen nicht mehr“, entgegnete Iwan, „der Bösewicht hat mir zweimal verziehen, denn ich habe zwei seiner Aufträge erfüllt. Den dritten Versuch, zu entweichen, vergibt er mir nicht.“

Da traf die Weise Duljana die Vorbereitungen zur Flucht nur für einen, für Iwan. Sie ordnete alles Nötige an, und er verschwand.

Abermals gelangte er zu dem uralten Großväterchen.

„Wie geht's, mein altes Väterchen?“

„Oh, mein Söhnchen, ich bin schon zweihundertundfünfzig Jahre alt,

doch war ich noch nie so hungrig wie heute. Gib mir doch bitte ein kleines Stückchen Brot.“

Iwan holte ein Brot hervor und gab dem Alten die Hälfte davon. Dann steckte er die Hand in die Tasche und soviel Goldstücke wie er fassen konnte, soviel gab er dem uralten Männchen. Da sprach der Alte:

„Gut, Söhnchen, du vollbringst eine gute Tat. Doch werde vielleicht auch ich dir von Nutzen sein können.“

Und sie verabschiedeten sich.

Iwan wanderte und wanderte. Eines Tages erblickte er plötzlich eine große Hütte im Wald. Er trat ein. Vor ihm saß eine alte Hexe. Auch vor ihr verneigte er sich sehr tief.

„Guten Abend, Mütterchen!“ grüßte Iwan.



„Grüß Gott, Söhnchen“, erwiderte das uralte Weib. „Was führt dich hierher?“

„Ich suche irgendeinen Dienst.“

„Das ist mir gerade recht. Du wirst bei mir zwei Jahre dienen. Täglich hast du die drei weißen Stuten, die im Stall stehen, auf die Weide zu führen. Bist du aber Schlag zwölf nicht mit ihnen zurück, so bleibt dein armer Kopf hier in der Hütte bei mir.“

Sie buk für ihn einen Schlummerfladen und gab ihm alles Nötige mit. Nun führte er die Stuten auf die Weide, setzte sich nieder, aß ein Stückchen vom Fladen und schlief augenblicklich ein. Da liefen die Stuten in den Wald.

Da kam jedoch das uralte Männchen mit dem langen Bart und rief:

„Iwan, wach auf! Deine Stuten verwandelten sich in Rehe und liefen in den Wald. Das ist jedoch kein großes Unglück. Versetz ihnen drei Schläge mit der Peitsche, und sie werden wieder, was sie waren.“

Genau um die Mittagszeit war Iwan wieder bei der Alten. Er trieb die

Stuten in den Stall und ging in die Hütte. Dort saß das alte Weib und schärfte ein langes Messer. Als sie aber die Stuten im Stalle sah, holte sie drei Eisenruten vom Ofen und schlug auf die Stuten so heftig ein, daß sie mit den Hinterbeinen furchtbar ausschlugen und die Decke des Stalls zertrümmerten.

Am nächsten Tag war Iwan schon gewitzter, er rührte den Schlummerfladen nicht einmal an. Er setzte sich auf einen Maulwurfshügel und bemühte sich sehr, nur ja nicht einzuschlafen. Da kam die älteste der Stuten, hauchte ihn mit ihrem warmen Atem an, und er schlief sogleich ein.

Wiederum eilte das uralte Männchen herbei und rief:

„Iwanchen, wach auf! Mensch, du gräbst dir doch selbst das Grab! Das Weib hat die Stuten nach Hause getrieben, sie in große Eier verwandelt, die Eier mit einem Korb zugedeckt, dann setzte sie sich auf den Korb, und nun erwartet sie dich. Paß aber auf, sobald du die Schwelle überschritten hast, verwandle ich mich in einen Fuchs, der auf dem Dachboden herumstöbert. Die Alte hat dort einen Hahn aus purem Gold. Erschrocken wird sie die Leiter hinaufeilen, um mich zu verjagen. Im selben Moment nimmst du den Korb weg, versetzt den Eiern mit der Peitsche einen Hieb und sie werden sich augenblicklich in Stuten verwandeln.“

Iwan dankte dem Alten, und sie verließen beide den Wald. Unterwegs sprach der Alte weiter:

„Der zweite Tag, das ist bereits das zweite Jahr. Deine Dienstzeit bei der Alten ist also zu Ende. Den Lohn, der dir gebührt, wird sie dir auszahlen. Du aber nimm weder das schöne Mädchen, noch Silber und Gold. Bitte dir den Maulesel aus, der schon auf dem Mist liegt. Den Sattel dieses Maulesels benutzen die Hühner als Leiter, du bitte jedoch die Alte, daß sie dir auch den Sattel gibt.“

Als sie die Hütte erreichten, verwandelte sich der Alte in einen Fuchs, der den Goldhahn auf dem Dachboden würgte. Vor Schreck vergaß die Alte die Eier und stieg rasch die Leiter zum Dachboden hinauf. Augenblicklich nahm Iwan den Korb weg, der die Eier zudeckte, versetzte den Eiern mit der Peitsche einen Schlag, so daß sie sich sofort in jene weiße Stuten zurückverwandelten. Da stieg auch schon die alte Hexe die Leiter rasch herunter, packte ihr langes Messer und wollte Iwan den Kopf abschneiden. Iwan jedoch sprach:

„Gemach, Alte. Die Stuten sind im Stall.“

Sogleich warf die Hexe einen Blick unter den Korb: Die Eier waren verschwunden! Diesmal schlug sie die Stuten jedoch nicht. Sie lief rasch in den

Stall und kehrte mit drei schönen Mädchen zurück, damit sich Iwan eine von ihnen zur Frau nehme. Der Jüngling bat jedoch:

„Gebt mir lieber den Maulesel, der schon auf dem Mist verendet.“

Da entgegnete die Alte:

„Hast du denn nichts Besseres verdient als den krepierenden Maulesel? Ich gebe dir lieber Gold und Silber, soviel du nur tragen kannst.“

Iwan wollte jedoch nur den Maulesel. Da sagte die Hexe zu den Mädchen:

„Flechtet einen goldenen Zügel, damit er den Esel führen kann.“

„Auch diesen brauch ich nicht“, erwiderte Iwan, „ich nehme nur noch den Sattel, der den Hühnern als Leiter dient.“



Nun sattelte Iwan den Maulesel und zog seiner Wege. Langsam zogen sie dahin, denn der Esel war vom langen Liegen sehr geschwächt. Und vom vielen Liegen waren auch die Haare an den Flanken ausgefallen. Plötzlich öffnete der Esel jedoch sein Maul und sprach:

„Schau dich um, Iwanchen. Sieht uns die Hexe noch?“

Er sah sich um und sagte:

„Sie sieht uns noch. Sie hat die äußerste Ecke des Hüttendaches erklettert und schaut uns nach.“

Endlich verließen sie den Wald. Da schüttelte sich der Maulesel dreimal und wurde zu einem zwölfbeinigen, feuerigen Zauberroß.

„Nun sitz auf“, sprach es zu Iwan, „jetzt kannst du die für dich bestimmte Braut, die Weise Duljana holen.“

Iwan schwang sich auf das Zauberroß, das sich geschwind in die Lüfte erhob. Nach einer Weile glitt es zwischen roten Meeren zu Boden, badete und stieg doppelt gestärkt aus dem Wasser empor. Nun flog es mit dreifacher Hast und – eins, zwei – waren sie vor dem Palast. Als stünde sie vor dem Palast, nahm Iwan die Weise Duljana vom höchsten, dem zwölften Stock in seine Arme und setzte sie vor sich auf das Zauberroß.

Des Bösewichts Roß aber wieherte plötzlich furchtbar auf. Da fragte der Bösewicht Wind:

„Hab ich noch Zeit genug, liebes Rößlein, zwölf Kessel Eisenknödel zu essen, zwölf Faß Bier zu trinken und zwanzig Schachteln Zigaretten zu rauchen?“

„Nun ist es ganz gleich“, erwiderte des Bösewichts Pferd, „ob du ißt oder nicht, wir holen sie nicht mehr ein.“

Da nahm der Wind augenblicklich die Verfolgung auf.

Plötzlich stöhnte Iwan:

„O weh! Mein ganzer Rücken brennt!“

Da rief Iwans Roß seinem Bruder, dem Pferd des Windes zu:

„Teufelsroß, komm mit uns, denn nun bekommst du nur Eisenknödel zu fressen und eiskaltes Wasser zu trinken. Bei uns aber bekommst du Hafer zu fressen und frische Milch zu trinken.“

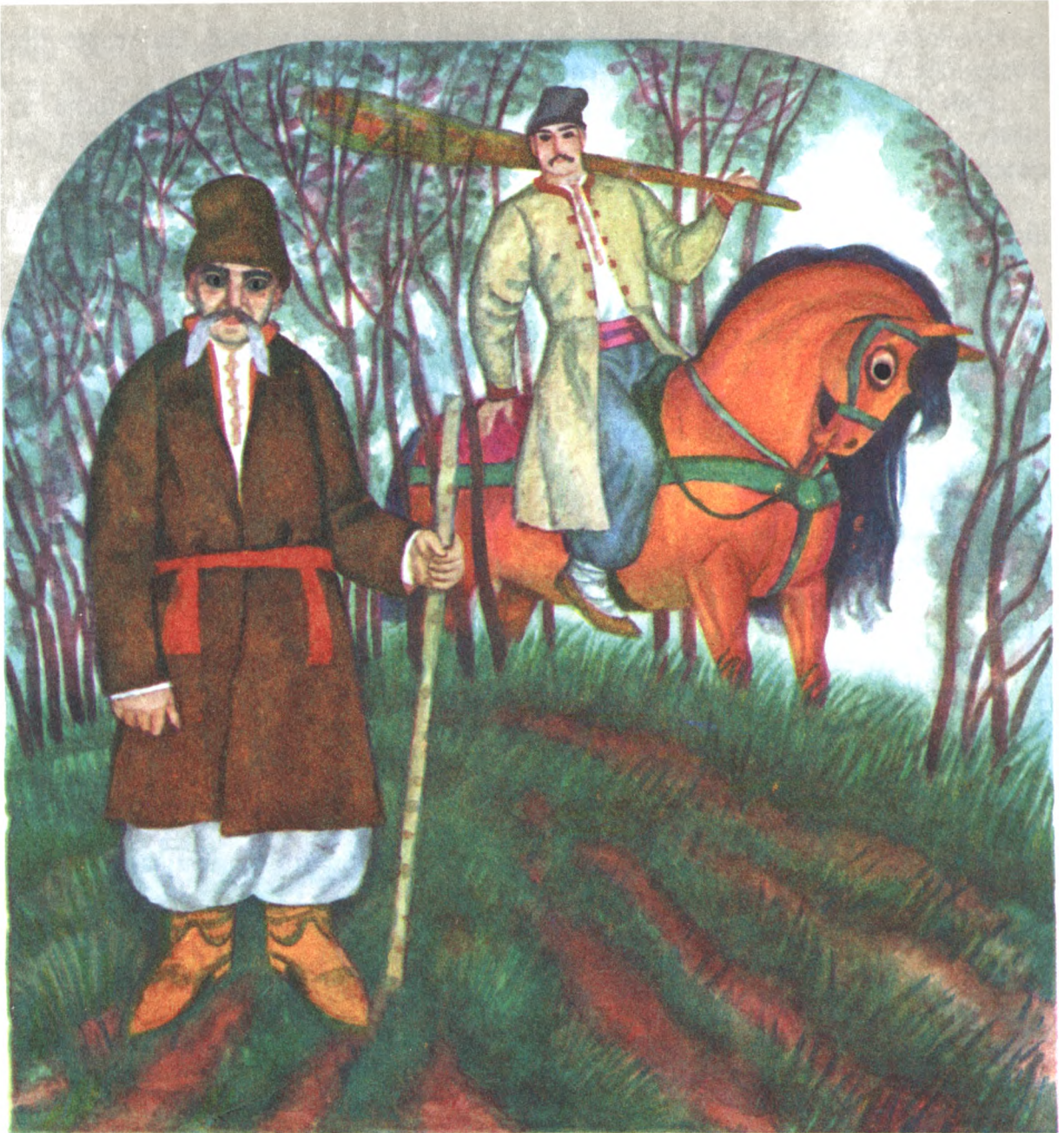
Da erhob sich des Teufels Roß bis zu den Wolken und drehte sich plötzlich um, die Hufe nach oben streckend. Im selben Augenblick stürzte der Bösewicht in die Tiefe und fiel tot zu Boden. Sein Pferd aber kam zum Zauberroß geflogen. Die Weise Duljana bestieg es und weiter ging die Reise.

Jedoch, auf einem Schürhaken reitend, nahm jetzt die Hexe, der Iwan zwei Jahre gedient hatte, die Verfolgung auf. Sie hätte die Flüchtigen fast eingeholt, doch das alte Männchen, dem Iwan einst ein halbes Brot gegeben hatte, legte sich ihr in den Weg. Die Hexe flog über ihn hinweg, doch da rief der Alte:

„Halt! Siehst du denn nicht die Grenze hier?!“

Die Grenze aber durfte man damals, genauso wie heute, ohne Passierschein nicht überschreiten. Und das alte Weib kehrte um.

Nun kehrte der arme Iwan in sein Dorf zurück und brachte seiner Mutter eine reiche Schwiegertochter – die Weise Duljana.



Er ritt und ritt, bis er einem uralten Männlein begegnete. Er ritt an dem Männlein vorbei, ohne es zu grüßen.

IWAN, DER BAUERNSOHN

Vor langen, langen Zeiten lebten ein Zar und eine Zarin. Sie waren kinderlos. Erst nach vielen Jahren, als sie schon alt waren, brachte die Zarin einen Sohn zur Welt. Da herrschte große Freude im ganzen Zarenpalast. Als der Sohn herangewachsen war, beschlossen sie, ihn zu verheiraten. Allein er sprach:

„Solange ihr mir nicht ein Pferd verschafft, das glühende Kohlen frißt und Flammen trinkt und das, wenn es galoppiert, die Erde wie bei einem Sturm zwölf Meilen im Umkreis erbeben und die Blätter der Eichenwälder wie im Herbst zu Boden fallen läßt, solange will ich nichts von einer Heirat wissen.“

Da befahl der Zar alle seine Recken zu sich und fragte sie:

„Weiß jemand von euch oder hat jemand von euch gehört, wo es ein solches Pferd gibt, das glühende Kohlen frißt und Flammen trinkt und das, wenn es galoppiert, die Erde wie bei einem Sturm zwölf Meilen im Umkreis erbeben und die Blätter der Eichenwälder wie im Herbst zu Boden fallen läßt?“

Da erwiderten alle, daß sie nie etwas Ähnliches gesehen noch davon gehört hätten und nicht imstande seien, dem Zaren ein solches Pferd zu verschaffen.

Daraufhin ließ der Zar im ganzen Reich verkünden, daß derjenige, der von einem solchen Pferd wüßte, augenblicklich zu ihm kommen solle.

Diese Kundmachung gelangte auch in einen fern gelegenen Amtsbezirk und wurde öffentlich verlesen. Ein Bauer, der das gehört hatte, kam nach Hause und erzählte seiner Frau, was für ein Pferd der Zar suche.

Dieser Bauer hatte einen Sohn, einen jungen Burschen, der den Bericht des Vaters vernommen hatte und jetzt erklärte:

„Ich weiß, wo ein solches Pferd zu finden ist.“

Da höhnte der Bauer:

„Bleib lieber sitzen, wo du sitzt! Du bist noch nicht ganz trocken hinter den Ohren und mischst dich schon in Dinge, von denen du nichts verstehst. Sieh zu, daß du ein wenig Kraft in deine Arme bekommst, sonst kann dich jeder Wind umpusten!“

Da zog sich der Bursche rasch an und sagte zu seinem Vater:

„Komm, Vater, gehen wir ein bißchen in den Hof hinaus!“

Draußen packte er eine Eiche mit einer Hand und bog sie bis zur Erde herab, dann ließ er sie mit einem Mal los. Der Bauer stand mit weit aufgerissenem Munde da und starrte staunend auf seinen Sohn. Dann sprach er voller Stolz:

„Jetzt, Söhnchen, glaube ich dir.“

Nun gingen sie zu den Beamten des Zaren, und der Bauer sprach:

„Ich habe einen Sohn, der weiß, wo sich jenes Wunderpferd befindet.“

„In den Arrest mit ihm!“ schrien alle gleichzeitig. „So ein Aufschneider und Prahlhans! Wie kann ein Bauer sich erdreisten, von so einem wunderbaren Pferd zu sprechen, wenn nicht einmal vornehme Herren von ihm gehört haben!“

Man setzte also den Bauern und seinen Sohn in ein Verlies und wartete weiter auf Nachricht. Da sich jedoch niemand mehr meldete, sagte einer der Beamten:

„Wie aber, wenn der Bauernbursche doch nicht gelogen hat?“

So entließ also man die beiden und schickte zugleich eine Nachricht an den Zaren. Dieser las die Mitteilung des Beamten und wollte nicht glauben, daß der Sohn eines Bauern imstande sein sollte, so etwas zu leisten. Trotzdem hieß er seine Diener mit einer Kutsche nach dem Burschen schicken.

Als dieser im Palast erschien, winkte ihn der Zar heran und fragte ihn:

„Kannst du wirklich ein solches Pferd beschaffen?“

„Jawohl! Aber dazu brauche ich ein gutes Pferd und eine feste Keule.“

Da schickte der Zar den Burschen auf die Weide zum Pferdehirten, damit er sich selbst ein Pferd herausuche. Iwan sah sich alle gründlich an. Allein, nahm er eines am Schwanz, so blieb ihm der in der Hand, packte er ein anderes an der Mähne, so klebte auch die an seinen Händen. So prüfte er zwölf Pferde, doch er konnte kein geeignetes finden.

Auf dem Heimweg fiel ihm eine ganz verfallene Hütte auf. In dieser Hütte lebte ein uraltes armes Mütterchen. Der Himmel hatte sich bewölkt und ein Gewitter zog herauf. Da bat das Mütterchen:

„Hilf mir, lieber Bursche! Alle anderen gehen hier vorbei, ohne mich armes altes Weib zu beachten.“

Iwan deckte das Dach der Hütte so sicher ab, daß kein Regentropfen hindurchdringen konnte. Das Mütterchen dankte ihm von ganzem Herzen, und er ging weiter.

Im Palast kam ihm der Zar entgegen und wunderte sich, daß der Bauernbursche kein Pferd genommen hatte.

„Geh doch in den Pferdestall, vielleicht findest du dort eines nach deinem Geschmack“, schlug er vor.

Da ging Iwan, der Bauernsohn, in den Stall des Zaren, aber auch hier hatte er kein Glück. Wenn er einem der Pferde seine Hand auf den Rücken legte, so brach es darunter zusammen und streckte sich der Länge nach aus. Mit einem Worte: Kein einziges der Pferde taugte für ihn.

Als die Nacht hereingebrochen war, ging Iwan in die Steppe hinaus und ließ einen gellenden Pfiff ertönen. Einen Augenblick später kam ein prächtiges Roß in gestrecktem Galopp daher.

„Was ist geschehen, Herr? Warum rufst du mich?“ fragte es.

„Es ist Zeit, daß wir uns auf den Weg machen“, erwiderte Iwan.

Er führte sein Roß in den Stall des Zaren. Doch mußte er sämtliche Türen ausbrechen, ehe es endlich gelang, das riesige Roß hineinzubringen, es festzubinden und ihm goldenen Hafer vorzuwerfen. Darauf ging er schlafen.

Am anderen Morgen ließ der Zar Iwan fragen, ob er nicht das Pferd, das er brauche, im Traum gesehen habe.

Da erwiderte Iwan:

„Doch, ich habe es schon, es steht im Stall.“

Der Zar ging in den Stall, um sich Iwans Pferd zu besehen. Als er das Roß erblickte, erschrak er sehr, aber Iwan sagte in aller Seelenruhe:



„Nun laßt eine Keule für mich anfertigen!“ Und er gab ihm dazu die genauen Maße.

Als man ihm die Keule brachte, mußte man sie auf einem Wagen mit zwei Paar vorgespannten Ochsentransportieren, so groß und schwer war sie. Er warf sie in die Höhe, legte sich schlafen und bat, ihn nach anderthalb Tagen zu wecken. Er erwachte jedoch selbst zur rechten Zeit und sah die Keule heruntersausen. Da hielt er den kleinen Finger hin, die Keule schlug auf und zersplitterte. Da sagte er:

„Nun bringt mir eine Keule auf einem Wagen mit vier Paar vorgespannten Ochsentransportieren, denn diese taugte nichts.“

Man fällt eine hundertjährige Eiche, machte eine Keule daraus und brachte sie ihm auf einem Wagen mit vier Paar vorgespannten Ochsentransportieren. Er warf sie in die Höhe, legte sich schlafen und bat, ihn nach drei Tagen zu wecken. Doch er erwachte zur rechten Zeit, als er schon das Heulen der herniedersausenden Keule hörte. Nun hielt er den mittleren Finger hin, die Keule schlug auf und grub sich anderthalb Meter in die Erde hinein.

Da sprach er:

„Na, diese taugt schon etwas.“

Am nächsten Morgen machte er sich auf den Weg. Der Zar sagte zu ihm:
„Gelingt es dir, jenes Kohlen fressende und Flammen trinkende Pferd zu bekommen, werde ich dir jeden Wunsch erfüllen. Außerdem versichere ich dir, daß ich niemals zulassen werde, daß dir ein Unrecht geschieht. Ein Mann, ein Wort!“

Iwan, der Bauernsohn, war schon unterwegs, um dem Zaren jenes Wunderpferd zu beschaffen, allein dieser mißtraute den Fähigkeiten eines so einfachen, gewöhnlichen Mannes, und deshalb beschloß er, ihm einige seiner Recken nachzusenden, in deren Adern kein Bauernblut, sondern edles Blut floß.

Die Recken holten Iwan ein und schlossen sich ihm an. Er aber fragte sie:

„Wer seid ihr denn?“

„Wir sind Abgesandte des Zaren. Er befahl uns, dich auf deinem Weg zu begleiten.“

„Nun, dann wird es das beste sein, wenn wir einen von uns zum Anführer ernennen, damit Ordnung bei uns herrsche. Es soll einer sein, dem alle gern gehorchen.“

Und die Recken mit ihrem Herrenblut begannen sogleich miteinander zu streiten, denn jeder von ihnen wollte gern befehlen.

Da sprach Iwan, der Bauernsohn:

„Ich mache euch einen Vorschlag: Jeder wirft seine Keule in die Richtung, in die wir reiten. Wessen Keule am weitesten fliegt, der wird der Anführer sein.“

Da warf einer der Recken seine Keule. Sie ritten einen Tag, sie ritten zwei Tage, allein sie fanden nichts. Erst am dritten Tag sahen sie die Keule auf dem Weg liegen.

Nun warf der zweite seine Keule. Sie ritten einen Tag, sie ritten zwei, drei Tage – von der Keule keine Spur! Erst nach einer Woche fanden sie sie.

Da warf Iwan, der Bauernsohn, die seine. Sie ritten eine Woche, sie ritten zwei, drei Wochen – nichts!

„Wir sind wahrscheinlich an deiner Keule vorbeigeritten, ohne sie zu bemerken“, sagte einer der Recken.

„Unmöglich!“ rief Iwan. „Wahrscheinlich ist sie bei jemandem zu Gast.“

Da ritten sie noch eine weitere Woche. Plötzlich erhob sich vor ihren Augen ein großes, von einem hohen Kupferzaun umgebenes Haus. Zu ihm führte eine kupferne Brücke. Nun sahen sie auch Iwans Keule. Sie war über den Zaun hinweggesaust und hatte dabei eine Ecke des Hauses mitgerissen. In diesem Haus wohnten furchtbare Drachen, die glücklicherweise gerade nicht daheim waren.

Da sagte Iwan zu einem der Recken, in dessen Adern Herrenblut floß:

„Heute hältst du Wache auf der Brücke. Und du“, wendete er sich an den

zweiten, „hältst dich in der Nähe der Pferde auf, ich aber gehe ins Haus und ruhe mich dort ein wenig aus.“

Der Recke, der auf der Brücke Wache halten sollte, ging auf und ab, hin und her, doch weil er von dem langen Weg müde war, legte er sich ein wenig nieder und schlief sogleich ein. Gerade um diese Zeit erwachte Iwan, der Bauernsohn, und ging selbst nachsehen. Und was mußte er entdecken? Der Wachhabende schlief! Und im selben Augenblick spürte er, wie die Erde unter seinen Füßen bebte. Der sechsköpfige Drache war auf dem Weg hierher und sagte zu seinem Pferd:

„Halt! Schnaube nicht und schnaufe nicht! Uns ist niemand gewachsen. Es gibt nur einen, der uns standhalten könnte – Iwan, der Bauernsohn. Doch nicht einmal eine Krähe wird seine Knochen herbringen. Außerdem ist er noch zu jung, um den Weg hierher zu wagen.“

„Die Krähe bringt seine Knochen tatsächlich nicht hierher, er ist bereits selbst gekommen!“ rief Iwan.

„Wollen wir uns schlagen oder vertragen?“ fragte der Drache.

„Ich kam nicht her, um mich zu vertragen, sondern um dich zu schlagen!“

„Wenn es so ist“, sagte der Drache, „dann schlage als erster zu.“

„Nein“, widersprach Iwan, der Bauernsohn, „schlag du als erster zu, du bist der Älteste im ganzen Reich.“

Da holte der sechsköpfige Drache weit aus, allein Iwan wich unter seinem Schlag nur ein wenig von der Stelle. Doch als er dem Drachen einen Hieb versetzte, fielen gleich alle sechs Köpfe auf einmal.

Nachdem er also den Drachen erschlagen hatte, verbrannte er dessen Knochen und ließ die Asche in alle vier Winde verwehen. Darauf kehrte er zum Haus zurück, wo sie abgestiegen waren. Am Morgen fragte er den Recken, der auf der Brücke hatte Wache halten sollen:

„Nun, wie war's? Ist während deiner Wachzeit irgend etwas vorgefallen?“

„Ich erfüllte meine Pflicht so gewissenhaft“, erwiderte der Recke, „daß kein Vogel unbemerkt über die Brücke hätte fliegen können.“

In der nächsten Nacht schickte Iwan den zweiten Recken auf die Wache, den ersten jedoch zu den Pferden in den Stall.

Aber auch dieser Wächter schlief ein. Um Mitternacht ging Iwan wiederum nachsehen, ob alles in Ordnung sei, und er stellte sich unter die Brücke. Im selben Augenblick verspürte er das Beben der Erde unter seinen Füßen. Also war der neunköpfige Drache unterwegs.

„Halt!“ sprach der Drache zu seinem Pferd. „Stolpere nicht! Uns ist niemand gewachsen, auf der ganzen Welt nicht. Es gibt nur einen, der uns standhalten

könnte – Iwan, der Bauernsohn. Allein nicht einmal eine Krähe wird seine Knochen hierherbringen.“

„Du irrst!“ rief Iwan unter der Brücke hervor. „Denn er ist bereits selbst gekommen.“

„Wollen wir uns schlagen oder vertragen?“ fragte der Drache.

„Ich kam nicht her, um mich zu vertragen, sondern um dich zu schlagen.“

Darauf antwortete der Drache:

„Dann schlage du als erster zu.“

„Nein“, widersprach Iwan, der Bauernsohn, „schlage du nur als erster zu, du bist der Älteste in der ganzen Welt.“

Da schlug der neunköpfige Drache so gewaltig zu, daß Iwan bis an die Knöchel in die Erde versank. Doch als er seinerseits dem Drachen einen Hieb versetzte, da hieb er ihm sieben Köpfe auf einmal ab, als er aber zum zweitenmal ausgeholt hatte, da rollten auch die beiden letzten Köpfe in den Sand. Nun verbrannte Iwan die Knochen des Drachen und ließ die Asche vom Winde verwehen. Dann legte er sich nieder, um noch ein wenig zu schlafen. Am nächsten Morgen fragte er den Wachhabenden:

„Nun, wie war’s? Gibt es etwas von der Nacht zu berichten?“

„Ich erfüllte meine Pflicht so gewissenhaft, daß nicht einmal eine Maus hätte unbemerkt vorbeiflitzen können.“

In der dritten Nacht hängte Iwan einen Handschuh an die Wand und sprach zu seinen Gefährten:

„Nun werde ich auf der Brücke Wache halten, ihr aber laßt den Handschuh nicht aus den Augen. Fließt Schweiß daraus hervor, so könnt ihr ruhig sein. Sollte aber Blut daraus tropfen, so laßt mein Pferd hinaus.“

Er stellte sich unter die Brücke. Um Mitternacht vernahm er plötzlich ein Geheul, das zwölf Meilen im Umkreis zu hören war. Wie bei einem Sturm fielen die Blätter von den Eichen herab. Da wußte er: Jetzt kommt der furchtbarste aller Drachen auf jenem Pferd dahergeritten, das glühende Kohlen frißt und Flammen trinkt. Da jagte der Drache auch schon heran und sprach zu seinem Pferd:

„Halt! Stolpere nicht! Uns ist niemand auf der ganzen großen Welt gewachsen. Nur Iwan, der Bauernsohn, könnte uns widerstehen. Doch er ist noch jung und schwach. Ihm steht noch gut zu Gesicht, auf dem Ofen zu liegen. Hierher gelangt er nie, höchstens wenn die Krähe seine Knochen herbringt.“

Darauf erwiderte Iwan unter der Brücke hervor:

„Die Krähe wird seine Knochen nie herbringen, denn er kam bereits selbst.“

„Nun, was meinst du, wollen wir uns schlagen oder vertragen?“ fragte der Drache.

„Ich kam nicht her, um mich zu vertragen, sondern um mich mit dir zu schlagen.“

„Schlage du als erster zu!“ forderte der Drache ihn auf.

„Nein, schlage du zuerst zu, denn du bist der Stärkste auf der ganzen großen Welt!“ entgegnete Iwan.



Als nun der Drache zuschlug, wurde Iwan kreideweiß. Und nun schlugen sie aufeinander ein, bis dem zwölköpfigen Drachen nur noch drei Köpfe geblieben waren. Aber auch Iwan erging es schlecht: Der Drache hatte ihn bis zum Gürtel in die Erde gerammt. Noch ein wenig, und Iwan wäre verloren.

„Hör mal“, sagte der Drache, „hast du einen Vater gehabt?“

„Selbstverständlich!“

„Hat dein Vater Ochsen gehabt?“

„Nun ja, er hat auch Ochsen gehabt.“

„Hat er mit ihnen das Feld gepflügt?“

„Das hat er.“

„Ließ er die Ochsen hin und wieder verschnaufen?“

„Gewiß.“

„Dann laß auch uns ein wenig ausruhen!“

Bevor Iwan einwilligte, warf er seine Keule gegen den Pferdestall. Die gewaltige Keule zerschlug die Wand, und sein Pferd kam herbeigelaufen.

Bei dem Kampflärm waren die beiden Recken erwacht und sahen, daß Blut aus dem Handschuh tropfte. Allein sie hatten Angst, Iwan zu Hilfe zu eilen. Sie dachten nämlich: ‚Wozu sollen wir unsere Köpfe für ihn in die Schlinge stecken?‘

Inzwischen hatte das Pferd rund um Iwan den Boden aufgewühlt, so daß er sich befreien konnte. Nun rief Iwan dem Drachen zu:

„Jetzt erschlage ich dich!“

Da erwiderte der Drache:

„Na gut, ich möchte dir aber vorher folgendes sagen: Du willst mir das Zauberpferd wegnehmen, das der Königssohn haben möchte. Doch es wird dir nicht gelingen, es zu ihm zu bringen. Ich habe nämlich drei Schwestern, eine Mutter und einen Vater, den Zaren Irod. Sie werden mich an dir rächen!“

Nun hieb Iwan dem Drachen auch die letzten drei Köpfe ab. Dann setzte er sich erschöpft nieder und dachte nach, was zu tun sei.

Inzwischen hatte das alte Mütterchen, dessen Hütte Iwan einst vor dem Unwetter gedeckt hatte, erfahren, daß er in Not geraten war. So schickte sie ihm ihr Hündchen, und das Hündchen sprach zu ihm:

„Wenn ihr nach Hause zurückkehrt, so werdet ihr unterwegs einen ungeheuren Durst verspüren. Auf der rechten Seite eures Weges werdet ihr einen Brunnen entdecken. Das Brunnenwasser ist so rein und klar wie Glas. Untersteht euch jedoch nicht, davon zu trinken. Versetze dem Brunnen mit deiner Keule einen Schlag, und du wirst sogleich sehen, daß er nur verzaubert ist. Nach einer Weile werdet ihr plötzlich heftigen Hunger verspüren. Ihr werdet bald darauf einen Ahorn entdecken, und unter ihm werdet ihr allerlei Speisen und Getränke auf einem Tisch finden. Doch so sehr euch auch gelüstet, zu essen und zu trinken: Rührt nichts an! Versetze lieber dem Tisch einen Schlag mit deiner Keule, und du wirst sogleich sehen, wie sich alles verwandelt. Nun reitet ihr weiter. Da wird euch eine unsägliche Müdigkeit befallen. Unter einem schattigen Baum werdet ihr eine bequeme Lagerstätte finden. Jedoch legt euch nicht nieder! Versetze dem Lager statt dessen lieber einen Schlag mit deiner Keule, und du wirst sehen, daß mein Rat gut war!“

Iwan hatte sich alles, was das Hündchen des alten Mütterchens ihm gesagt hatte, gut gemerkt, nun nahm er das Wunderpferd, rief seine Kameraden und machte sich auf den Heimweg.

Wie sie nun dahinritten, verspürten sie auf einmal einen ungeheuren Durst. Bald darauf entdeckten sie auf der rechten Seite des Weges einen Brunnen, und die beiden Recken des Zaren wollten hinlaufen und sich satt trinken.

„Wartet, lauft nicht!“ rief Iwan. „Ich will zuerst nachsehen, ob es auch wirklich Wasser ist.“

Wie er also dem Brunnen mit der Keule einen Hieb versetzte, da ergoß sich Blut daraus. Die Schwester des Drachen hatte sich in den Brunnen verwandelt, und nun lag sie tot da. Auf diese Weise erschlug er auch die beiden anderen Schwestern des Drachen, die sich in den Tisch mit den Speisen und Getränken und in das Lager verwandelt hatten.

Während Iwan und die Recken weiterritten, zog eine dunkle Wolke am

Himmel herauf. Sie sahen sie sich genauer an und erkannten sofort: Das war die Drachenuutter, die sie verfolgte. Sie hielt den Rachen weit geöffnet. Mit einer Lippe berührte sie den Himmel und mit der anderen die Erde.

Da sprach Iwan, der Bauernsohn:

„He, Brüder, laßt uns gemeinsam kämpfen! Ohne eure Hilfe schaffe ich es nicht!“

Allein diese zwei Recken mit dem Herrenblut erschranken so heftig, daß sie sich lieber aus dem Staube machten. Da sah Iwan, daß er hier allein nichts ausrichten konnte. Und er dachte bei sich: „Nun ist mein letztes Stündchen gekommen!“ Allein er erinnerte sich, daß unweit von hier, hinter den Bergen, hinter den Wäldern, eine Riesenschmiede sei. Er spornte sein Roß und ritt geradewegs zu jener Schmiede. Seine beiden Weggefährten folgten ihm, denn sie wußten sich keinen anderen Rat.

An der Schmiede angelangt, klopfen sie an die Tür:

„Macht auf!“

Die Schmiede öffneten zwölf eiserne Türen. Die Verfolgten stürzten hinein, und die Türen verschlossen sich hinter ihnen von selbst. Da setzte sich die Drachenuutter vor die Schmiede und begann die Türen mit ihrer Feuerzunge zu lecken.

Als Iwan sah, daß ihre Lage ernst war, sprach er zu den Schmieden:

„Macht mir einen Pflug, so schnell es geht! Aber einen so großen, daß er die Decke berührt. Außerdem brauche ich eine Zange von derselben Größe.“

Die Schmiede machten sich sogleich an die Arbeit. Inzwischen hatte die Drachenuutter sich schon durch neun Türen geleckert. Nur noch drei Türen trennten sie von Iwan und den Recken. Zum Glück hatten auch die Schmiede ihre Arbeit beendet: Der Pflug und die Zange standen bereit.

Als die Drachenuutter die letzte Tür durchleckert hatte und den Kopf hereinsteckte, packte Iwan ihre Lippe mit der glühenden Zange, dann legte er ihr den Pflug wie ein Joch auf, lief hinaus und begann mit der Drachenuutter vor dem Pflug den Boden zu pflügen. Der Pflug warf Schollen von der Größe einer Hütte auf. Iwan pflügte also, trieb die Drachenuutter an und hielt dabei ständig ihre Lippe mit der glühenden Zange fest. Er ackerte mit ihr so lange, bis sie vor Anstrengung und Schmerz tot niedersank.

Darauf warf er den Leichnam ins Meer, ließ sein Pferd weiden und zu Kräften kommen und schickte die Recken des Zaren nach Hause.

„Geht, ihr Hasenfüße!“ rief er. „Ihr steht mir bloß im Wege! Und das nennt sich Herrenblut!“

Er ritt das Pferd, das er dem Drachen weggenommen hatte, und machte sich gleichfalls auf den Heimweg. Er ritt und ritt, bis er einem uralten Männlein

begegnete. Er ritt an dem Männlein vorbei, ohne es zu grüßen. Nach einer Weile entsann er sich dessen und schämte sich:

„Was bin ich doch für ein grober Bursche! Reite an einem alten Mann vorbei, ohne ihm die gebührende Ehre zu erweisen. Ich muß zurück, um das wiedergutzumachen!“

Er kehrte um und sprach zu dem Männlein:

„Seid begrüßt, Groväterchen! Vergebt, daß ich vorbeigeritten bin, ohne Euch die gebührende Ehre zu erweisen!“

„Gehe nie an alten Leuten ohne Gruß vorbei!“ erwiderte das Männlein. „Merke dir: Wenn du einem alten, lahmen Mann begegnest, der einen Holzfuß hat und der dir sagt: ‚Na, du reitest aber ein Prachtpferd, junger Bursche, und doch wirst du mich weder einholen noch überholen‘, so laufe nicht um die Wette mit ihm. Denke stets an meine Worte!“

Iwan dankte für den guten Rat und ritt weiter. Da begegnete er einem alten, unansehnlichen Mann, der ihm auf einem Holzfuß entgegengehumpelt kam.

„Na, du bist aber ein stattlicher Bursche!“ sprach der Mann. „Und was für ein Prachtpferd du reitest! Und doch wirst du mich weder einholen noch überholen.“

„Ich will ja auch gar nicht mit dir um die Wette laufen“, erwiderte Iwan.

Kaum aber hatte er das gesagt, da fiel der Alte mit dem Holzfuß dem Pferd in den Steigbügel und stach Iwan mit einem vergifteten Pfeil in den Fuß, so daß er vom Pferd stürzte.

Nun schwang sich der Alte selbst hinauf und schoß wie der Blitz davon. All das war so rasch vor sich gegangen, daß Iwan wie vor den Kopf geschlagen dastand. Jener Alte aber war Irod, der Vater des zwölköpfigen Drachen und dessen Schwestern.

Voller Zorn rief nun Iwan:

„Warte nur, das zahle ich dir heim! Du entkommst mir nicht, du unseliger Irod! Ich finde dich überall, wenn ich auch zu Fuß durch die ganze Welt wandern müßte!“

Die Keule in der Hand, machte sich Iwan auf die Suche nach Irod. Wie er so dahinging, spürte er plötzlich, daß die Wunde, die ihm Irod beigebracht hatte, immer mehr anschwell. Schon fühlte er seine Kräfte schwinden.

„He!“ dachte Iwan. „Das wird tatsächlich ernst. Wahrscheinlich war der Pfeil, mit dem Irod mich gestochen hat, vergiftet!“

Er ging noch ein Stück weiter, doch spürte er seine Kräfte mehr und mehr schwinden.

„Ich werde ihn wohl nie mehr besiegen können“, sagte er sich. „Jetzt könnte er mich mit einem einzigen Finger überwinden.“

Er setzte niedergeschlagen seinen Weg fort. Da begegnete ihm ein Mann, dessen Bart bis zur Erde reichte. Sie grüßten einander, fragten einer den anderen nach dem Woher und Wohin. Dann sagte der Mann:

„Ich gehe mit dir.“

„Und wer seid Ihr, lieber Mann?“ fragte Iwan.

„Ich bin derjenige, der vor Hunden schützen kann.“

Iwan zuckte verwundert mit der Schulter, allein er hatte nichts dagegen einzuwenden.

So gingen sie zusammen weiter. Da begegneten sie einem anderen Mann, der sich ihnen ebenfalls anschloß.



„Ich bin der Frostmann“, sprach er.

Nun gingen sie gemeinsam immer weiter, bis sie einen dritten Mann sahen, und sie fragten einander nach dem Woher und Wohin. Da sprach der Mann:

„Ich bin der, der das Meer mähen und in Schobern aufstellen kann.“

„Gut, dann schließe dich uns an!“ sagte Iwan.

Wie sie so weitergingen, kam ihnen ein vierter Mann entgegen.

„Ich bin der Mann, der viel essen und doch nie satt werden kann“, sagte er.

Und ein fünfter kam und sagte:

„Ich bin der Mann, der viel trinken und sich doch nie satt trinken kann.“

Bald darauf begegneten sie einem sechsten, einem „Mann, der laufen und nie müde werden kann“. Dann begegneten sie einem siebenten „Mann, dessen Peitsche zwanzig Meilen weit treffen kann“. Und noch einen achten Mann trafen sie, einen „Mann, der zwanzig Meilen weit sehen kann“.

So gingen sie alle zusammen zu Irod.

Irod wurde sehr zornig, als er erfuhr, daß Iwan und seine Freunde einfach die Grenze seines Reiches überschritten hatten. Deshalb befahl er, siebentausend zweiköpfige Hunde auf sie loszulassen. Die Hunde jagten den Eindringlingen wie eine schwarze Wolke entgegen.

„Was machen wir nun, Brüder?“ fragte Iwan. „Diese Hunde werden uns in Stücke reißen. Ich bin so schwach, daß ich kaum die Füße heben kann. Ich vermag es nicht, diesen Bestien standzuhalten.“

„Aber ich bin doch noch da“, sprach der Mann, der vor Hunden schützen kann. Und er lief den Hunden entgegen. Er tötete sie alle und häufte ihre Kadaver wie Riesenschaber auf. Da sah Irod, daß diese wilden Tiere nichts ausgerichtet hatten. Deshalb befahl er seinen Knechten, die Eindringlinge zu ergreifen und sie in ein Haus einzusperren, dessen Wände ganz aus Eisen waren. Dann ließ er seine Knechte rund um das Haus Holz stapeln und es anzünden. Die Knechte verbrauchten eine riesige Menge Holz, bis die Wände außen vor Hitze glühten. Allein der Frostmann begann zu zittern und eine solche Kälte auszustrahlen, daß sich die Eisenwände im Inneren des Hauses mit Reif bedeckten.

Da befahl Irod:

„Öffnet das Haus und fegt die Asche meines Feindes Iwan, des Bauernsohnes, zusammen!“

Die Knechte gehorchten und öffneten die Tür. Und was sahen sie? Alle Gefangenen waren unversehrt!

Da sprach Iwan:

„Was bist du doch für ein unhöflicher Gastgeber, Irod! Wie konntest du uns eine ganze Nacht lang in einer so furchtbar kalten Stube eingesperrt halten! Wir wären alle ja beinahe vor Kälte umgekommen!“

„Spotte nur!“ erwiderte Irod. „Ich schlage dir doch den Kopf ab. Weiß ich doch, daß du vergiftet bist und nicht mit mir kämpfen kannst.“

Im stillen aber dachte er: „Erschlagen kann ich ihn, aber vorher will ich ihn noch eine Weile quälen, um mich für seine Unverschämtheit zu rächen.“

Dann sagte er:

„Nun stelle ich euch eine Aufgabe. Wenn ihr sie erfüllt, so lasse ich euch am Leben. Erfüllt ihr sie aber nicht, so werdet ihr alle euren Kopf verlieren. In einer Nacht soll das Meer gemäht und in Schobern aufgestellt werden. Gelingt euch das nicht, hat euer letztes Stündlein geschlagen!“

Irod ging zu Bett. Doch derjenige von Iwans Gefährten, der das Meer mähen konnte, mähte die ganze Nacht hindurch und stapelte es in Schobern auf. Als Irod in aller Frühe erwachte, sah er, daß kein einziger Tropfen Wasser da war.

„Na“, sprach er, „das ist ja das reinste Wunder!“

Allein er stellte seinen Gefangenen eine neue Aufgabe:

„Aus meinem ganzen Viehbestand bereite ich ein Mittagessen. Verspeist



ihr alles, so lasse ich euch am Leben. Laßt ihr aber etwas übrig, dann habt ihr euer Leben verwirkt.“

Aber Iwan dachte bei sich: „Wenn nur die Wunde rascher heilen würde, dann würde ich ihn etwas Besseres lehren als Menschen zu quälen!“

König Irod hielt eine schöne Jungfrau gefangen. Diese Jungfrau beschloß, Iwan zu heilen, denn sie kannte viele Heilmittel. Inzwischen hatte Irod so viel Fleisch kochen lassen, daß der ganze Hof die Unzahl von Kesseln nicht fassen konnte. Tausend Fässer Wein wurden herangerollt, und alle setzten sich zu Tisch. Sie brachten es kaum fertig, einen Ochsen aufzuessen. Iwan saß niedergeschlagen da und grämte sich, weil er fürchtete, daß niemand sie jetzt retten könnte. Doch er hatte vergessen, daß unter seinen Freunden einer

war, der nie satt werden konnte, und einer, der nie genug zu trinken bekam. Und so dauerte es nicht lange, da waren alle Tische leer, und die beiden beklagten sich noch, daß der Wirt zu geizig wäre.

Da sah Irod, daß diesen Leuten sehr schwer beizukommen war. Deshalb stellte er ihnen noch eine dritte Aufgabe:

„Wenn einer von euch früher Wasser aus dem Meer holt als meine Tochter, die eine Schnelläuferin ist, so bleibt ihr am Leben. Wenn nicht, rollen eure Köpfe!“

Iwan aber dachte die ganze Zeit nur an eines: ‚Wenn doch die Wunde rascher heilen würde! Dann könnte ich mit Irod kämpfen. Was soll ich nur machen?‘

Die gefangene Jungfrau las seine Gedanken und sagte:



„Laß den Kopf nicht hängen, du wirst deine Kräfte schon wiedererlangen.“

Am nächsten Morgen zog Irods Tochter die Siebenmeilenstiefel an, setzte eine Tarnkappe auf, nahm einen Eimer und lief ans Meer. Iwan und seine Freunde aber saßen immer noch da und überlegten, wer von ihnen mit der Tochter um die Wette laufen solle. Da entsannen sie sich ihres Gefährten, der laufen und nicht müde werden konnte. Dieser Mann also lief ans Meer, schöpfte Wasser und lief viel rascher als Irods Tochter, die Schnelläuferin. Als sie das sah, schüttete sie Schlafpulver unter seine Füße, und er sank sofort nieder und schlief neben seinem Eimer ein.

Iwan und seine Gefährten sahen, daß Irods Tochter bereits zurückgelaufen kam, der Mann jedoch, der laufen und nicht müde werden konnte, sich nicht einmal sehen ließ. Da schaute der Ferngucker, der zwanzig Meilen weit sehen konnte, sich um und entdeckte den Läufer schlafend neben seinem Eimer. Da entrollte ihr Kamerad, der zwanzig Meilen weit treffen konnte, seine Peitsche und versetzte dem Schläfer einen Schlag. Dieser erwachte augen-

blicklich, nahm den Eimer und kam in Windeseile herangesaust. Er brachte das Wasser viel rascher als Irods Tochter, die Schnellläuferin.

Irod sah ein, daß er Iwan und seinen Freunden auf diese Weise nicht gewachsen war, deshalb beschloß er, mit Iwan zu kämpfen. Er befahl, Iwan und seine Leute auf die Eisentenne zu bringen. Die schöne Jungfrau flüsterte Iwan dabei heimlich zu:

„Vertraue auf deine Kräfte!“

Nun stand Iwan kampfbereit auf der Tenne. Doch kaum hatte Irod sein Schwert zum Schlag erhoben, so packte Iwan ihn und schleuderte ihn mit einer so gewaltigen Kraft auf die Turmspitze des Schlosses, daß er dort hängen blieb und elendiglich zugrunde ging.

Da setzte Iwan die schöne Jungfrau auf das Wunderpferd, das Irod ihm durch Hinterlist gestohlen hatte, und machte sich auf den Heimweg. Seine Gefährten aber sprachen:

„Freund Iwan, wir haben dir treu und redlich gedient, jetzt ziehen wir unserer Wege und dienen weiter anderen guten Menschen.“

Sie umarmten und küßten einander, wie wahre Freunde beim Abschied zu tun pflegen.

Als Iwan seine Heimat erreicht hatte, übergab er dem Zaren, wie er ihm versprochen hatte, das Wunderpferd, das glühende Kohlen fraß und Flammen trank und das, wenn es galoppierte, die Erde in einem Umkreis von zwölf Meilen erbeben und die Blätter der Eichen wie bei einem Sturme fallen ließ. Da waren auch die Recken schon angekommen, in deren Adern Herrenblut floß und die der Zar Iwan nachgeschickt hatte. Als sie aber die schöne Jungfrau erblickten, die Iwan aus Irods Gefangenschaft befreit hatte, da sprachen sie:

„Es gehört sich nicht, daß Iwan, ein ganz gewöhnlicher Bauernsohn, eine solche Schönheit heiratet. Nur ein Recke, in dessen Adern edles Blut fließt, ist ihrer wert.“

„Brav gesprochen!“ lobte der Zar und wandte sich an Iwan:

„Du siehst also, Iwan, daß du dich von ihr trennen mußt, zu solchen Burschen wie du passen nur Bauernmädchen.“

Da erbleichte Iwan und entgegnete:

„Ich habe sie aus der Gefangenschaft befreit, sie liebt mich und ich überlasse sie niemandem!“

„Nun“, sprach der Zar, „dir wird gar nichts anderes übrigbleiben.“

Da brauste Iwan zornig auf:

„Du hast mir versprochen, Zar, mir jeden Wunsch zu erfüllen, und außerdem, daß du niemals zulassen würdest, daß mir ein Unrecht geschehe, wenn ich dir

das Wunderpferd brächte. Ich erschlug drei Drachen und ihre Schwestern, und ihre Mutter warf ich ins Meer. Ihren Vater Irod beförderte ich ebenfalls ins Jenseits. Und nun warne ich dich: Solltest du meinen Dienst mit Undank vergelten wollen, solltest du dein Wort brechen, so werde ich dich und deine ganze Familie mit einem einzigen Schläge vernichten!“

Und um seine Worte zu bekräftigen, holte er mit seiner Keule so gewaltig aus, daß sich alle Bäume wie bei einem Sturm zu Boden neigten und der Palast wie bei einem Erdbeben erzitterte. Da fing der Zar vor Schreck und Angst zu zittern an, und er war nicht in der Lage, auch nur ein einziges Wort über die Lippen zu bringen.

Iwan, der Bauernsohn, heiratete also die schöne Jungfrau, und sie lebten lange Jahre froh und glücklich.

Seit jener Zeit glaubte Iwan nie mehr dem Worte des Zaren oder anderer vornehmer Herren.

DER KLEINE HIRT

Es war einmal ein Hirt, einer, der die Schafe von Kindheit an weidete. Er kannte keine andere Beschäftigung. Eines schönen Tages fiel vom Himmel ein Stein vor seine Füße. Dieser wog acht Pud *. Tagelang spielte er mit diesem Stein. Einmal band er ihn an seine Peitsche und warf ihn mit aller Kraft in die Höhe, dann legte er sich schlafen und schlief den ganzen lieben langen Tag. Als er erwachte, fiel der Stein herab und verschwand in der Erde. Ein andermal zog er mitten in der Steppe seinen langen Rock aus und wälzte den Stein darauf. Seien es auch drei Mann oder mehr, hätten sie den Stein kaum vom Fleck rühren können. Zuweilen schimpfte ihn die Mutter aus:

„Wozu schleppst du diesen schweren Stein mit dir herum? Du wirst dir einen Bruch heben!“

Ihm aber war dies gleich, er wälzte immer wieder jenen Stein mit sich herum.

Um jene Zeit geschah es, daß sich der Stadt des Zaren, in dessen Reich der Hirt lebte, ein gewaltiger Drache näherte. Er wollte hier, in der Nähe der Zarenstadt, ein Schloß für sich errichten. Dreißig Pud schwere Steine wälzte er heran, arbeitete Tag und Nacht und forderte vom Zaren dessen einzige Tochter zur Frau. Der Zar war außer sich vor Schreck. Augenblicklich ver-

* Pud = Gewichtseinheit: 16,38 kg.

öffentliche er im ganzen Reich, in allen Bezirken, einen Erlaß, der die Bewohner des Landes aufforderte, einen Recken ausfindig zu machen, der imstande wäre, jenen Drachen zu besiegen. Man forschte und suchte nach einem solchen Helden, jedoch vergebens. Von diesem Erlaß hörte auch der Hirt, der sich nun rühmte:

„Ich könnte den Drachen mit meiner Peitsche erschlagen!“

Er meinte dies vielleicht nur scherzhaft, den Leuten wurde es jedoch leichter ums Herz. Sie trugen die Worte des Hirten dem Zaren zu. Dieser befahl, den Hirten sogleich herzubringen. Es dauerte nicht lange, und der Hirt stand vor dem Herrscher. Dieser schaute sich den Jungen an und sprach:



„Wozu prahlst du? Du bist noch sehr jung.“

Er war auch tatsächlich noch ein Kind. Seine Antwort lautete jedoch:

„Dies hat nichts zu besagen.“

Der Zar stellte ihm zwei Regimenter zur Verfügung: ein Regiment Sänger und ein Regiment Musiker. Der kleine Hirt stellte sich vor diese zwei Regimenter und erteilte Befehle in einem Ton, als ob er bereits zwanzig Jahre beim Militär zu befehlen hätte. Der Zar schlug vor Verwunderung die Hände über dem Kopf zusammen.

Bis auf einige Dutzend Schritte näherte sich der kleine Hirt mit seinen Regimentern dem Drachen, dann hielt er an und befahl:

„Schaut aufmerksam zu! Steigt aus dem Schornstein des Drachenpalastes Rauch auf, dann hab ich den Drachen besiegt, steigt jedoch eine Flamme auf, so hat der Drache mich überwältigt.“

Nun verließ er seine Regimenter und näherte sich dem Drachenschloß. Der Drache war aber in der Tat so stark, daß sich niemand nähern konnte, ohne das Leben zu verlieren. Er tötete jedermann, der ihm zu nahe kam, mit seinem Feueratem. Als der Drache nun den kleinen Hirten erblickte, schleuderte

er auch ihm seinen Feueratem entgegen. Der Hirt blieb jedoch stehen und rührte sich nicht von der Stelle.

„Na, junger Held“, sprach er, „wozu kamst du her? Wollen wir uns schlagen oder vertragen?“

„Junge Helden“, entgegnete der kleine Hirt, „kommen nie, um sich zu vertragen, sondern, um sich zu schlagen.“

Da erwiderte der Drache:

„Wenn dem so ist, rate ich dir, kehre rasch um, laß noch drei Jährchen vergehn, dann komme wieder her!“

„Nein“, antwortete der kleine Hirt, „ich bin schon alt genug.“

„Und womit“, fragte der Drache, „willst du mich erschlagen?“



„Mit dieser Peitsche!“

Diese war aus einem Ochsenbalg geflochten, und am Ende war der vom Himmel gefallene Stein befestigt.

„Nun gut“, sprach der Drache, „dann schlage zu!“

„Nein, nicht so“, entgegnete der kleine Hirt, „schlag du zuerst zu!“

Der Drache nahm sein drei Klafter langes Schwert aus Eisen, und als er damit auf den kleinen Hirten einschlug, zerbrach es in tausend winzige Stücke.

Da sprach der Hirt:

„Nun aber nimm dich in acht. Jetzt schlage ich zu!“

Schon beim ersten Hieb mit jener Peitsche fiel der Drache tot zu Boden. Aus dem Schornstein des Drachenpalastes stieg dichter Rauch auf.

Das erfreute die Soldaten so sehr, daß die Musikanten zu spielen und die Sänger zu singen begannen. Der Zar ging dem kleinen Hirten entgegen, nahm ihn am Arm und führte ihn in seinen Palast. Hier gab er ihm seine Tochter zur Frau, ließ für die beiden ein prächtiges Palais errichten, wo sie in Glück und Freude lebten.

Das ärgerte jedoch die Könige: Wie darf ein Zar seine Tochter an einen hergelaufenen Hirten verheiraten! Ja, der Zar selber begann bereits zu bedauern, daß er dies getan hatte. Er erließ insgeheim Aufrufe, einen Helden suchend, der jenen Hirten erschlagen könnte. Nach kurzer Zeit meldeten sich zwei Helden. Man rüstete sie aus, und sie begaben sich zu dem kleinen Hirten. Als sie in dessen Palais kamen, fragte er sie:

„Was führt euch zu mir, liebe Burschen? Wollen wir uns schlagen oder vertragen?“

„Natürlich schlagen“, antworteten sie.

Als einer von den beiden zuschlug, zersplitterte sein Schwert wie Glas. Als nun der andere dem Hirten einen Hieb versetzte, zerriß er bloß ein wenig dessen Hemd. Da erhob sich der kleine Hirt, nahm die beiden und drückte sie so fest gegeneinander, daß ihre Knochen zersplitterten. Nun ergriff er eine Handvoll Splitter und begab sich zum Zaren, über den er derart verärgert war, daß er eintrat, ohne ihn mit ‚Majestät‘ zu begrüßen. Er sprach frei und wenig ehrfurchtsvoll zu ihm:

„Siehst du die Splitter in meiner Hand? So wird es auch dir ergehen.“
Seit jenem Tag belästigte ihn der Zar nicht mehr.



Da trat auch schon die Prinzessin ein. Als sie ihren Bräutigam erblickte, lachte ihr das Herz im Leibe. Ach, wie schön ihr Zukünftiger ist!

DAS FLIEGENDE SCHIFF

Es waren einmal ein alter Mann und eine alte Frau, die hatten drei Söhne: zwei kluge und einen dummen. Die Klugen hätschelten sie, die Mutter gab ihnen jeden Sonntag schneeweiße Hemden anzuziehn, den Narren aber beschimpfte und verlachte man. Den ganzen Tag lag er auf dem Ofen, und sein Hemd starrte vor Schmutz. Hosen hatte er überhaupt nicht an. Gab man ihm was zu essen, aß er, wenn nicht, dann hungerte er. Eines Tages kam ihnen ein sonderbares Gerücht zu Ohren: Der Zar hätte im ganzen Reich einen Erlaß veröffentlicht, in dem es hieß, jedermann werde in den Zarenhof zu einem Mittagessen eingeladen, und derjenige, der ein fliegendes Schiff bauen könne und zu dem Mahl mit diesem Schiff erscheine, dem gebe der Zar seine Tochter zur Frau. Die zwei klugen Brüder berieten sich miteinander:

„Wie meinst du, gehen wir hin? Vielleicht haben wir Glück!“

Sie berieten sich lange und beschlossen, Vater und Mutter um Erlaubnis zu bitten.

„Wir gehen“, sprachen sie, „in den Zarenhof zum Mahl. Wir verlieren dabei nichts, allein, es kann möglich sein, daß das Glück dort auf uns wartet.“

Der Vater und die Mutter versuchten, ihnen diesen Gedanken auszureden, jedoch vergebens.

„Wir gehen, basta! Gebt uns euren Segen!“

Kein Reden half, so gaben die Alten ihren Segen, und die Mutter versah sie mit Wegzehrung. Sie buk schneeweiße Kolatschen, briet ein Ferkelchen braun und knusprig und steckte ihnen eine Flasche Horilka * zu. Ausgerüstet mit Speise und Trank, gingen sie zum Zarenhof.

Nun bat auch der Narr, der Ofenhocker:

„Auch ich will dorthin, wohin die Brüder gehen!“

„Wohin willst du gehn, du Narr?“ fragte die Mutter. „Du möchtest wohl, daß die Wölfe dich fressen!“

„Nein“, entgegnete der Narr, „die Wölfe werden mich nicht fressen. Ich gehe!“

Die Alten lachten ihn aus. Als sie aber merkten, daß Lachen nichts half, schimpften sie. Schimpfen jedoch half ebensowenig. Da sahen sie, daß jedes zu einem Narren gesprochene Wort verlorene Mühe sei, und sie warnten ihn:

„Nun gut, geh! Doch für dich gibt es kein Zurück. Und noch etwas: untersteh' dich nicht zu sagen, du seist unser Sohn!“

Die Mutter gab ihm einen Sack voll schwarzen, altbackenen Brotes sowie eine Flasche Wasser und warf ihn zur Tür hinaus. Wie er so seines Weges

* Horilka = Schnaps

ging, begegnete er einem sehr alten Männchen, dessen weißer Bart bis zum Gürtel reichte.

„Grüß Gott, Großväterchen!“

„Grüß Gott, mein Sohn!“

„Wohin des Wegs, Alterchen?“

„Ich gehe“, erwiderte das alte Männchen, „durch die weite Welt und bringe den Hilfsbedürftigen Hilfe. Und wohin führt dich dein Weg, mein Sohn?“

„In den Zarenhof zum Mittagessen.“

„Vermagst du denn“, fragte der Alte, „ein fliegendes Schiff zu bauen?“

„Nein“, erwiderte der Narr, „davon versteh’ ich nichts.“

„Wozu dann diese Mühe?“

Da entgegnete der Narr:

„Weiß Gott, wozu! Ich verlier dabei nichts. Vielleicht lacht mir dort das Glück.“

„Dann setz dich hin“, sprach der Alte, „ruh ein Weilchen aus, und laß uns indessen ein wenig stärken. Zeig, was hast du dort im Sack?“

„He, Alterchen, nichts Besonderes gibt es dort. Altbackenes Brot, das Ihr nicht einmal kauen könnt.“

„Macht nichts. Her damit!“

Der Narr holte das Schwarzbrot hervor... Doch, was war daraus geworden? Blendend weiße Kolatschen, solche, wie er weder gesehen noch gegessen hatte, solche, die nur auf herrschaftlichen Tischen zu sehen sind.

„Schmeckt gut“, bemerkte der Alte. „Jedoch, was ist das für eine Vesper, bei der es nichts zu trinken gibt? Hast du denn gar keine Horilka im Sack?“

„Wie sollte denn sie in meinen Sack geraten sein? Nichts als eine Flasche Wasser ist drin.“

„Hol hervor, was drin ist!“ sprach der Alte.

Er holte die Flasche hervor, befeuchtete die Lippen... Aber, Gott, das ist doch der reinste Schnaps!

„Siehst du!“ sagte der Alte.

Nun breiteten sie ihre groben Bauernröcke auf dem Gras aus, setzten sich gemütlich hin und aßen nach Herzenslust. Nachdem sie tüchtig zugelangt hatten, bedankte sich der Alte höflich beim Narren für Brot und Schnaps und sprach:

„Höre, mein Sohn, gehe jetzt in den Wald und versetze mit deiner Axt dem erstbesten Baum einen scharfen Hieb, dann werfe dich blitzschnell hin und liege so lange, bis dich jemand weckt. Es wird für dich ein fliegendes Schiff bereitstehen, steige ein und fliege, wohin dich dein Weg führt. Unterwegs jedoch nimm jedermann, dem du begegnest, mit.“

Der Narr dankte ehrfurchtsvoll dem Alten, und sie verabschiedeten sich. Der Alte zog seines Wegs, der Narr ging in den Wald.

Dort angelangt, ging er auf einen Baum zu, holte weit aus und versetzte ihm mit der Axt einen scharfen Hieb, blitzschnell warf er sich zu Boden und schlief ein. Er schlief fest und lange. Nach einigen Stunden tiefen Schlafes spürte er plötzlich, daß ihn jemand weckte:

„Steh auf! Dein Glück ist fix und fertig!“



Der Narr erwachte, blickte um sich und – vor seinen Augen stand flugbereit ein Schiff. Aber was für ein Schiff! Reinstes Gold, der Mast aus purem Silber. Die seidenen Segel waren gebläht, als warteten sie ungeduldig auf ein Zeichen, sich zu erheben und das Schiff fortzutragen. Ohne lange nachzudenken, stieg der Narr ein, sogleich erhob sich das Schiff und flog durch die Lüfte. Es flog etwas niedriger als der Himmel, höher als die Erde, und mit den Augen kaum zu sehen.

Lange flog das Schiff, sehr lange. Plötzlich bemerkte der Narr einen Menschen, der auf der Landstraße lag, das Ohr fest an den Boden gepreßt. Da rief der Narr:

„Grüß Gott, Onkel!“

„Gott zum Gruß!“

„Was treibt Ihr dort?“

„Ich möchte erlauschen, ob schon alle zum Mahl des Zaren eingetroffen sind.“

„Seid Ihr auch auf dem Weg dorthin?“

„Natürlich.“

„Dann nehmt neben mir Platz. Ich bringe Euch hin.“

Der Horcher stieg ein, und sie flogen weiter.

Sie flogen lange, sehr lange. Plötzlich bemerkten sie einen Fußgänger, der ein Bein ans Ohr gebunden hatte und mit dem andern dahinhumpelte.

„Grüß Gott, Onkel!“

„Gott zum Gruß!“

„Warum humpelt Ihr auf einem Bein daher?“

„Weil ich“, erwiderte der Schnellläufer, „wenn ich das Bein losbinde, mit einem Schritt das Ende der Welt erreichen würde. Gerade das möchte ich aber nicht.“

„Und wohin führt Euer Weg?“

„In den Zarenhof zum Mittagessen.“

„Dann steigt ein!“

„Ist mir recht!“

Der Schnellläufer stieg ein, und sie flogen weiter.

Sie flogen lange, sehr lange. Plötzlich bemerkten sie einen Schützen, der, so schien es, seinen Pfeil auf ein bestimmtes Ziel gerichtet hielt, ringsum war jedoch nichts zu sehen, weder ein Vogel noch sonst etwas, worauf man hätte zielen können.

Da rief der Narr:

„Grüß Gott, Onkel! Worauf zielt Ihr? Ringsum ist nichts zu sehen, wonach man zielen könnte.“

„Ihr seht nichts“, erwiderte der Schütze, „ich sehe jedoch klar das Ziel vor mir.“

„Wo ist es denn zu sehen?“

„Na!“ entgegnete der Bogenschütze, „dort, sehr weit von hier, hundert Meilen weit, sitzt ein Vogel auf einem vertrockneten Birnbaum.“

„Nehmt Platz neben uns.“

Der Bogenschütze stieg ein, und sie setzten ihren Flug fort.

Lange, sehr lange flogen sie dahin. Nun erblickten sie einen Mann, der auf dem Rücken einen Sack voll Brot trug.

„Grüß Gott, Onkel!“

„Grüß Gott!“

„Wohin des Wegs?“

„Ich gehe“, sprach der Mann, „Brot fürs Mittagessen besorgen.“

„Ihr habt doch bereits einen Sack voll Brot.“

„Dies bißchen Brot?! Es reicht mir nicht einmal für ein Frühstück.“

„Steigt ein!“

„Ist mir auch recht.“

Der Nimmersatt stieg ein, und sie flogen weiter.

Lange, lange flogen sie dahin. Da fiel ihnen ein Mann auf, der gebeugt am Ufer eines großen Sees hin- und herlief, als suche er etwas.

„Grüß Gott, Onkel!“

„Gott zum Gruß!“

„Was sucht Ihr hier?“

„Wasser zum Trinken“, erwiderte der Mann, „ich hab großen Durst und kann keinen Tropfen finden.“

„Seht Ihr denn nicht den See, der vor Euren Augen liegt? Da habt Ihr Wasser genug. Warum trinkt Ihr nicht?“

„Ach was! Dieses bißchen Wasser reicht nicht einmal für einen Schluck.“

„Dann nehmt Platz neben uns.“

„Ist mir auch recht.“

Der Immerdurst stieg ein, und sie flogen weiter.

Lange, lange flogen sie. Nun erblickten sie einen Mann, der ins Dorf ging und einen Armvoll Stroh trug.

„Grüß Gott, Onkel! Wohin tragt Ihr das Stroh?“

„Ins Dorf“, entgegnete der Mann.

„Ins Dorf? Oho! Gibt es denn kein Stroh im Dorf?“

„He-e!“ rief der Mann. „Natürlich gibt es dort genug Stroh, aber bei weitem nicht solches.“

„Ist dies besonderes Stroh?“

„Ein ganz besonderes“, erwiderte der Mann. „Wenn man dieses Stroh ein wenig ausbreitet, es sei auch im heißesten Sommer, so schneit es, noch ehe man sich umschaute, und ein klirrender Frost macht einen zittern vor Kälte.“

„Dann steigt ein!“

Der Frostmann stieg ein, und sie flogen weiter.

Lange, lange flogen sie. Plötzlich bemerkten sie einen Mann, der auf der Schulter ein Holzbündel trug.

„Grüß Gott, Onkel!“

„Gott zum Gruß!“

„Wohin tragt Ihr das Bündel Holz?“

„In den Wald.“

„Sonderbar. Gibt es denn kein Holz im Wald?“

„Natürlich gibt es dort genug Holz, aber kein solches.“

„Und was für Holz habt Ihr?“

„Im Wald gibt es nur ganz gewöhnliches Holz. Das meine aber ist von völlig anderer Art. Wenn man es ein wenig auseinanderbreitet, so erscheint augenblicklich ein wohlgerüstetes Heer.“

„Nehmt Platz neben uns!“

Der Holzmann folgte der Einladung, und sie setzten ihren Flug fort.

Ob sie sehr lange oder nicht sehr lange geflogen sind, ist nicht besonders wichtig. Viel wichtiger ist, daß sie rechtzeitig zum Zarenmahl eintrafen.

Inmitten des Zarenhofes standen viele gedeckte Tische. Man rollte Fäßchen voll Met und Schnaps heran. Trank und aß nach Herzenslust. Und eine Menschenmenge war gekommen! Es waren, wie es heißt, die Bewohner eines halben Reiches hier versammelt: jung und alt, arm und reich, Bettler und Herren, so, als wäre hier ein Jahrmarkt. Der Narr und seine Weggefährten kamen mit dem fliegenden Schiff herangeflogen und landeten im Zarenhof dicht vor den Fenstern des Palastes. Sie stiegen aus und begaben sich zum Mittagmahl.

Der Zar sah durchs Fenster Leute mit einem fliegenden Schiff aus purem Gold landen. Da sprach er zu einem Diener:

„Geh in den Hof und erkundige dich, wer diese Leute sind, die eben mit dem goldenen Schiff angekommen sind.“

Der Diener ging in den Hof, schaute sich sorgfältig die Gäste an, kehrte zum Zaren zurück und meldete:

„Irgendwelche, in Fetzen gehüllte Mushyks sind es.“

Dem Zaren schien das unglaublich.

„Wie“, sprach er, „wäre es möglich, daß irgendwelche, in Lumpen gehüllte Mushyks mit einem goldenen Schiff hergeflogen kämen? Du hast dich augenscheinlich nicht gut genug erkundigt.“

Nun ging er selbst in den Hof und mischte sich unter die Leute.

„Wer“, fragte er, „kam mit diesem Schiff geflogen?“

„Ich“, erwiderte der Narr.

Außer sich vor Zorn betrachtete der Zar den Narren in seiner zerlumpten Kleidung. Der Bauernrock bestand aus lauter Flickern, die an den Knien ausgebeulten Hosen ebenfalls, und er schlug entsetzt die Hände über dem Kopf zusammen: „Wie, diesen zerlumpten Flegel soll mein Töchterchen heiraten?“

Was tun? Und der Zar fand einen Ausweg, indem er dem Narren äußerst schwierige Aufgaben zu lösen gab.

„Geh“, befahl er dem Diener, „und sage diesem Dorfflegel, obwohl der mit dem fliegenden Schiff aus reinstem Gold hergeflogen kam, so müsse er dennoch bis zum Ende des Mittags belebendes und heilendes Wasser bringen, ansonsten bekommt er die Prinzessin nicht zur Frau. Mit diesem Dolch wird der Strolch erstochen.“

Der Diener ging sogleich in den Hof.

Aber der Horcher, derselbe, der auf der Landstraße lag, das Ohr an den Boden gepreßt, erlauschte den Befehl des Zaren und erzählte ihn wortgetreu dem Narren. Der Narr saß auf einer Bank und grämte sich, er konnte weder essen noch trinken. Der Schnellläufer bemerkte dies und fragte:

„Warum ißt du nichts?“



„Ist es denn möglich, zu essen, wenn alles in der Kehle steckenbleibt?“
Und er erzählte dem Schnelläufer, was der Zar ihm aufgetragen hatte:
„Er befahl mir, noch bis zum Schluß des Mittagessens belebendes und
heilendes Wasser zu bringen. Wie soll ich dies beschaffen?“

„Gräm dich nicht. Ich bring die beides.“

„Nun, sieh zu, ob du es schaffst!“

Da kam auch schon der Diener und überbrachte ihm den Befehl des Zaren.
Der Narr aber wußte bereits davon und erwiderte gefaßt:

„Richte deinem Herrn aus, daß ich das Gewünschte rechtzeitig bringen
werde.“

Der Diener ging zurück in den Zarenpalast.

Indessen löste der Schnelläufer das Bein vom Ohr, und im Nu hatte er die

Quelle erreicht und sowohl belebendes wie auch heilendes Wasser geschöpft. Er war jedoch ein wenig müde.

„Bis zum Ende des Mittagmahls“, so dachte er, „werde ich längst zurück sein. Jetzt aber leg ich mich für paar Sekunden neben der Mühle nieder und gönne mir ein kurzes Schläfchen.“

Er legte sich hin und schlief augenblicklich ein. Währenddessen neigte sich im Zarenhof das Mittagmahl seinem Ende entgegen. Und der Schnellläufer war noch nicht zurück. Der Narr saß da, vergrämt und gedrückt. „Alles verloren“, so dachte er.

Der Horcher preßte das Ohr an den Boden und lauschte angestrengt.



„Gräm dich nicht“, sagte er, „der Hundesohn schläft neben der Mühle.“

„Was nun?“ fragte der Narr, „wie könnte man ihn wachrütteln?“

Da sprach der Bogenschütze:

„Sorge dich nicht, ich rüttle ihn wach.“

Er nahm einen Bogen, zielte, und der Pfeil bohrte sich so fest in die Mühle, daß die Holzsplitter nach allen Seiten flogen. Der Schnellläufer erwachte und lief los. Gemächlich beendeten die Gäste das Mittagmahl. Im selben Augenblick kam der Schnellläufer mit dem gewünschten Wasser an.

Der Zar zerbrach sich den Kopf: Was tun? Und er ersann eine neue Aufgabe:

„Bringen er und seine Gefährten es fertig, sechs Paar gebratene Ochsen und das Brot, das in vierzig Öfen gebacken wird, bei einer Mahlzeit zu verspeisen, so bekommt er meine Tochter zur Frau. Gelingt es ihm aber nicht, da, sieh her: mit diesem Dolch wird erstochen der Strolch.“

Der Horcher hatte jedoch auch diesmal alles erlauscht und dem Narren berichtet.

„Was nun?“ quengelte der Narr, „ich bin nicht imstande, auch nur einen Laib Brot bei einer Mahlzeit zu essen.“

Wiederum grämte er sich und war dem Weinen näher als dem Lachen.

Da sprach der Nimmersatt:

„Laß das Weinen, ich esse für euch alle, und mein Hunger wird noch lange nicht gestillt sein.“

Bald darauf erschien der Diener und überbrachte dem Narren den Befehl des Zaren.

„Schon gut“, sprach der Narr, „wir erwarten die Speisen.“

Die zwölf Ochsen wurden gebraten, so daß es fröhlich brutzelte; die vierzig Öfen buken jenes Brot, und im Nu war alles fertig. Der Nimmersatt setzte sich zu Tisch und verschlang das Aufgetragene, so daß keine Krume zurückblieb. Und er forderte noch etwas Schmackhafteres.

„Zu ärmlich“, sagte er, „war das Mahl. Wird denn nichts mehr aufgetischt?“

Da sah der Zar, daß auch diese Mühe vergeblich war. Und er stellte dem Narren eine neue Aufgabe: Er solle vierzig Faß Wasser, zu je vierzig Eimer das Faß, und vierzig Faß Wein, ebenfalls zu je vierzig Eimer das Faß, auf einen Zug leeren. Erfüllt er diese Aufgabe nicht, „da, sieh her: mit diesem Dolch erstech' ich den Strolch.“

Der Horcher lauschte und hinterbrachte dem Narren das Gehörte.

Vor Gram und Ärger weinte dieser.

„Weine nicht“, sprach Immerdurst, „ich trinke all die Fässer aus, und mein Durst wird noch lange nicht gelöscht sein.“

Nun wurden herangerollt: vierzig Faß Wasser, zu je vierzig Eimer das Faß, und vierzig Faß Wein, ebenfalls zu je vierzig Eimer das Faß.

Immerdurst leerte all die Fässer auf einen Zug und höhnte:

„Viel zu wenig, würde gern noch was trinken.“

Da sah der Zar, daß auch diese Aufgabe gelöst war, und er dachte: ‚Man muß diesen Hundesohn aus dem Weg räumen, sonst wird meine Tochter unglücklich.‘

Und er schickte abermals den Diener zum Narren:

„Richte dem Mann aus, daß er vor der Trauung ein Bad nehmen soll.“

Einem anderen Diener trug er auf, dafür zu sorgen, daß das Bad glühend heiß geheizt werden soll. ‚Auf diese Weise‘, so dachte der Zar, ‚wird er getötet werden.‘ Der Heizer bereitete ein derart heißes Bad, daß es Feuer zu atmen schien und selbst der Teufel darin umkommen würde.

Dem Narren wurde der Wunsch des Zaren überbracht, und er ging augenblicklich ins Bad. Der Frostmann mit dem Strohbandel folgte ihm. Als beide das Bad betraten, fauchte sie ein Feueratem an, daß dies kaum auszuhalten war. Unverzüglich breitete der Frostmann das Strohbandel aus. Da löste im Nu eine Todeskälte die Todeshitze ab, so daß der Narr sich kaum Zeit nahm,

ordentlich zu baden, und mit einem Satz auf den Ofen sprang, um sich ein wenig zu erwärmen. Er schlief sogleich ein, denn er war völlig durchgefroren.

Als man am nächsten Morgen das Bad öffnete, glaubte man, ein Häufchen Asche zu finden. Man fand jedoch den Freier ruhig schlafend auf dem Ofen. Nun wurde er geweckt.

„Hab nie so fest und angenehm geschlafen“, gähnte der Narr behaglich. Er erhob sich und verließ das Bad quicklebendig.



Man meldete dem Zaren, was geschehen war, und wie der Narr, ruhig schlafend, auf dem Ofen gelegen hatte. Im Bad jedoch sei es so kalt, als hätte man es den ganzen Winter über nicht beheizt. Der Zar wurde sehr traurig, er wußte nun keinen Ausweg mehr. Er dachte und dachte, sann und sann, bis er endlich auf folgenden Gedanken kam:

„Nun“, sprach er, „wenn der zérfetzte Lump mir morgen früh ein bewaffnetes Regiment zur Verfügung stellt, so gebe ich ihm endlich meine Tochter zur Frau. Schafft er dies nicht, dann, sieh her, erstochen wird der Strolch mit diesem Dolch.“

Im stillen aber dachte er:

„Wir kann ein solcher Bauernlümmel, solch ein einfacher Mushyk, ein Regiment aufbringen? Fällt es doch mir, dem Zaren, ganz und gar nicht so leicht, dies zu schaffen...“

Und er erteilte den Befehl.

Der Horcher hatte jedoch alles erlauscht und dem Narren hinterbracht. Dieser saß abermals traurig da, und große Tränen rollten über sein Gesicht:

„Was soll ich tun? Wie soll ich ein Regiment aufbringen?“

Er begab sich zum goldenen Schiff, wo seine Gefährten waren.

„Brüder, helft mir aus der Not! Oft habt ihr dies schon getan. Nun helft mir auch jetzt, sonst bin ich verloren.“

„Weine nicht“, sprach der Holzmann, der Holz in den Wald getragen hatte, „ich helfe dir aus deiner Not.“

Da kam auch bereits ein Zarendiener:

„Der Zar“, so sagte er, „verspricht, dir seine Tochter zur Frau zu geben, wenn du ihm morgen früh ein bewaffnetes Regiment zur Verfügung stellst.“

„Nun gut“, erwiderte der Narr. „Richte jedoch deinem Zaren aus, wenn er auch jetzt sein Wort nicht hält, so werde ich gegen ihn Krieg führen und seine Tochter gewaltsam entführen.“

Nachts führte der Holzmann den Narren aufs Feld. Hier warf er sein Holzbündel auseinander, und jedes Stück Holz, das er hinwarf, wurde zu einem Menschen. Bald stand ein Heer bereit, über das man nur staunen konnte. Frühmorgens erwachte der Zar und horchte auf – Militärmusik?

Er fragte:

„Was ist das für Musik in aller Herrgottsfrühe?“

„Jener“, antwortete man ihm, „der mit dem goldnen Schiff hergeflogen kam, exerziert mit seinen Soldaten.“

Nun sah der Zar endlich ein, daß er nichts ausrichten konnte, und er befahl, den Schiffsbesitzer zu ihm zu bringen.

Bald darauf ersuchte ein Zarendiener den Schiffsbesitzer, sich zum Zaren zu begeben. Der Narr aber hatte sich derart verändert, daß er nicht zu erkennen war. Sein neuer Anzug strahlte, der Helm war aus purem Gold. Und wie wohlgestalt er selber war! Auf einem Rappen ritt er an der Spitze seines Heeres. Hinter ihm ritt der General. Als sie den Zarenpalast erreichten, befahl der Narr:

„Halt!“

Das Heer blieb wie angewurzelt stehen. Er aber begab sich in den Palast. Der Zar umarmte und küßte ihn.

„Nimm Platz, lieber Schwiegersohn.“

Da trat auch schon die Prinzessin ein. Als sie ihren Bräutigam erblickte, lachte ihr das Herz im Leibe. Ach, wie schön ihr Zukünftiger ist!

Die Trauung fand noch am selben Tage statt.

Danach gab der Zar ein Hochzeitsessen, das wird kein Mensch vergessen, der eingeladen war.

DIE FLÖTE UND DIE PEITSCHKE

Es waren einmal ein armer Mann und eine arme Frau, die hatten drei Söhne. Zwei Söhne waren klug und vernünftig, der dritte aber galt immer als ein wenig einfältig.

Die Zeit verging, der Mann und seine Frau wurden alt, die Söhne wuchsen heran, und aus den kleinen Buben wurden Jünglinge, groß und schön wie mächtige Eichen. In der Sterbestunde rief der Vater seine Söhne an sein Lager und sprach:

„Liebe Kinder, meine letzte Stunde hat geschlagen. Nun möchte ich euch bitten, daß jeder von euch einmal in der Woche an meinem Grabe schlafe.“

„Wir versprechen es dir“, erwiderten die Jünglinge.

Der Mann starb, und man bestattete ihn in allen Ehren. Nun kam die Zeit, da der Älteste an des Vaters Grab übernachten sollte.

„Ich gehe nicht, ich fürchte mich“, sprach er. „Vielleicht gehst du statt meiner?“ wandte er sich an den Jüngsten.

„Warum denn nicht? Ich gehe“, willigte der ein. Er aß zu Abend, zog einen warmen Pelz an und ging auf den Friedhof. Dort legte er sich neben das Grab des Vaters und wollte eben einschlafen, als er plötzlich die Worte hörte:

„Oferma, du bist es?“

„Ja, Vater, das bin ich.“

„Warum kam nicht als erster der Älteste?“

„Er sagte, daß er sich fürchte herzukommen.“

„Gab man dir etwas zu essen?“

„Ja, Vater.“

„Frierst du nicht?“

„Ich habe einen warmen Pelz an, Vater.“

„Weil du so gutherzig bist, mein Sohn, so schenke ich dir diese Flöte. Spielst du darauf, so wird jeder deiner Wünsche erfüllt. Und nun geh nach Hause, mein Kind.“

Oferma steckte die Flöte hinter den Gürtel und ging nach Hause. Sogleich legte er sich auf den Ofen, um noch ein wenig zu schlafen. Da fragte ihn der älteste Bruder:

„Wie war's dort? Hast du mit dem Vater gesprochen?“

„Natürlich, warum hätte ich nicht mit ihm sprechen sollen?“

„Und was sagte er?“

„Er fragte mich, ob man mir zu essen gegeben hätte und ob es mich nicht friere.“

Aber der Älteste glaubte ihm nicht. Er sprach:

„All das träumte dir nur, du einfältiger Narr!“

„Gut. Dann hat mir das eben geträumt.“

In der zweiten Woche war die Reihe an dem mittleren Sohn, am Grabe des Vaters zu übernachten. Allein auch er sprach:

„Ich gehe nicht. Ich habe keine Zeit. Vielleicht gehst du statt meiner, Oferma?“

„Warum denn nicht? Ich gehe“, willigte der ein.

Man setzte ihm ein warmes Abendbrot vor, zog ihm einen warmen Bauernrock an und gab ihm einen alten, zerschlissenen Teppich mit.

Oferma breitete den Teppich neben dem Grabe des Vaters aus, deckte sich mit dem Bauernrock zu und legte sich schlafen. Da vernahm er plötzlich wieder die Stimme des Vaters:

„Bist du es wieder, mein Sohn? Und warum kam nicht der mittlere Sohn?“

„Er sagte, daß er keine Zeit habe.“

„Wenn dem so ist“, sprach der Vater, „dann nimm diese Peitsche hier. Sie wird dich aus jeder Gefahr retten. Und nun, Kind, geh nach Hause und komme nie mehr, um hier zu übernachten.“

Oferma steckte die Peitsche hinter den Gürtel, ging nach Hause und legte sich auf den Ofen, um noch ein wenig zu schlafen. Da fragte der mittlere Bruder:

„Nun, wie war's? Hast du mit dem Vater gesprochen?“

„Natürlich, warum hätte ich nicht mit ihm sprechen sollen?“

„Und was sagte er dir?“

„Er sagte, daß ich nie mehr auf den Friedhof kommen solle, um an seinem Grabe zu übernachten.“

Der Mittlere aber glaubte kein Wörtchen von all dem.

„Ach, daß dich der Böse hole! Solch einen Unsinn kann nur ein Narr träumen.“

Oferma schlief ein, und sein Schnarchen konnte man im ganzen Hause hören. Er schlief drei Tage und drei Nächte hintereinander, als er aber erwachte, da sagten ihm die Brüder und ihre Frauen:

„Wir haben dich so gerne wie Salz in den Augen und wie Meerrettich in der Nase. Verlasse unser Haus und gehe, wohin dich deine Nase führt. Wir haben es satt, dich durchzufüttern.“

„Gut, dann gehe ich fort“, erwiderte Oferma. Er zog seinen zerlumpten Bauernrock an, steckte die Flöte und die Peitsche hinter den Gürtel und wanderte geradewegs in die Hauptstadt. Hier fragte er einen Stadtbewohner, den zweiten, den dritten, ob er nicht irgendwo eine Arbeit für seine Hände kriegen könnte, die ihn ernähren würde. Der Hunger setzte ihm nämlich hart zu. Da riet ihm einer der Stadtbewohner:

„Unser König braucht einen Hirten. Geh in den Palast! Dort kriegst du



sofort Arbeit für deine Hände und Essen für deinen Magen. Nimmt er dich als Hirten an und weidest du seine Schafe fünf Jahre lang, so gibt er dir die eine von seinen Töchtern zur Frau.“

Als der Jüngling in den Palast kam, verneigte er sich vor dem König und sprach:

„Ich möchte bei dir als Hirte dienen.“

Da sprach der König hochofrenut:

„Sehr gut, Freundchen. Allein ich nehme dich nur unter einer Bedingung: Wenn du die Schafe in die Berge treibst, so sollen sie dort weiden, wo es ihnen gefällt. Zwinge sie nicht, dort zu weiden, wo es dir gefällt.“

„Gut, mir soll es gleich sein, wo sie weiden“, willigte Oferma ein.

Am nächsten Tag trieb er die Schafherde in die Berge. Die Schafe gingen

und gingen und wollten keine Minute halt machen. Endlich erreichten sie eine Bergwiese, die mit sammetweichem Gras bedeckt war. Oferma legte sich unter eine Eiche und schlief ein. Plötzlich wurde er von Gebrüll geweckt. Da kam ein dreiköpfiger Drache mit weit geöffnetem Rachen auf ihn zugeflogen.

„Wozu hast du deinen Rachen so weit aufgerissen?“ fragte der unerschrockene Oferma.

„Deine Schafe haben mein Sammetgras abgeweidet. Zur Strafe fresse ich dich jetzt auf!“ brüllte der Drache.

Da zog Oferma die Peitsche hinter dem Gürtel hervor, und es begann ein heftiger Kampf. Oferma holte weit aus und schlug zu, und einer der Drachenköpfe rollte wie ein Kürbis in den Bergbach hinein. Nun holte Oferma wieder aus, und der zweite Drachenkopf folgte dem ersten.

Der Drache sah ein, daß er verloren war, und er verlegte sich aufs Bitten: „Erschlage mich nicht, Jüngling! Wenn du mich verschonst, schenke ich dir dafür mein goldenes Haus.“

Oferma hatte ein gutes, weiches Herz, und er erwiderte dem Drachen:

„Nun gut, es sei, wie du wünschst. Dann laß uns einmal dein goldenes Haus besehen!“

Der Drache kroch hinter dem Jüngling her und versuchte ab und zu, ihn zu beißen. Oferma aber versteckte nicht die Peitsche hinter seinem Gürtel. Er hielt sie schlagbereit in der Hand.

Endlich hatten sie das goldene Haus des Drachen erreicht. Da sprach der Drache:

„In meinem linken Ohr ist der Türschlüssel versteckt. Nimm ihn und öffne.“

„Das Haus ist dein und der Schlüssel ist dein, also schließe auch selbst auf!“ befahl Oferma.

Der Drache schüttelte den Kopf, und der Schlüssel fiel zu Boden. „Hebe den Schlüssel auf, Jüngling“, sagte er.

Allein Oferma ließ sich nicht so leicht überlisten:

„Du hast den Schlüssel fallenlassen, hebe ihn also auch selbst auf.“

Als aber der Drache sich bückte, versetzte Oferma ihm einen Schlag mit der Peitsche, und der letzte Drachenkopf lag ihm zu Füßen.

Da öffnete Oferma die Tür, trat ein und setzte sich an den Tisch, als wäre er hier seit eh und je zu Hause. Nun bekam er Lust, ein Pfeifchen zu rauchen. Er nahm die goldene Tabaksdose, die auf dem Tisch lag, doch als er sie öffnete, da sprang ein zottiges Hündchen hervor und fragte mit menschlicher Stimme:

„Was ist dein Begehrt, mein Gebieter?“

„Zunächst möchte ich ein Pfeifchen rauchen. Dann bringe mir ein Pferd,

aber kein gewöhnliches, sondern ein goldenes. Ich will rund um dieses Haus reiten.“

„Wie du wünschst, mein Gebieter.“

Und noch ehe Oferma einen Zug aus seiner Pfeife getan hatte, da sah er schon vor den Fenstern ein goldenes Pferd stehen. Er ging hinaus, packte das Pferd an der goldenen Mähne und schwang sich in den goldenen Sattel.

„Willst du über die Wolken oder über die Erde reiten?“ fragte das Pferd.

„Über die Erde“, erwiderte Oferma.

Das Pferd jagte ein volles Jahr rund um das Haus. So lange dauerte es nämlich, bis Oferma es von allen Seiten betrachtet hatte. Als sie wieder an der Eingangstür ankamen, fragte das Pferd:

„Möchtest du weiterreiten oder sitzt du ab?“

„Ich sitze ab, liebes Pferdchen, denn ich muß nachsehen, was mit den Schafen des Königs geschehen ist.“

Oferma kehrte also auf die Bergweide zurück und suchte die Schafe. Allein es schien, als ob die Erde sie verschluckt hätte. Nirgends konnte er auch nur ein einziges Schäfchen entdecken. Was sollte er tun? Da erinnerte er sich an die Flöte des Vaters, holte sie hinter dem Gürtel hervor und begann zu spielen. Kaum aber erklangen die ersten Töne, so kamen die Schafe von allen Seiten herbeigelaufen, und ihr Blöken erfüllte die Luft ringsum. Nun, da er alle um sich versammelt hatte, trieb er sie nach Hause.

Als die jüngste Königstochter, die am Fenster saß, Oferma und die Herde erblickte, rief sie hochofrenut:

„Vater, seht: Der Hirt kehrt mit der Herde nach Hause zurück!“

„Rede keinen Unsinn!“ erwiderte der König. „Der Drache hat ihn längst in Stücke gerissen.“

„Aber Vater, seht doch selbst!“

Der König sah hinaus. Als er Oferma und die Schafherde erblickte, fluchte er:

„Sakrament! Es soll dir schlecht bekommen, wenn auch nur ein einziges Schäfchen fehlen sollte!“

Der Jüngling trieb die Herde in den Hof, und bald kam der König gelaufen. Er machte sich sogleich ans Nachzählen. Er zählte einmal, zählte zweimal, zählte drei Tage und drei Nächte hintereinander, und es stellte sich heraus, daß die Herde jetzt doppelt so groß wie vorher geworden war.

„Morgen treibst du die Schafe wieder auf die Weide!“ befahl der König.

„Gut“, willigte Oferma ein. „Warum denn auch nicht? Das ist ja mein Dienst.“

In aller Frühe nahm er ein Säckchen mit Brot und Zwiebeln, steckte die Flöte und die Peitsche hinter den Gürtel und trieb die Schafe auf die grüne

Weide. Sie gingen drei Tage und drei Nächte, bis sie eine Wiese mit sammetweichem Gras gefunden hatten.

Die Schafe weideten und Oferma aß sein Frühstück: Brot mit Zwiebeln. Dann legte er sich unter eine Eiche, um ein wenig auszuruhen. Wie er nun so dalag, hörte er das fürchterliche Gebrüll eines Wesens, daß wie eine Feuergarbe über ihm schwebte. Das war nämlich der sechsköpfige Drache, der ihn mit seiner Flamme anfauchte. Oferma fuhr so erschrocken auf, als hätte man ihn mit heißem Wasser übergossen.

„Fort von hier, du gräßlicher Drache! Bin ich denn ein Schwein, daß du mich sengen willst?“



Da erwiderte der Drache:

„Deine Schafe haben mein Sammetgras abgeweidet. Das mußt du nun mit deinem Leben bezahlen!“

Der Drache riß alle seine sechs Rachen auf, deren jeder so groß war wie eine Scheune.

Allein Oferma zog hinter seinem Gürtel die Zauberpeitsche hervor und schlug auf den Drachen ein. Da rollten auch schon fünf Drachenköpfe in den nahen Bergbach hinein. Der Drache verlegte sich aufs Bitten:

„Habe doch Erbarmen, Jüngling! Ich schenke dir mein Kristallhaus, wenn du mich verschonst.“

„Ist mir auch recht“, erwiderte Oferma. „Laß uns also dein Kristallhaus besehen.“

Der Drache schleppte sich absichtlich hinter Oferma her, um ihn in einem günstigen Moment zu packen und aufzufressen. Allein der Jüngling war auf seiner Hut. Er knallte mit seiner Peitsche so, daß der Bösewicht sich vor Angst und Schrecken zusammenrollte.

An der Schwelle des Kristallhauses angelangt, sprach der Drache: „Der Schlüssel liegt unter meiner Zunge. Nimm ihn heraus.“

„Du hältst wohl jedermann für dümmer als dich?“ fragte Oferma. „Möchtest wohl meine Hand kosten und sehen, wie sie schmeckt?“ Und der Hirte holte mit der Peitsche weit aus und ließ sie knallen.

„Spuck ihn aus!“ befahl er dem Drachen.

Da spuckte der Drache den Kristallschlüssel aus.

„Hebe ihn auf und öffne!“ befahl Oferma wiederum.

„Öffne selbst!“ entgegnete der Drache so boshaft, daß die Worte aus seinem Rachen wie eine Feuergarbe hervorbrachen.

Nun aber hieb der Jüngling dem Drachen den sechsten Kopf ab. Dann nahm er den Schlüssel und öffnete die Tür. Als er eintrat, wollte er seinen Augen nicht trauen: Alles ringsum glänzte und schimmerte, daß es ihn geradezu blendete. Oferma setzte sich an den Tisch und fühlte sich wie ein großer Herr, es reizte ihn sogar, ein Pfeifchen zu rauchen. Er nahm eine kristallene Tabaksdose vom Tisch und öffnete sie. Da sprang daraus ein zottiges Hündchen hervor und fragte mit menschlicher Stimme:

„Was ist dein Begehrt, mein Gebieter?“

„Gib mir ein Pfeifchen, damit ich gemütlich rauchen und mich umsehen kann, denn solch ein Wunder sahen meine Augen noch nie. Bringe mir auch ein Pferd, damit ich rund um das Haus reiten und es von außen gründlich betrachten kann.“

Aber noch ehe er einen tiefen Zug aus seiner Pfeife getan hatte, stand vor den Fenstern schon ein Pferd aus Kristall mit einem kristallinen Sattel. Oferma ging hinaus und schwang sich aufs Pferd.

„Wie möchtest du reiten, über die Wolken oder über die Erde?“ fragte das Pferd.

„Über die Erde“, antwortete Oferma, „damit ich alles sehe, was rund um das Haus zu sehen ist“.

Wie er so rundherum ritt, pfiff er vor lauter Freude und Bewunderung vor sich hin. Dieser Ritt dauerte zwei Jahre. Als sie in den Schloßhof zurückgekehrt waren, fragte das Pferd:

„Reitest du weiter?“

„Nein, ich muß absitzen, denn ich weiß nicht, wo die Schafe des Königs sind“.

Oferma eilte nun wieder auf die Bergwiese, allein kein einziges Schäfchen war dort zu sehen. Da holte er des Vaters Flöte hinter dem Gürtel hervor und begann zu spielen. Augenblicklich kamen die Schafe des Königs herangelaufen und umringten ihn von allen Seiten. Nur waren ihrer dreimal so viel wie damals, als er sie zum erstenmal auf die Weide getrieben hatte, denn in der Zwischenzeit hatten sie wieder gelammt.

Als alle herangekommen waren, trieb Oferma sie nach Hause. Die jüngste

Tochter des Königs erblickte ihn als erste und klatschte vor Freude in die Hände.

„Vater, Vater“, rief sie, „seht: Der Hirte kehrt mit unserer Schafherde zurück!“

„Was redest du da!“ erwiderte der König. „Der sechsköpfige Drache hat ihn doch schon längst aufgefressen.“

„Aber es ist doch Oferma!“

Da sah der König selbst aus dem Fenster. Er schaute und schaute, bis er plötzlich vor Zorn fluchte:

„Daß ihn ein Blitzschlag treffe! Fehlt aber auch nur das kleinste Schäfchen, dann hat sein letztes Stündlein geschlagen!“

Oferma kam frohgemut dahergeschritten und zwinkerte der jüngsten Königstochter zu, die am Fenster saß und ihn anstrahlte.

Die Herde, die Oferma heimgetrieben hatte, war so groß, daß der König nicht die geringste Lust verspürte, sie nachzuzählen. Er stand nur mürrisch da und schwieg.

Doch Oferma sprach:

„Eure jüngste Tochter gebt Ihr mir zur Frau, nicht wahr, Majestät?“

„Schneide nicht so rasch den Dill, denn der Fisch ist noch im Bach!“ murrte der König. „Der älteste der Drachen wird dich in Stücke reißen. Ich sage es dir, damit du es weißt. Morgen wirst du die Schafe wieder auf die Weide treiben.“

Am nächsten Tag legte Oferma in aller Frühe Brot und Zwiebeln in sein Säckchen und machte sich abermals mit den Schafen auf den Weg. Sie gingen so lange, bis sie die Bergwiese erreichten, auf der das sammetweiche Gras wuchs.

Da setzte sich der Jüngling, aß ein Stück Brot und eine Zwiebel dazu, dann legte er sich unter die Eiche, um noch ein wenig zu schlafen.

Plötzlich erhob sich ein solches Geheul, daß die Blätter auf den Bäumen erzitterten.

„He!“ rief Oferma. „Da ist Schlafen nicht am Platz, denn der älteste der Drachen kommt herangeflogen.“

Und in der Tat kam ein zwölköpfiger Drache herbei. Er verbreitete ein solch schreckliches Feuer um sich, daß die Bäume und das Gras zu brennen anfangen. Als er Oferma erblickte, brüllte er:

„Was läßt du deine Schafe mein Gras fressen!“

„Weil es mir so gefällt“, erwiderte Oferma.

„Ich verschlinge dich dafür wie der Frosch eine Fliege!“

„Du wirst daran ersticken!“ rief Oferma ihm zu und holte die Peitsche

hervor, die bei jedem Schlag mit solcher Gewalt auf den Drachen niedersauste, daß es nur so pfiß. Die Drachenköpfe rollten einer nach dem anderen in den Bach. Als dem Drachen nur noch ein Kopf geblieben war, verlegte er sich aufs Bitten:

„Erbarme dich meiner, Jüngling! Ich schenke dir dafür einen Diamantpalast.“

„Nein, ich will nichts davon hören! Ich kenne euch schon zur Genüge, ihr Drachenpack! Ihr tut, als schenket ihr mir etwas, um mich weich zu machen und mich dann leichter fressen zu können. Suche dir woanders einen Narren, hier gibt es keine!“



Und noch einmal sauste und pfiß die Peitsche durch die Luft, und der zwölfte, der letzte Drachenkopf lag zu Ofermas Füßen. Unter dessen Zunge fand Oferma den Diamantenschlüssel und schloß die Tür des Diamantenschlosses auf. Darin blitzte und schimmerte alles wie die Sonne so hell. Er schloß die Augen, um nicht geblendet zu werden. Als er sich ein wenig an dieses Blitzen und Leuchten gewöhnt hatte, setzte er sich an den Tisch, um ein Pfeifchen zu rauchen. Kaum aber hatte er die diamantene Tabaksdose, die auf dem Tischchen lag, geöffnet, als ein zottiges Hündchen hervorsprang und fragte:

„Was ist dein Begehrt, mein Gebieter?“

„Gib mir ein Tabakpfeifchen zum Rauchen und hole ein Pferd, damit ich einen Ritt um das Haus machen kann.“

Aber noch ehe er ein paar tiefe Züge aus dem Pfeifchen getan hatte, stand schon ein diamantenes Pferd vor den Fenstern. Oferma ging in den Hof, schwang sich in den diamantenen Sattel und sprach:

„Und nun, liebes Pferdchen, laufe rund um den Palast, damit ich mir alles gründlich ansehen kann!“

Drei Jahre dauerte der Ritt um den Palast, bis sie wieder an die Stelle gelangten, wo sie den Ritt begonnen hatten.

„Reiten wir weiter, Herr?“ fragte das Pferd.

„Nein, es genügt, denn ich muß nachsehen, was aus des Königs Schafen geworden ist.“

Als er auf die Bergwiese kam, fand er von den Schafen nicht die geringste Spur. Also holte er hinter seinem Gürtel des Vaters Flöte hervor und begann zu spielen. Und die Schafe waren plötzlich alle wieder da, wie aus dem Boden gestampft. Es waren ihrer so viele wie die Blätter auf der alten Eiche. Hatten sie doch drei Jahre hintereinander gelammt!

Nun trieb Oferma die Herde nach Hause.

„Vater, schaut doch mal!“ rief die jüngste Königstochter. „Der Hirte ist unversehrt zurückgekommen!“

Der König jedoch rief erbost:

„Ja, das ist doch kaum zu glauben! Wie hat er das nur angestellt? Wie dem auch sei, ein so lumpiger Bauernbursche wird niemals mein Schwiegersohn werden!“

Und doch mußte er ihm seine Jüngste zur Frau geben. Man feierte eine unerhört prächtige Hochzeit, und tausend Gäste waren dazu eingeladen. Die Musik spielte eine Woche lang ununterbrochen.

Oferma und seiner jungen Gemahlin gefielen anfangs die Paläste, die er von den Drachen bekommen hatte, sehr. Einen Tag wohnten sie im goldenen, den zweiten im kristallinen und den dritten im diamantenen Schloß.

Am vierten Tag aber sagte Oferma zu seiner jungen Frau:

„Zum Sterben langweilig sind diese öden Paläste. Allein wie lieb ist einem der Ort, an dem man geboren ist. Kehren wir, Liebste, in meine Heimat zurück! Hier ist alles so kalt und leblos!“

Damit war die Königstochter einverstanden, und sie machten sich sogleich auf den Weg. Im Dorfe erbaute Oferma für sich und seine Frau eine bequeme, schöne Hütte, in der sie in Zufriedenheit, Eintracht und Liebe lebten.



Iwan Hatnichtsán legte den Pfeil auf und schoß ihn ab. Als der Pfeil von der Sehne schnellte, brach ein zwanzigpudschweres Stück vom Bogen ab.

IWAN HATNICHTSAN UND SEIN BRUDER

Irgendwo, sehr, sehr weit von hier, im dreißigsten Zarenreich, in irgendeinem fremden Staat lebten ein Fürst und eine Fürstin. Sie hatten zwei Söhne. Eines Tages sprach der Fürst zu seinen Söhnen:

„Kommt, gehen wir ans Meer. Wollen wir uns dort den Gesang der Meer-menschen anhören.“

Der Weg führte sie durch einen Hain. Auf diesem Spaziergang wollte der Fürst in Erfahrung bringen, wer von seinen Söhnen abseits leben und wer sein Reich erben und regieren wird. Wie sie nun durch den Hain gingen, fielen ihnen drei mächtige Eichen auf. Der Fürst betrachtete aufmerksam diese Eichen und fragte den älteren Sohn:

„Lieber Sohn, was könnte man aus diesen drei Eichen herstellen?“

Da erwiderte der Sohn:

„Ich glaube, lieber Vater, daß man aus ihnen einen Speicher oder Lagerraum bauen könnte. Würde man sie aber glatthobeln, so bekäme man gute Bretter, daraus allerlei zu fertigen wäre.“

Der Fürst entgegnete:

„Aus dir wird ein guter Wirt.“

Nun fragte der Fürst den jüngeren Sohn:

„Und welcher Meinung bist du, mein Sohn? Was könnte man aus diesen Eichen herstellen?“

Der Jüngere erwiderte:

„Lieber Vater, hätte ich die Macht und die nötige Kraft dazu, so würde ich die dritte Eiche fällen und auf die beiden anderen legen, das würde einen Galgen ergeben, an dem ich sämtliche Könige und Fürsten erhänge.“

Der Fürst sagte kein Wort und kratzte sich verlegen hinter dem Ohr.

Indessen langten sie am Meer an und schauten dem munteren Spiel der Fische zu. Da stieß der Fürst seinen jüngeren Sohn ins Meer.

„Geh lieber selber zugrunde, du, Tunichtgut“, so sprach er, „anstatt andere zugrunde zu richten.“

Sobald der Vater den Sohn ins Meer gestoßen hatte, erschien ein Wal und verschluckte ihn. Der Verschluckte spazierte im Bauch des Wals herum, der bald darauf vollgeladene Wagen mitsamt den vorgespannten Ochsen und Pferden verschlang. Hunger verspürend, suchte der Verschluckte in jenen Wagen nach etwas Eßbarem und ernährte sich davon. In einem der Wagen fand er eine Pfeife Tabak und einen Feuerstein. Er stopfte die Pfeife, steckte sie an und begann zu rauchen. Er rauchte eine Pfeife nach der anderen, sicher waren es bald drei Pfeifen. Trunken vom vielen Tabakrauch, schwamm der

Wal ans Ufer und schlief ein. Am Ufer waren Jäger und einer von ihnen bemerkte den Wal und rief:

„Brüder, schaut her! Die Wälder durchstreiften wir vergeblich, kein Tier kam uns vor den Lauf, und hier... Seht ihr nicht den Riesenwal? Wollen wir ihn erlegen?“

Sie schossen mehrmals auf den Wal, dann zerteilten sie ihn in Stücke. Noch während sie damit beschäftigt waren, drang plötzlich eine Stimme aus dem Innern des Wals an ihr Ohr.

„He-e, Brüder, zerhackt den Wal, doch keine ehrliche Christenseele!“

Vor Schreck ließen die Jäger alles stehen und liegen und nahmen Reißaus. Da kroch der jüngere Fürstensohn aus dem Loch, das die Jäger in den Leib des Riesenwals gehauen hatten, und setzte sich hin. Splitternackt saß er da, denn die Kleider, die er anhatte, als der Wal ihn verschluckte, waren längst verfault, befand er sich doch bereits ein Jahr oder länger im Innern des Wals. Da saß er also splitternackt und dachte: ‚Was nun? Allein und nackt auf der Welt...‘

Sein älterer Bruder war bereits selbst ein großer Herr. Der Vater dürfte bereits gestorben sein, und nun war er der alleinige Herr im Reich.

Die Richter und Senatoren des Reichs versammelten sich und wünschten die Heirat des jungen Fürsten. Nun befand er sich unterwegs auf der Suche nach einer Braut. Ein großer Troß begleitete ihn. Wie sie so dahinzogen, bemerkten sie plötzlich einen völlig nackten Mann, der am Ufer saß. Da schickte der Fürst einen seiner Diener zu jenem Nackten:

„Geh’ hin und bringe in Erfahrung, wer jener Mann ist.“

„Guten Tag, lieber Mann!“

„Guten Tag“, erwiderte der Nackte.

„Wer bist du?“ fragte der Diener des Fürsten.

„Ich bin Iwan Hatnichtsan“, antwortete der Fremde, „doch wer seid ihr?“

„Wir kommen aus einem fernen Land und befinden uns auf der Suche nach einer Braut für unseren Fürsten.“

„Dann geh“, sagte Iwan Hatnichtsan, „und richte deinem Fürsten aus, daß er zwar als Brautbewerber auf der Reise ist, doch ohne mich findet er keine Braut.“

Der Diener kehrte zurück und berichtete dem Fürsten, was ihm aufgetragen worden war. Sogleich befahl der Fürst, dem nackten Mann ein Hemd, eine Hose und alles andere Notwendige zu bringen. Der Nackte sprang ins Wasser, wusch sich gründlich, zog das Hemd, die Hose und alles andere an und begab sich mit dem Diener zum Fürsten, dem er folgendes sagte:

„Habt Ihr mich zu Eurem Begleiter erkoren, so müßt Ihr mir widerspruchslos gehorchen. Werdet Ihr mir folgen, dann kehren wir wohlauf und gesund nach

Rußland, unserem Heimatland, zurück, gehorchet Ihr mir nicht, so bleiben wir für immer verbannt.“

Der Fürst willigte ein und befahl allen, ihrem neuen Begleiter zu gehorchen.

Als sie weiterzogen, kam ihnen ein großes Mäuseheer entgegen. Der Fürst wollte achtlos über die Mäuse hinwegschreiten, aber Iwan Hatnichtsán wider setzte sich dem aufs entschiedenste:

„Halt!“ rief er, „keinen Schritt weiter! Macht den Weg frei! Laßt die Mäuse vorüberziehen! Kein Härchen darf ihnen gekrümmt werden.“



Der Fürst und sein Hochzeitstroß traten zur Seite und gaben dem Mäuseheer den Weg frei. Die Maus, die als letzte vorüberzog, schaute sich um und sprach:

„Dank dir, Iwan Hatnichtsán, du hast mein Heer vor dem Untergang bewahrt. Ich werde auch das deine nicht untergehen lassen.“

Nun setzten der Fürst und seine Begleiter ihren Weg fort. Da kam ihnen eine Mücke mit ihrem Heer entgegen. Es waren ihrer so viele, daß sie unübersehbar schienen. Der Divisionsgeneral des Mückenheeres kam herangeflogen und sprach:

„He, Iwan Hatnichtsán, erlaube meinem Heer, sich an Blut satt zu trinken. Erlaubst du dies, so werden wir dir von großem Nutzen sein, erlaubst du's nicht, so kehrt ihr nicht nach Rußland zurück.“

Sogleich streifte Iwan Hatnichtsán das Hemd ab und befahl, den jungen Fürsten zu fesseln, damit er keine einzige Mücke töte. Die Mücken saugten sich satt und flogen davon.

Als sie am Ufer weiterzogen, bemerkten sie einen Mann, der im Meere zwei Hechte gefangen hatte. Da wandte sich Iwan Hatnichtsán an den Fürsten:

„Kaufen wir diesem Mann die zwei Hechte ab und schenken ihnen wieder die Meeresfreiheit.“

„Wozu?“ fragte der Fürst.

„Frag nicht ‚wozu‘, sondern kauf die Fische.“

Sie kauften die Hechte und gaben sie dem Meer zurück. Die Hechte aber wandten sich um und sprachen:

„Hab' Dank, Iwan Hatnichtsan, du hast uns nicht töten lassen, wir werden Gleiches mit Gleichem vergelten.“

Nichts geschieht jedoch so rasch, wie das Märchen erzählt. Sie zogen immer weiter und weiter, eine Woche lang oder länger, und gelangten schließlich in ein fernes Land, ins dreißigste Reich, in einen völlig fremden Staat. In diesem Reich herrschte ein Drache. Groß waren die Häuser dort. In den Höfen ringsum ragten viele eiserne Pfähle empor, und auf diesen Pfählen steckten die Köpfe von Soldaten, die einst in verschiedenen Heeren gedient hatten. An den zwölf Pfählen jedoch, die in der Nähe der Toreinfahrt in die Erde gerammt waren, steckte kein einziger Kopf. Dem Fürsten ward es unheimlich zumute. Er sprach:

„Wie meinst du, Iwan Hatnichtsan, warten diese Pfähle nicht auf unsere Köpfe?“

„Wollen wir nichts übereilen.“

Endlich langten sie an. Der Drache empfing sie, als wären sie geladene Gäste. Sogleich befahl er, den ganzen Troß zu bewirten. Den Fürsten aber führte er ins Haus.

Aus der Wohnung des Drachen drang fröhliches Gelächter und froher Gesang.

Dieser Drache hatte zwölf Töchter, und eine übertraf die andere an Schönheit und Gestalt. Er stellte sie alle dem Fürsten vor, wobei er ihm sagte, dies sei die Ältteste, jene die Zweitältteste und so weiter bis zur Jüngsten, der zwölften. Dem Benehmen nach gefiel dem Fürsten die Jüngste. Und nun begann man zu feiern, man unterhielt sich bis spät in den Abend hinein. Dann nahm man Abschied voneinander und begab sich zur Nachtruhe. Da fragte der Drache den Fürsten:

„Na, welche von meinen Töchtern ist die schönste?“

Der Fürst erwiderte:

„Mir gefällt am besten die jüngste. Um sie werde ich werben.“

Darauf sagte der Drache:

„Gut. Ich verspreche sie dir, aber nur in dem Falle, wenn es dir gelingt, all das zu vollbringen, was ich dir befehle. Gelingt es dir nicht, so schlage ich dir den Kopf ab und befördere deinen Hochzeitstroß ins Jenseits.“

Und sogleich erteilte er dem Fürsten den ersten Befehl:

„Dreihundert Schober verschiedenen Getreides habe ich auf der Tenne

liegen. All das soll bis Tagesanbruch gedroschen und Stroh, Spreu sowie Körner sollen voneinander gesondert werden.“

Der Fürst begab sich zu seinem Troß, die Augen voller Tränen.

Als Iwan Hatnichts an diese tränenvollen Augen sah, fragte er:

„Warum weinst du, mein Fürst?“

„Wie könnte ich nicht weinen, wenn der Drache mir völlig unausführbare Befehle erteilt?“ Und er erzählte, was der Drache ihm befohlen hatte.

„Weine nicht, Fürst“, sagte Iwan Hatnichts an, „geh schlafen. Bis Tagesanbruch wird der Befehl des Drachen ausgeführt.“

Iwan Hatnichts an ließ einen gellenden Pfiff ertönen, der die Mäuse herbeirief.

Da kamen unendlich viele Mäuse und fragten:

„Wozu riefst du uns, Iwan Hatnichts an?“

„Ich rief euch zu Hilfe, denn der Drache hat uns einen für uns unausführbaren Befehl erteilt. Alle Schober, die er auf der Tenne hat, sollen bis Tagesanbruch gedroschen und Stroh, Spreu sowie Körner sollen voneinander gesondert werden.“

Im Nu huschten die Mäuse piepsend und raschelnd auf die Tenne. Es waren ihrer so viele, daß nicht einmal eine Nadel zwischen ihnen Platz gefunden hätte. Und wie emsig sie sich an die Arbeit machten! Bis zur Morgendämmerung war es noch weit, doch sie hatten den Auftrag bereits ausgeführt. Nun huschten sie rasch zu Iwan Hatnichts an und weckten ihn. Auf der Tenne standen die Schober wie früher, jetzt war jedoch alles sauber voneinander gesondert. Und doch bat er sie, nachzusehn, ob nicht in irgendeiner Ähre ein Körnchen geblieben wäre. Blitzschnell begannen sie die Suche, fanden jedoch weder im Stroh noch in der Spreu noch sonst wo auch nur ein einziges, vergessenes Körnchen. Da kamen sie herangehuscht und sagten:

„Nichts ist zurückgeblieben, hab keine Angst. Kein Mensch findet auch nur ein einziges vergessenes Körnchen. Nun sind wir quitt. Gehab dich wohl!“

Aber Iwan Hatnichts an blieb auf der Tenne, um die getane Arbeit zu bewachen. Noch vor Tagesanbruch suchte ihn der Fürst und fand ihn auf der Tenne. Und der Fürst sah: die Arbeit war bis ins kleinste getan, so, wie der Drache befohlen hatte. Er dankte Iwan Hatnichts an und begab sich zum Drachen. Bald darauf kehrten beide zurück. Selbst der Drache bewunderte diese außerordentliche Leistung. Und doch ließ er seine Töchter holen, damit sie nachsehen sollten, ob nicht doch irgendein Körnchen, irgendeine Ähre abhanden gekommen wäre. Die Töchter suchten und suchten, jedoch vergeblich. Da sprach der Drache:

„Nun gut. Gehn wir. Bis zum Abend wollen wir trinken und den Tag

angenehm verbringen. Am Abend gebe ich dir einen neuen Auftrag, den du bis zur nächsten Morgendämmerung erfüllen sollst.“

Den ganzen Tag verbrachten sie fröhlich, am Abend jedoch befahl der Drache:

„Meine jüngste Tochter hat heute früh während des Badens ihren Ring im Meer verloren. Sie suchte lange, fand ihn jedoch nicht. Findest du ihn und bringst ihn noch vor dem Mittagessen, so bleibst du am Leben, findest du ihn nicht, so ist euer aller Leben keinen Groschen mehr wert.“

Die Augen voller Tränen, begab sich der Fürst zu den Seinen. Als Iwan Hatnichts an den weinenden Fürsten erblickte, fragte er:

„Warum weinst du, mein Fürst?“

„Solch ein Unglück“, erwiderte der Fürst und erzählte, was der Drache ihm aufgetragen hatte.

Da sprach Iwan Hatnichts an:

„Dieser schäbige Drache lügt. Nicht die Tochter hat den Ring verloren, er selber nahm ihn, flog übers Meer und warf ihn hinunter. Und nun leg dich schlafen. Morgen früh werde ich versuchen, den Ring zu finden.“

Am nächsten Tag ging Iwan Hatnichts an in aller Frühe ans Meer und rief so laut und pfiff so gellend, daß es erbrauste und gewaltige Wellen ans Ufer schleuderte. Jene zwei Hechte, die er einst gekauft, um ihnen die Freiheit zu schenken, kamen ans Ufer geschwommen und fragten:

„Wozu riefst du uns, Iwan Hatnichts an?“

„Wie sollt ich euch nicht rufen? Der Drache flog heute übers Meer und warf den Ring seiner Jüngsten in die Wellen. Durchstöbert alles, sucht überall. Findet ihr ihn, so bleibe ich am Leben, findet ihr ihn nicht, so erlischt mein Lebenslicht, der Drache tötet mich.“

Die beiden Hechte durchstöberten das Meer, durchschwammen es kreuz und quer, jedoch ergebnislos. Da schwammen sie zur Hechtmutter und erzählten ihr vom Auftrag des Iwan Hatnichts an.

Diese erwiderte:

„Den Ring habe ich, es tut mir leid um ihn, um euch jedoch tut es mir noch mehr leid.“

Sie würgte den Ring hervor, und die beiden Hechte kehrten eilends zu Iwan zurück.

„Hier unsere Gegenleistung“, sprachen sie, „wir konnten ihn nur mit äußerster Mühe finden.“

Iwan Hatnichts an dankte den Hechten und ging zurück zum Fürsten. Dieser erwartete ihn weinend und verzweifelt. Hat doch der Drache ihn bereits

zweimal holen lassen, und der Ring war noch immer nicht da. Als der Fürst Iwan erblickte, sprang er auf:

„Hast du ihn?“

„Hier ist er“, sprach Iwan. „Da kommt auch schon der Drache.“

„Jetzt mag er kommen.“

Der Drache blieb an der Schwelle stehen, und der Fürst, der ihm entgegengehen wollte, stieß fast mit ihm zusammen. Erbost fragte der Drache:

„Und wie steht's mit dem Ring? Hast du ihn?“



„Hier ist er! Ich gebe ihn jedoch nicht dir, sondern dem, bei dem du ihn genommen hast.“

Lachend erwiderte der Drache:

„Einverstanden. Nun gehn wir aber Mittag essen. Ich habe Gäste, und wir warten schon auf dich.“

Als sie das Zimmer betraten, sah der Fürst elf Drachen, die um den Tisch saßen. Er begrüßte sie höflich, dann ging er auf die Töchter des Drachen zu, holte den Ring hervor und fragte:

„Welcher von euch gehört er?“

„Mir“, antwortete die Jüngste errötend.

„Gehört er dir, so nimm ihn. Ich durchschwamm das Meer kreuz und quer, bis ich ihn fand.“

Alle lachten, allein die Jüngste dankte ernstes Angesichts.

Daraufhin begab man sich zum Mittagessen. Während man zu Tisch saß, sagte der Drache in Anwesenheit seiner Gäste:

„Ich habe einen Bogen, der wiegt hundert Pud. Schnellst du den Pfeil vor den Augen der Gäste ab, so bekommst du meine Tochter zur Frau.“

Nach dem Essen hielten alle Mittagsschlaf. Der Fürst aber lief zu Iwan Hatnichtsan und sprach:

„Nun sind wir verloren!“ Und er erzählte vom neuerlichen Auftrag.

„Kleinigkeit!“ sagte Iwan Hatnichtsan. „Wenn man den Bogen bringt, so schau ihn dir seelenruhig an und sage dem Drachen: ‚Von diesem Bogen den Pfeil abschnellen, würde mir nur Schande bereiten, das kann jeder meiner Knechte‘, und laß mich augenblicklich holen. Ich aber werde den Pfeil so abschnellen, daß man keinem Menschen mehr derartige Aufgaben stellt.“

Nach diesem Gespräch ging der Fürst zum Drachen und verkürzte sich die Zeit mit dessen Töchtern. Eine hübsche Weile verstrich jedoch, ehe dieser mit seinen Gästen erschien. Ihnen folgten Knechte, die den hundertpudschweren Bogen schleppten. Als der Fürst diesen Bogen erblickte, erblaßte er vor Schreck. Der Bogen wurde hinausgetragen, und alle kamen mit. Draußen sah sich der Fürst den Bogen von allen Seiten an und sagte gelassenen Tones:

„Dieser Bogen kann mir nur Schande bereiten, denn jeder meiner Bediensteten schnell damit den Pfeil ab, für mich aber wäre es ein Schimpf, dies zu tun.“

Bei diesen Worten wechselten die Drachen bedeutsame Blicke miteinander und sagten:

„Wollen mal sehen! Laß deine Bediensteten holen!“

Da rief der Fürst:

„He, holt Iwan Hatnichtsan!“

Als Iwan erschien, sprach der Fürst zu ihm:

„Nimm diesen Bogen und schnelle einen Pfeil ab!“

Iwan Hatnichtsan legte den Pfeil auf und schoß ihn ab. Als der Pfeil von der Sehne schnellte, brach ein zwanzigpudschweres Stück vom Bogen ab. Da sprach der Fürst erzürnt:

„Seht ihr? Hätte ich den Pfeil abgeschnellt, so wäret ihr an meiner Schande schuld!“

Iwan Hatnichtsan steckte das zwanzigpudschwere, vom Bogen abgebrochene Stück in den Stiefelschaft und kehrte zu den Seinen zurück. Der Fürst begab sich ins Drachenschloß. Die Drachen jedoch blieben draußen und berieten sich flüsternd, was für eine neue Aufgabe dem Fürsten zu stellen sei. Bald kehrten auch sie ins Schloß zurück. Als sie eintraten, rief der Hausherr seine Jüngste und flüsterte ihr etwas ins Ohr. Sie verließ sofort das Zimmer und er folgte ihr. Draußen sprachen sie lange und leise miteinander, dann kam der Drache zurück und sagte:

„Für heute sei es genug, es dunkelt bald. Wir verschieben die nächste Aufgabe auf morgen. Ich habe ein Roß, das ich wie einen Schatz hinter zwanzig verschlossenen Türen halte. Kannst du dieses Roß reiten, so bekommst du meine Tochter.“



Bis in den Abend hinein verbrachten sie die Zeit mit Gesang und Trank, dann gingen sie schlafen. Der Fürst aber begab sich zu Iwan Hatnichtsan und erzählte ihm, worüber gesprochen und was beschlossen worden war. Dieser hörte den Fürsten ruhig an und sagte ihm:

„Kam es dir nicht wunderlich vor, daß ich das zwanzigpudschwere, abgebrochene Bogenstück in den Stiefelschaft gesteckt habe? Ich wußte bereits, was kommen wird. Paß auf! Wenn man dir das Roß bringt, so betrachte es prüfend von allen Seiten und erkläre: ‚Es fällt mir nicht im Traume ein, auf diesem Roß zu reiten und mich mit einer ähnlichen Schande zu bedecken wie sie mir mit dem Bogen widerfahren wäre, wenn ich den Pfeil abgeschossen hätte. Soll lieber mein Bediensteter darauf reiten.‘ Das Pferd, das du reiten sollst,

ist überhaupt kein Pferd, es ist die jüngste der Drachentöchter, die sich in ein Roß verwandelt hat. Du darfst sie keinesfalls reiten, ich aber werde ihr einen Denkkzettel verpassen, den sie nie vergessen wird.“

Am nächsten Tag standen alle frühzeitig auf, und der Fürst ging ins Schloß, wo er jedermann einen schönen Morgen wünschte. Es fiel ihm sofort auf, daß nur elf der Drachentöchter anwesend waren. Die zwölfte, die jüngste, war nicht da. Nun erhob sich der Drache und sprach:

„Also, mein Fürst, gehen wir hinaus, denn bald führt man dir jenes Roß vor. Wir wollen sehn, wie es sich reiten läßt.“

Alle verließen das Zimmer. Da brachte man auch schon das Roß. Zwei Drachen führten es mit großer Mühe. Es zerrte sie bald hierhin, bald dorthin, als versuchte es, sich zu befreien. Dort, wo alle versammelt waren, hielten es die Drachen an. Nun besah sich der Fürst dies feurige Roß von allen Seiten und erklärte:

„Wenn ich nicht irre, spracht ihr von einem feurigen Hengst? Wozu brachtet ihr dann dieses zahme Stutchen? Ich reite diese Stute nicht, denn ich hab keine Lust, mich, ebenso wie gestern beim Bogenschießen, der Gefahr einer Schande auszusetzen. Mag sie einer meiner Knechte reiten.“

Darauf erwiderte der Drache:

„Gemacht! Soll er reiten!“

Der Fürst ließ Iwan Hatnichts an holen und befahl ihm:

„Schwing dich auf dies Stutchen und vergnüge dich ein wenig!“

Als sich Iwan Hatnichts in den Sattel geschwungen hatte, gaben die Drachen das Roß frei. Da jagte es wie der Blitz dahin und sprang auf einmal so hoch, daß es die Wolken zu berühren schien. Dann ließ es sich mit einem solchen Schwung zur Erde nieder, daß der Boden erbebte. Daraufhin holte Iwan Hatnichts das abgebrochene, zwanzigpudschwere Bogenstück aus dem Stiefelschaft und begann die Stute zu schlagen. Da nahm sie sich zusammen und jagte mit ihm wie der Wind dahin, bald her, bald hin. Er aber versetzte ihr Hieb auf Hieb. So ging es eine ganze Weile, bis sie einsah, daß mit diesem Iwan nicht zu scherzen sei. Und sie verlegte sich aufs Bitten:

„Liebes Iwanchen, schlag doch nicht so herzlos! Fordere, was du willst, ich gewähre dir alles.“

„Ich verlange nichts für mich“, erwiderte Iwan. „Jedoch, wenn wir uns vor dem Fürsten niederlassen, so falle vor ihm hin und strecke die Beine aus, so, als wärst du todmüde.“

Sie dachte lange nach, dann sprach sie:

„Es wird wohl so sein, mit dir ist nicht gut Kirschen essen.“

Sie trug ihn also hoch durch die Lüfte, über die Wipfel, über die Gipfel,

und als sie den Fürsten erblickte, ließ sie sich fallen, als ob sie vor Müdigkeit zusammenbreche. Da sprach der Fürst:

„Seht ihr die Schande! Und ihr verlangtet, daß ich diese faule Stute reite.“

Der Drache stand beschämt da. Was geschehen mußte, geschah. Man spazierte noch ein wenig im Garten, dann begab man sich zum Mittagessen. Als ihnen die jüngste Drachentochter begegnete, begrüßte man einander höflich und tat, als sei nichts vorgefallen. Der Fürst wandte kein Auge von ihr. War sie bisher schön, so erschien sie ihm jetzt noch viel schöner. Man setzte sich zu Tisch, und der Drache sprach:



„Nun, mein Fürst, nach dem Mittagessen bringe ich meine zwölf Töchter in den Hof. Erkennst du die Jüngste, so feiern wir Hochzeit.“

Nach dem Mittagessen geleitete der Drache seine Töchter in den Umkleideraum, und der Fürst ging zu Iwan Hatnichtsan, damit der ihm rate, wie diese neue Aufgabe zu lösen sei und was zu tun wäre.

„Dies!“ sagte Iwan und ließ einen gellenden Pfiff ertönen, worauf die Mücke eilends geflogen kam. Da erzählte ihr Iwan, worum es ginge, und sagte, diese Aufgabe sei keine geringe.

Daraufhin sprach die Mücke:

„Du hast uns geholfen, nun helfe ich dir. Wenn der Drache seine Töchter in den Hof führt, so wende der Fürst kein Auge von ihnen. Ich werde über ihrem Haupt schweben. Der Fürst soll aufpassen, wenn er das erste Mal um sie herumgeht, werde ich über ihrem Kopf schweben, auch das zweite Mal werde ich über ihrem Kopf schweben, wenn er aber das dritte Mal um sie herumgeht, werde ich mich auf ihre Nase setzen. Sie hält dies nicht aus und jagt mich mit ihrer Rechten fort.“

Nach diesen Worten flog die Mücke zum Drachen, der den Fürsten holen ließ. Der Fürst schaute sich die zwölf Drachentöchter an, die alle einander wie Regentropfen glichen. Die Gesichter, die Kleider, die Zöpfe – alles glich einander

so, als wiederhole sich ein und dieselbe Person zwölfmal. Der Fürst schaute und schaute, er konnte jedoch nicht den geringsten Unterschied entdecken. Die Jüngste zu erkennen, schien unmöglich zu sein. Nun ging er zum ersten Mal um sie herum, allein die Mücke bemerkte er nicht. Als er zum zweiten Mal um sie herumging, da sah er die Mücke über ihrem Kopf. Von nun an ließ er sie nicht mehr aus den Augen. Als er zum dritten Mal um sie herumging, setzte sich die Mücke auf die Nase der Jüngsten. Diese aber hob die Rechte und schlug zu. Da rief der Fürst: „Das ist sie!“ Er führte sie zu ihrem Drachenvater, der verlegen dastand und sich nicht zu helfen wußte.

„Da du deine Liebste erkanntest“, sprach der Drache, „so beginnen wir bereits heute mit der Hochzeitsfeier.“

So geschah es. Am Abend desselben Tages fand die Trauung statt. Nach der Trauung ging es hoch her: Sang und Klang, Tanz und Gelächter füllten die Gemächer; es erdröhnten die Kanonen, ohne die Ohren zu schonen. Die Zeit verging so rasch, als wäre sie nichts als ein Augenblick. Und es nahte schon die Stunde der Nachtruhe. Da winkte Iwan Hatnichts an den Fürsten zu sich heran und sprach:

„Nun, mein Fürst, versuche alles, damit wir morgen früh ohne Störung aufbrechen und heimkehren können. Und noch etwas: sieben Jahre lang sollst du unser Geheimnis, auf welche Weise wir die Drachentochter eroberten, nicht preisgeben, umschmeichelt sie dich noch so sehr, du mußt schweigen. Enthüllst du ihr aber das Geheimnis und sagst ihr die Wahrheit, sind wir beide verloren, du und ich.“

Der Fürst erwiderte:

„Abgemacht. Ich vertraue ihr nichts an.“

Am nächsten Tag erhob sich das junge Paar in aller Frühe und begab sich zum Drachen. Der Fürst brachte sein Anliegen vor, heute schon heimkehren zu wollen. Da entgegnete der Drache:

„Warum diese Eile?“

„Denkt darüber, was Ihr wollt, ich aber kehre schon heute nach Hause zurück.“

Nach dem Mittagessen verließen sie mit der jungen Fürstengemahlin den Drachenpalast. Wohlbehalten erreichten sie ihr Heimatland. Hier dankte der Fürst dem treuen Iwan Hatnichts an für all seine Mühe und ernannte ihn zu seinem ersten Ratgeber. Was immer Iwan Hatnichts an auch riet, jedermann im ganzen Lande folgte seinem Rat. Der Fürst aber saß Tage lang da und dachte weder über etwas nach noch an etwas.

So verbrachte der junge Fürst mit seiner Gemahlin die Zeit. Ein Jahr verstrich und noch ein Jahr. Im dritten Jahr aber schenkte die Fürstin einem

Knaben das Leben. Dieses Kind bereitete dem jungen Fürsten große Freude. Eines Tages nahm er den Jungen auf den Arm und sprach voll Innigkeit:

„Gibt es etwas Herrlicheres auf der Welt als dieses Kind?“

Als die Fürstin merkte, wie rührselig an diesem Tag ihr Mann war, küßte und koste sie ihn, umschmeichelte ihn auf jede erdenkliche Weise und erinnerte ihn an jene Zeit, als er um sie warb. Sie sprach von den unmöglichen Aufträgen ihres Vaters und davon, wie der Fürst all diese schweren Aufträge erfüllt hatte. Und sie fragte ihn, wie er dies geschafft hätte. Darauf erwiderte der Fürst:



„Hätte ich nicht den treuen Iwan Hatnichtsan, so würde auf einem der eisernen Pfähle mein aufgespießter Kopf die Aufträge deines Vaters noch heute erfüllen.“

Ohne auch nur mit der Wimper zu zucken und sich zu verraten, ohne auch nur mit einer Miene ihren Zorn zu zeigen, verließ sie das Zimmer.

Indessen saß Iwan Hatnichtsan ahnungslos bei sich zu Hause und merkte nicht, wie zorn erfüllt die Fürstin war. Rasch trat sie ein, zog ein an den Enden goldbesticktes Handtuch unter dem Rock hervor und schwenkte es vor seiner Nase. Augenblicklich war er wie mit einem Messer entzweigeschnitten. Die Beine blieben im Zimmer, und der Rumpf mitsamt dem Kopf flogen durchs Dach hinaus und fielen zu Boden, sieben Meilen weit von seinem Haus entfernt. Noch während des Niederstürzens fluchte er:

„Ach du Verdammter! Ich hätte nie gedacht, daß du solch ein Plaudersack bist, solch ein Verräter! Hab ich dich doch gebeten, daß du dich sieben Jahre lang deiner Frau nicht anvertrauen sollst! Nun sind wir beide verloren, ich und du.“

Völlig niedergeschlagen saß er da. Aber wie er den Kopf hob, sah er einen Mann ohne Arme, der hinter einem Hasen herrannte. Er jagte den Hasen direkt in Iwans Hände, die ihn sogleich packten. Da brach ein Streit zwischen

dem Fuß- und dem Armlosen aus. Der eine rief: ‚Das ist mein Hase!‘ und der andre rief: ‚Nein, das ist mein Hase!‘ So stritten sie miteinander, ohne das einer dem anderen nachgeben wollte. Nun aber sagte der Armlose:

„Wollen wir lieber eine Eiche ausreißen, und wer von uns den Baum weiter wirft, dem gehört der Hase.“

Der Fußlose war einverstanden.

Der Armlose wälzte den Fußlosen an eine Eiche heran, und dieser riß sie aus. Er gab sie dem Armlosen, damit dieser als erster werfe. Der legte sich auf den



Erdboden und schleuderte die Eiche mit den Füßen weg, so daß sie drei Meilen weit flog. Daraufhin warf sie der Fußlose mit solcher Kraft, daß sie sieben Meilen weit flog. Da sprach der Armlose:

„Nimm den Hasen und laß uns Brüder sein, sei du mein älterer Bruder.“

Sie verbrüdeten sich also, bauten einen Wagen, banden ein Seil daran und der Armlose spannte sich davor und zog den Fußlosen. Eines Tages kamen sie in eine Stadt, wo ein Zar herrschte, und der Armlose führte den Fußlosen zur Kirche. Hier stellte er den Wagen zu den Bettlern. Da standen sie nun und warteten. Bald darauf kam die Zarentochter und befahl, die Karosse anzuhalten.

„Gebt dieses Geld den Krüppeln“, sprach sie.

Die Zofe schickte sich an, das Almosen den Bettlern zu reichen, da sprach der Fußlose:

„Wäre es nicht besser, wenn Ihr, edle Dame, uns das Almosen mit Euren eignen Händen reichet?“

Da nahm die Prinzessin das Geld, das sie der Zofe übergeben hatte, und reichte es dem Fußlosen. Dieser fragte:

„Verzeiht, edle Dame, daß ich es wage, an Euch die Frage zu richten: Warum ist Eure Gesichtsfarbe so gelb?“

„So wollte es Gott“, seufzte die Prinzessin.

„Nein“, entgegnete der Fußlose, „ich kenne die wahre Ursache. Mir wäre es vielleicht möglich, Euch zu heilen.“

Während sie so sprachen, kam der Zar dahergefahren. Er ließ seine Kalesche neben der Karosse seiner Tochter halten, und der Fußlose wandte sich an ihn mit den Worten:

„Majestät, möge Eure Tochter die wahre Ursache ihrer gelben Gesichtsfarbe eingestehen.“

Sie blickte zu ihrem Vater auf, dessen Augen ihr zu sprechen befahlen, und sie gestand:

„Zu mir kommt ein Drache geflogen und saugt mein Blut aus.“

Die Brüder fragten:

„Wann kommt er geflogen?“

„Vor Anbruch der Morgendämmerung, wenn die Wächter vor Müdigkeit einschlafen, da kommt er durch den Schornstein geflogen.“

„Hört“, sprach der Fußlose, „wir verstecken uns im Flur, und Ihr, Prinzessin, hüstelt, wenn er kommt.“

Sie versteckten sich im Flur, und nach einiger Zeit sahen sie plötzlich Funken unter dem Dach aufblitzen. Nun vernahmen sie auch das Hüsteln der Zarentochter und stürzten augenblicklich in deren Zimmer. Der Drache hatte sich jedoch schon unter die Kissen verkrochen. Hastig sprang die Prinzessin aus dem Bett. Der Armlose legte sich rasch auf den Boden, packte den Fußlosen mit den Beinen und warf ihn auf die Polster. Als der Fußlose den Drachen erwischt hatte, begann er ihn zu würgen. Da flehte und bat dieser:

„Laßt mich los. Ich komme nie mehr hierher und verbiete es auch den Meinen.“

Da entgegnete der Fußlose:

„Nein. Zuerst bringe uns zu jener Quelle, wo das heilende Wasser fließt, damit ich Füße und mein Bruder Arme bekommt.“

Darauf erwiderte der Drache:

„Haltet euch an mir fest. Ich bringe euch, wohin ihr wollt. Aber um eines bitte ich: hört auf, mich zu plagen.“

Sie hielten sich am Drachen fest, und er erhob sich hoch in die Lüfte. Sie flogen und flogen, bis sie zu einem Brunnen kamen. Da sprach der Drache:

„Hier ist das Heilwasser.“

Der Armlose schickte sich schon an, hineinzuspringen, der Fußlose hielt ihn jedoch zurück:

„Wohin, Bruder? Pack lieber den Drachen mit den Füßen und halte ihn

fest. Ich stecke indessen einen dürrn Zweig in den Brunnen, und bald sehen wir, ob sich dort tatsächlich heilendes Wasser befindet.“

Der Fußlose tauchte den Zweig in den Brunnen. Sobald er ihn jedoch herausnahm, verbrannte der Zweig. Da schlugen sie erbarmungslos auf den Drachen ein, der sich abermals aufs Bitten und Betteln verlegte: ‚Schlagt doch nicht so herzlos! Hier irgendwo in der Nähe ist wirklich Heilwasser‘. Und er flog mit ihnen zu einem anderen Brunnen. Wiederum tauchten sie einen dürrn Zweig ins Brunnenwasser. Da blühte dieser sofort auf. Ohne viel zu überlegen, sprang der Armlose ins Wasser und tauchte mit Armen wieder empor. Der Fußlose folgte ihm und kam mit neuen Füßen aus dem Wasser. Nun ließen sie den Drachen los und befahlen ihm, daß er nie mehr im Zarenschloß erscheine.

Iwan Hatnichtsán machte sich wieder auf den Weg zu seinem Bruder, dem Fürsten. Was hat nur die verfluchte Drachentochter mit ihm angestellt? Bald war er im Reich seines Bruders. Als er so dahinging, bemerkte er in der Nähe der Landstraße einen Schweinehirten. Die Schweine weideten, und der Hirt saß an einem Grab. Da dachte er: ‚Es wäre vielleicht gut, den Hirten zu fragen, was im Lande vorgeht.‘ Er ging zu jenem Hirten und wie er ihn ansah, erkannte er seinen Bruder. Dieser blickte auf und erkannte Iwan Hatnichtsán. Lange sahen sie sich schweigend an. Iwan Hatnichtsán faßte sich als erster und sprach:

„Du also, Fürst, bist der Schweinehirt. Es war wohl der Mühe wert, eine Drachentochter zu heiraten. Hab ich dich nicht gewarnt? Hab ich dir nicht gesagt, daß du sieben Jahre lang deiner Frau nichts anvertrauen sollst?“

Der Fürst sank vor ihm auf die Knie und bat:

„Iwan Hatnichtsán, vergib mir!“

Da hob ihn Iwan auf und sprach:

„Gut, daß du am Leben geblieben bist. Nun wirst du noch ein wenig dein Land regieren.“

Der Fürst aber fragte Iwan Hatnichtsán, wie er zu seinen Füßen gekommen sei. Da vermochte Iwan nicht länger sein Geheimnis zu hüten und gab sich ihm zu erkennen. Er erzählte ihm, was er erlebt hatte. Nun umarmten und küßten sie sich. Da sprach der Fürst:

„Es ist Zeit, Brüderchen, die Schweine nach Hause zu treiben, denn bald wird die Fürstin ihren Tee trinken.“

„Gut“, sagte Iwan Hatnichtsán, „wir treiben sie gemeinsam nach Hause.“

„Nein“, erwiderte der Fürst, „die Sache hat einen Haken. Siehst du jenes verfluchte Schwein dort vorn, das sogenannte Leitschwein? Sobald wir das Tor erreichen, bleibt es wie angewurzelt stehen und rührt sich nicht von der

Stelle, bis man ihm dreimal den Rüssel küßt. Während dieses Spektakels sitzt die Fürstin mit ihren Drachengästen vor dem Schloß. Sie sehen dem Schauspiel zu und lachen aus Leibeskräften.“

„Dies und nichts andres hast du verdient. Nun aber ist's genug. Heute wirst du jenes Schwein noch einmal küssen, dies geschieht jedoch zum letztenmal.“

Sie trieben die Schweine bis ans Tor. Und nun sah sich Iwan jene erniedrigende Szene an. Das verfluchte Schwein blieb wirklich wie angewurzelt stehen und wollte nicht in den Hof. Die Fürstin schaute sich die Szene an und rief:

„Seht her! Der Narr, mein Mann, hat die Schweine heimgetrieben. Nun wird er das Leitschwein küssen.“

Der Arme küßte tatsächlich dreimal jenes Schwein, das, vergnügt grunzend, in den Hof lief. Die Fürstin aber rief:

„Seht, seht! Der Narr hat sich einen Gehilfen zugelegt!“

Nachdem der Fürst und Iwan Hatnichts an die Schweine in den Stall getrieben hatten, sprach Iwan:

„Nimm, Brüderchen, beim Hausverwalter zwanzig Pud Hanf und zwanzig Pud Pech und bring mir all das in den Garten.“

Der Fürst entgegnete:

„Es wird zu schwer für mich sein.“

„Geh erst einmal und bitte ihn darum“, erwiderte Iwan, „es ist ja leicht möglich, daß er dir überhaupt nichts gibt.“

Der Fürst suchte den Hausverwalter auf und bat um Hanf und Pech. Dieser schaute den Fürsten lange an, ehe er erwiderte:

„Nichts zu machen. Wenn's geben heißt, geb ich.“

Er öffnete den Lagerraum, und Iwan Hatnichts an wog zwanzig Pud Hanf und zwanzig Pud Pech, dann packte er den Hanf mit der einen Hand und das Pech mit der anderen, und sie gingen ihrer Wege.

Bis Mitternacht flocht Iwan eine Peitsche. Er verflocht ein Pud Hanf und bestrich ihn mit einem Pud Pech. Er flocht ununterbrochen, bis er eine vierzig Pud schwere Peitsche hatte. Indessen schlief der Fürst schon längst auf dem Stroh neben dem Schweinestall.

Als sie sich am nächsten Tag in aller Frühe erhoben, sagte Iwan Hatnichts an zu seinem Bruder:

„Höre, Brüderchen, bis heute warst du Schweinehirt, ab heute wirst du wieder Fürst. Und nun treiben wir die Schweine auf die Weide.“

„Nein!“ entgegnete der Fürst, „vielleicht schläft die Fürstin noch. Mir aber wurde eingeschärft, die Schweine erst dann auf die Weide zu treiben, wenn sie

und ihre Drachengäste vor dem Schloß ihren Tee trinken, damit sie zuschauen, wie ich das Schwein küsse, und sich an diesem Spektakel erfreuen können.“

Darauf erwiderte Iwan Hatnichtsan:

„Wenn wir heute zum letztenmal die Schweine auf die Weide treiben, so küsse ich jenes Schwein und nicht du.“

„Einverstanden“, sagte der Fürst.

Schon nahte die Stunde, da die Schweine auf die Weide getrieben wurden. Die Fürstin saß vor dem Schloßflügel und trank Tee. Die beiden Brüder aber jagten die Schweine aus dem Stall und trieben sie dem Ausgang zu. Sobald sie das Tor erreicht hatten, blieb das Leitschwein stehen und rührte sich nicht von der Stelle. Die Fürstin und ihre Drachengäste sahen zu und warteten auf die für sie so lustige Szene des Schweineküssens. Iwan Hatnichtsan rollte jedoch die Peitsche auf und versetzte dem Schwein einen derartigen Schlag, daß seine Knochen nach allen Seiten flogen. Da rannten die Drachen auseinander, und jeder lief, wohin er konnte. Sie aber, die Verfluchte, war nicht im geringsten erschrocken, im Gegenteil, sie packte Iwan am Schopf. Er ergriff jedoch augenblicklich ihre Zöpfe und schlug auf sie so heftig ein, daß sie sich kaum noch auf den Beinen halten konnte. Diese Schläge brachten sie zur Vernunft, und sie ließ von ihren Drachensitten ab. Sie lebte mit dem Fürsten, ihrem Mann, glücklich und froh und sie trugen in ihren Schuhen aus Bast des Lebens goldene Last.

DER LOHN DES SOLDATEN

Es war einmal vor langer, langer Zeit ein guter Soldat, der beim Schwarzen Zaren gedient hatte. Nachdem er seine Dienstzeit beendete, gab man ihm den Abschied, ohne ihm seinen gerechten Sold oder auch nur die geringste Auszeichnung zu gewähren. Man gab ihm als Wegzehrung ein Stück Brot und drei Silbermünzen. Das war alles. Da dachte der Soldat: ‚Warte nur ab, undankbarer Zar, noch ist nicht aller Tage Abend! Ich werde mich bei dir noch melden.‘

Und er ging seiner Wege, doch nicht nach Hause ging er, sondern geradewegs zum Zarenpalast. Sein Weg führte ihn über weite Felder, durch dichte Wälder und über hohe Berge. Er ging und ging, bis er eines Tages im dichten Walde einem Manne begegnete. Aber o Schreck, was für ein Bursche war das! Die hohen Fichten des Waldes ragten mit ihren Wipfeln weit in den Himmel, der Mann aber war von noch größerem Wuchs: Sein Hut steckte tief in den Wolken. Dieser Riese fragte den Soldaten:

„Wohin des Wegs, Soldat?“

Der Soldat erzählte ihm, wie er beim Schwarzen Zaren zehn Jahre gedient, wie er das Schießen und Marschieren ausgezeichnet erlernt habe...

„Wie? Marschieren?“ unterbrach ihn der Riese verwundert. „Dann bist du ja mein Bruder! Ich bin nämlich der Schnellgeher. Ich trete nur mit dem einen Fuß auf und bin schon dort, wo ich sein wollte.“

„Dann komm mit, Bruder! Solche Burschen wie wir können dem Schwarzen Zaren schon den Pelz pfeffern!“

Wie sie nun so weitergingen, sahen sie einen gewaltigen Kraftmenschen einen Berg mitsamt dem darauf wachsenden Wald in den Sack stecken. Da fragten sie ihn:

„Was treibst du denn hier?“

„Der Berg versperrte mir die Aussicht“, antwortete der Recke. „Nun stecke ich ihn in den Sack und will ihn ins Meer werfen.“

„Wer bist du denn?“

„Bergbrecher heiße ich.“

Da sprach der Soldat:

„Laß uns Freunde werden und schließ dich uns an! Burschen wie wir können dem Schwarzen Zaren zeigen, wie man einen braven Soldaten für seine Dienste belohnt.“

Nun gingen sie zu dritt zum Zaren. Sie gingen und gingen, bis sich plötzlich vor ihren Augen ein weites Feld erstreckte. Auf diesem Feld standen sieben Windmühlen, deren Flügel sich so rasch drehten, daß man sie kaum erkennen konnte. Als sie näher kamen, sahen sie einen Mann auf einem Baum vor einer der Mühlen sitzen. Er hielt mit einem Finger das rechte Nasenloch zu und mit dem linken Nasenloch blies er gegen die Flügel. Sogleich dachte der Soldat daran, daß dieser Bläser ihnen von großem Nutzen sein könnte.

„He, Müller!“ rief er. „Willst du nicht mitkommen? Wir wollen dem Schwarzen Zaren zeigen, was brave Burschen sind.“

Der Nasenbläser war bereit, und so setzten sie schon zu viert ihren Weg fort. Allen voran der Schnellgeher, auf dessen Hutrand der Soldat saß. Dem Schnellgeher folgte der Bergbrecher und dem wiederum der Nasenbläser. Nach einigen Wegstunden hatten sie das Schloß des Schwarzen Zaren erreicht.

Vor dem Palast hielt ein Teufel Wache. Allein der Soldat trat furchtlos an ihn heran.

„Gib mir den Weg frei! Ich muß mit dem Zaren persönlich sprechen.“

„Und wer bist du?“ fragte der Teufel verächtlich.

„Ich, mein liebes Teufelchen, bin ein ausgedienter Soldat. Der Zar gab mir den Abschied, und ich erhielt ein Stück Schwarzbrot als Wegzehrung und drei Silbermünzen. Ist das der Lohn für zehn Jahre treuen Dienstes?“

Dem Teufel war das Herumstehen an einem Orte schon längst zuwider, und deshalb sprach er:

„Gut, ich lasse dich durch, aber nur unter der Bedingung, daß du mit mir um die Wette läufst. Gewinnst du, ist der Weg frei.“

Der Soldat willigte ein:

„Allein ich bin ein solch großer Herr, daß es mir nicht ansteht, selbst zu laufen. Statt meiner wird mein Diener laufen.“

„Ist mir recht“, erwiderte der Teufel.

Der Schnellläufer und der Teufel stellten sich neben einander auf. Der Teufel machte einen Freudensprung, so sehr freute er sich auf den Lauf. Doch noch ehe er so recht seine Kräfte ausprobieren konnte, hatte der Schnellläufer einen Schritt getan und kehrte bereits wieder zurück.

Nun mußte der Teufel den Soldaten durchlassen.

Ohne die Hilfe des Teufels fühlte sich der Schwarze Zar schutzlos. Er fürchtete sich sogar, den Soldaten zu fragen, wozu er hergekommen sei. Dieser nahm sofort Haltung an und sprach in scharfem Ton:

„Ich diene dir, Zar, volle zehn Jahre. Und was für einen Lohn, was für eine Auszeichnung erhielt ich? Zum Abschied gab man mir ein Stück schwarzes Brot und drei Silbermünzen – und marsch nach Hause!“

„Und was verlangst du, daß man dir geben solle?“

„Ich will die Prinzessin, deine Tochter, zur Frau haben!“

Der Zarentochter gefiel diese Forderung ganz und gar nicht, dem Zaren aber noch viel weniger. Er versuchte, dem Soldaten dieses Verlangen auszureden:

„Ich gebe dir, mein Held, was immer du wünschst. Silber, Gold, alle Reichtümer meiner Schatzkammer, doch meine Tochter schlage dir aus dem Kopf.“

Der Soldat dachte eine Weile nach und sprach:

„Ich verzichte auf deine Tochter nur unter der Bedingung, daß du mir so viel Silber und Gold gibst, wie mein Diener zu tragen vermag.“

Hoherfreut willigte der Zar ein:

„Abgemacht, mein lieber Soldat! Hole nur deinen Diener her!“

Der Soldat holte seinen Freund Bergbrecher. Da befahl der Zar, daß man aus der Schatzkammer zwölf Wagen voller Silber bringe. Allein der Bergbrecher schüttete alles in seinen Sack, hob ihn auf und hielt ihn wie ein Spielzeug auf der Handfläche.

„Das ist mir zu wenig“, sagte er.

Da befahl der Zar, daß man zwölf Wagen Gold bringe. Der Bergbrecher aber schüttete alles in den Sack und hob ihn mit Leichtigkeit auf beiden Handflächen in die Höhe.

Da gab der Zar Befehl, zwölf Wagen voller Diamanten zu bringen. Wieder rollten große Wagen heran, beladen mit Diamanten und anderen Edelsteinen. Da verlor der Bergbrecher die Geduld, und er warf die Diamanten mitsamt den Wagen in den Sack. Nun erst lud er sich den Sack auf die Schulter, und die Kameraden verließen den Zarenpalast und zogen ihrer Wege.

Der Schwarze Zar aber schäumte vor Wut, daß er auf diese Weise seinen gesamten Schatz verloren hatte. Er stellte eine gewaltige Armee auf und ließ den Soldaten und seine Freunde verfolgen. Das Heer holte sie bald ein, und der Oberbefehlshaber schrie:



„Nun, ihr Brüder, her mit dem Sack! Ihr seid alle miteinander unsere Gefangenen!“

Da brach der Nasenbläser in ein schallendes Gelächter aus. Er hielt eines der Nasenlöcher mit einem Finger zu und mit dem anderen blies er das Heer an, das augenblicklich bis zu den Wolken hinaufgeschleudert wurde. Ein einziger blieb am Leben – der Oberbefehlshaber. Der rannte Hals über Kopf zu dem Schwarzen Zaren, ihm von dem Geschehenen Bericht zu erstatten.

Da dachte der Zar: ‚Was bin ich ohne Reichtum? Was ist meine Tochter ohne Edelsteine? Wäre es denn nicht viel klüger, jenem Soldaten die Tochter zur Frau zu geben und das ganze Vermögen auf diese Weise zurückzubekommen?‘

Und so geschah es auch: Der Soldat heiratete die Zarentochter, und bald darauf wurde er selbst Zar. Alle Teufel, die den Zarenpalast einst bewacht hatten, jagte er davon und lebte mit seiner Frau in aller Pracht, bis er starb.



Bei Myschko angekommen, schwang sich dieser augenblicklich auf den Rücken des Wolfes und saß nun neben der Prinzessin.

DER EISERNE WOLF

Einst wuchs im Garten eines Zaren ein Birnbaum, der goldene Früchte trug. Der Zar hatte jedoch gar keinen Nutzen davon, denn wenn die Birnen reif waren, wurden sie gestohlen.

Da befahl der Zar seinen Söhnen, den Baum zu bewachen.

Als der älteste Zarensohn unter dem Baume lag und Wache hielt, kam zu ihm ein Mäuschen gehuscht:

„Prinz, würdest du mir nicht etwas zu essen geben?“

Aber der Prinz verjagte das Mäuschen. Er übernachtete unter dem Baum, und als er frühmorgens erwachte, sah er, daß keine einzige Goldbirne mehr am Baum hing.

Dem zweitältesten Zarensohn erging es ebenso. Er sah weder den Dieb noch wann die Birnen gestohlen wurden.

Der Zar hatte aber noch den jüngsten Sohn, Myschko genannt. Myschko war ein völlig ungezwungener, einfacher Bursche. Er bat:

„Vater, nun übernehme ich die Wache!“

Er entfachte unter dem Baum ein Feuer und briet Speck darauf.

Da kam auch zu ihm jenes Mäuschen gehuscht:

„Myschko, gib mir ein Stückchen Brot!“

Der Jüngling gab ihm eine Brotscheibe mit Speck.

„Nun leg dich schlafen“, sagte das Mäuschen, „um zwölf Uhr nachts weck ich dich. Um diese Zeit kommt gewöhnlich ein goldener Vogel mit einem goldenen Körbchen geflogen und pflückt die Birnen vom Baum. Du aber klettere lautlos empor, so daß der Vogel nichts hört. Vielleicht fängst du ihn, denn der Vogel ist nicht furchtsam.“

Um Mitternacht weckte das Mäuschen den Burschen auf. Dieser erhob sich und sah auf dem Baume einen wunderschönen goldenen Vogel sitzen, der seelenruhig die Birnen mit dem Schnabel abpflückte und in ein goldenes Körbchen legte, das in der Nähe zwischen den Zweigen stand.

Langsam und lautlos kletterte Myschko auf den Baum. Als aber der Vogel schon in Griffnähe war, packte er ihn am Schwanz, jedoch – husch – war der Vogel fort und ließ Myschko den Schwanz zurück.

Frühmorgens kam er nach Hause, und der Zar fragte ihn:

„Nun, hast du den Baum gut bewacht?“

„Natürlich, aber ergebnislos. Ich packte den goldenen Vogel am Schwanz, er riß sich jedoch los und ließ mir den Schwanz und das Goldkörbchen zurück. Da erboste sich der Zar über die älteren Söhne, gab ihnen Pferde und befahl:

„Fort von hier! In die Welt hinaus! Kommt mir nicht mehr unter die Augen. Söhne, die nicht einmal einen Baum bewachen können, brauch ich nicht!“

Die beiden älteren Söhne ritten also in die Welt hinaus.

Aber auch der Jüngste sattelte sein Pferd und schickte sich an, fortzureiten.

„Wohin, Myschko?“ fragte der Zar.

Da erwiderte Myschko:

„Ich reite den goldenen Vogel suchen. Ich muß ihn fangen, sonst wird er wieder unsere Goldbirnen stehlen.“

Er ritt und ritt und traf seine Brüder in einer fremden Stadt. Sie saßen in einer Schenke, tranken und zechten. Myschko beachtete sie überhaupt nicht. Er hatte Brot gegessen sowie Wasser getrunken und machte sich wieder auf den Weg.

Als er an eine Wegkreuzung kam, las er auf einer Tafel folgende Inschrift:

„Gehst du geradeaus, kommst du um. Gehst du nach links, kehrst du nie mehr zurück. Gehst du nach rechts, frißt dich der Eiserne Wolf.“

Myschko hielt sein Pferd an und dachte nach: „Was tun? Nach Hause zurückkehren oder dem sicheren Tod entgegenreiten? Keiner der Wege versprach das Leben.“

Da kam ihm aber der Gedanke, daß es das beste sei, den dritten Weg zu wählen. „Begegne ich dem Wolf, so geb ich ihm das Pferd, er frißt es, und ich bleibe am Leben.“

Er schlug also die Richtung nach rechts ein.

Er ritt und ritt, bis sich plötzlich vor seinen Augen riesige Berge erhoben. Da vernahm er ein sonderbares Dröhnen. Er schaute nach der Richtung, woher das Dröhnen kam und sah, wie ein fürchterlicher Wolf mit weit aufgerissenem Rachen auf ihn zugerannt kam.

Der Jüngling sprang vom Pferd und rief:

„Friß mich nicht, nimm lieber das Pferd!“

Der Wolf fraß das Pferd, dann fragte er den Jüngling:

„Wohin des Wegs?“

Da erwiderte Myschko:

„Ich suche den goldenen Vogel, der unsere Birnen stiehlt.“

„Oh, das ist sehr, sehr weit! Zu Fuß und allein kommst du nie zu ihm. Schwing dich auf meinen Rücken, aber halte dich fest!“

Sie kamen in ein fremdes Reich, wo ein böser Zar herrschte.

In der Nähe eines Waldes hielt der Wolf in seinem Lauf inne.

„Nun, Myschko, geh in den Zarenpalast. Die Torhüter werden dich nicht sehen. Das hab ich so eingerichtet. In dem Käfig neben dem Stall sitzt der

goldene Vogel, den du suchst. Hüte dich jedoch, den Käfig zu berühren. Berührst du ihn dennoch, so wird man es hören und dich fangen.“

Myschko trat ungesehen in den Hof des Palastes. Obwohl vier Wächter Wache hielten, sah ihn keiner von ihnen. Er erreichte den Stall und sah den goldenen Vogel in einem goldenen Käfig sitzen. Während er die Hand ausstreckte, um den Vogel aus dem Käfig zu holen, dachte er: ‚Was für ein herrlicher Käfig das doch ist! Es wäre schade, ihn zurückzulassen.‘

Er griff also nach dem Käfig, doch ertönte im selben Augenblick ein lauter Schrei. Die Hofbediensteten fingen Myschko und brachten ihn vor den Zaren.

„Wer bist du?“ fragte jener.

Myschko versuchte, sich herauszureden. Da versprach der Zar, ihn freizulassen, wenn er schwören würde, ihm das goldmähnige Roß eines anderen Zaren zu bringen.

Nun kehrte Myschko zum Wolf zurück.

„Warnte ich dich nicht, den Käfig nicht zu berühren? Du wärest beinahe umgekommen. Gehn wir also das goldmähnige Roß jenes Zaren holen. Was du getauscht, das wirst du hergeben müssen.“

Sie kamen also zu jenem zweiten Zaren, und wiederum warnte der Wolf Myschko:

„Die Torwache wird dich nicht bemerken. Ungesehen gehst du an ihr vorbei und begibst dich in den Stall, wo das goldmähnige Roß steht. Untersteh dich jedoch nicht, den Zügel zu berühren. Berührst du ihn, wird man dich sehen und fangen.“

Myschko gelangte zum Stall ohne gesehen zu werden, öffnete diesen, und vor seinen Augen stand das goldmähnige Roß. Er wollte das Pferd hinausführen, doch der Zügel lockte ihn unwiderstehlich. Da dachte Myschko:

„Hol's der Kuckuck! Warum soll ich nicht diesen herrlichen Zügel mitnehmen?“

Doch kaum hatte er diesen berührt, da ertönte ein durchdringender Schrei, und die Wächter fingen Myschko.

Der Zar erboste sich über den Jüngling:

„Dieb! Das goldmähnige Roß wolltest du stehlen?! Dafür wirst du mit dem Tode bestraft.“

Da erzählte Myschko seine Geschichte. Er sagte, wer er sei, aus welchem Lande und aus welchem Grunde er gekommen wäre.

Daraufhin sprach der Zar:

„In einem Reich, fern von hier, lebt eine wunderschöne, goldhaarige Jungfrau.

Bringst du sie her, so vergebe ich dir dein Vergehen. Bringst du sie aber nicht, so finde ich dich, wo immer du auch sein wirst.“

Myschko schwor, den Befehl des Zaren auszuführen. Daraufhin kehrte er zum Wolf zurück.

„Wiederum gehorchtest du mir nicht!“ rief dieser erzürnt. „Und jetzt sitz auf. Begeben wir uns rasch in jenes dritte Reich, um das goldhaarige Mädchen zu holen!“

Sie kamen also in dieses Reich und gelangten zum Zarenpalast. Da befahl der Wolf:

„Warte hier. Ich geh selbst die Jungfrau holen, denn dir wird es bestimmt nicht gelingen. Erwischt man dich jedoch hier, so bist du verloren.“

Der Wolf verwandelte sich in einen prächtigen Hund, trieb sich ein wenig neben der Torwache herum, umschwänzelte bald diesen, bald jenen Torhüter, bis sie ihn selber in den Zarenhof brachten. Als die Prinzessin ihn erblickte, bat sie die Wächter, ihn ihr zu überlassen. Und der Oberwächter schenkte ihn ihr.

Nun spazierte sie mit ihm im Garten umher und hatte ihre Freude an ihm. Als sich aber alle anderen ins Schloß begaben, um zu Mittag zu essen, schaute sich der Hund nach allen Seiten um und verwandelte sich wieder in den Eisernen Wolf. Er packte die Jungfrau, lud sie sich auf den Rücken und lief davon.

Bei Myschko angekommen, schwang sich dieser augenblicklich auf den Rücken des Wolfes und saß nun neben der Prinzessin.

Da sattelte der Zar sein zwölfbeiniges Zauberroß Tatosch und setzte der Flüchtigen nach. Plötzlich ächzte Myschko:

„O weh, ein Feuer versengt mir den Rücken!“

Da riet ihm der Wolf:

„Reiß aus meinem Schwanz ein Haar aus, wirf es hinter dich und schau dich nicht um.“

Myschko riß also ein solches Haar aus und warf es hinter sich. Da erhob sich ein eiserner Berg hinter ihnen. Der Zar konnte jenen Berg nicht bezwingen.

Nun setzten sie ruhig ihren Weg fort. Bald darauf erreichten sie die Berge, wo einst der Eiserne Wolf Myschko überfallen hatte. In diesem Gebirge ließ sie der Wolf zurück, um selbst den goldenen Vogel und das goldmähnige Roß zu holen.

Nach einiger Zeit brachte er beides – den goldenen Vogel und das goldmähnige Roß. Er übergab sie Myschko und sprach:

„Ich bleibe hier, und du begib dich in deine Heimat. Gib jedoch acht und schlaf nirgends ein, sonst bist du verloren!“



Nun setzten sich Myschko und die goldhaarige Prinzessin auf das goldmähnige Roß und ritten davon. Sie kamen an eine weite Ebene und beschlossen, ein wenig auszuruhen. So stiegen sie vom Pferd und legten sich ins Gras. Sie waren jedoch so müde, daß sie bald einschliefen.

Indessen kam ein Zyklop und ließ Myschko und dessen Pferd zu Stein erstarren. Die Jungfrau und den goldenen Vogel nahm er jedoch mit. Er brachte das Mädchen zu sich nach Hause und versuchte, es zu seiner Frau zu machen. Aber die Jungfrau wollte nichts davon hören, denn sie liebte Myschko.

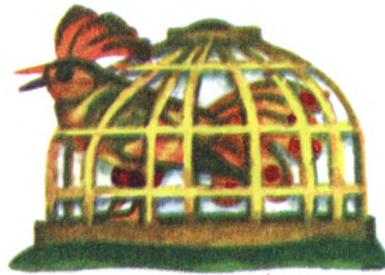
Die Zeit verging und eines Tages befahl der Eiserne Wolf sämtliche Wölfe der Welt zu sich, denn er war der König der Wölfe. Ein Wolf berichtete dies, der andere jenes. Der lahme Wolf aber sprach:

„Unweit des Wegs sah ich einmal ein Roß und einen Menschen, die in Steine verwandelt waren.“

Da begann der Eiserne Wolf alle Wölfe auszufragen.

„Wer von euch weiß, wo man das heilende und das belebende Wasser finden kann?“

Niemand wußte es, außer dem lahmen Wolf. Dies Wasser befand sich im Bösenwald, zwischen Bergen, die ständig aufeinander einschlugen und nur um die Mittagszeit ein wenig innehielten. Der lahme Wolf machte einen Sprung dorthin und schöpfte die beiden Wasser.



Damit besprengte der Eiserne Wolf die beiden Steine, und es kam wieder Leben in sie.

„Entsinnst du dich meiner Warnung, Myschko? Wiederum gehorchtest du nicht und verlorst sowohl die wunderschöne Jungfrau als auch den goldenen Vogel. Ja, du wärest fast selbst umgekommen. Nun reite geradewegs bis zum neunten Berg. Dort lebt eine uralte Frau, die dir raten wird. Der Zyklop verfügt über ungeheure Kräfte, er kann dich umbringen.“

Myschko kam zum neunten Berg, verneigte sich vor der Frau, die wohl bald fünfhundert Jahre lebte und schon kaum mehr die Augen öffnen konnte.

„Was suchst du, mein Sohn?“

Der Jüngling erzählte, was ihm widerfahren war und fragte:

„Werde ich imstande sein, dem Zyklop die Jungfrau und den goldenen Vogel zu entreißen?“

„Hast du Glück, so wird es dir gelingen. Ich weiß jedoch nicht, ob du am Leben bleiben wirst. Wen auch immer der Blick des Zyklopen trifft, der fällt augenblicklich tot um. Verzweifle aber nicht. Neben der Behausung des Zyklopen steht eine hohe, mächtige Buche, unter deren Wurzeln liegt ein Stab vergraben. Dieser Stab ist die Riesenkraft des Werwolfs. Findest du ihn, so zögere keine Sekunde, zerbrich ihn sofort. Ist dieser Stab zerbrochen, so verliert der Zyklop seine Riesenkräfte. Er wird im Bett seinen Tod erwarten...“

Und so geschah es auch.

Myschko grub jenen Stab unter der Buche aus und zerbrach ihn. Als er dann die Behausung des Zyklopen betrat, lag dieser bereits im Sterben. Nach fünf Minuten hörte man ihn nicht mehr atmen. Die Jungfrau aber war schrecklich abgemagert und hielt sich kaum auf den Beinen. So hatte der Zyklop sie gequält.

Nun nahm Myschko die Prinzessin und den goldenen Vogel, schwang sich aufs Roß, und fort ging es wie der Wind.

Nach kurzer Zeit erreichten sie Myschkos Heimatland und traten in jene Schenke ein, wo Myschkos Brüder einst gezecht hatten. Sie waren so sehr heruntergekommen, daß sie Straßenkehrer geworden waren, um nicht Hungers zu sterben. Sogleich hatten sie ihren jüngsten Bruder erkannt und sich vor Scham versteckt. Und was nahmen sie sich vor, diese Brüder?

„Erschlagen wir den Myschko! Den goldenen Vogel und das goldhaarige Mädchen bringen wir auf dem goldmähnigen Roß dem Vater und sagen ihm, daß wir all das in der Fremde errungen haben.“

Daraufhin zerrten sie Myschko vom Roß und zwangen ihn zu schwören, daß er zwei Jahre lang nicht nach Hause zurückkehren und dem Vater kein Wort vom Geschehenen sagen werde. Myschko blieb nichts anderes übrig, als diesen Schwur zu leisten. Die Brüder nahmen also das goldmähnige Roß, das goldhaarige Mädchen und den goldenen Vogel und machten sich auf den Weg nach Hause.

Der alte Zar hörte sich ihre Geschichte an und kam ihnen, den einst Verbannten, als zärtlicher Vater entgegen.

Das goldhaarige Mädchen aber drückten Kummer und Sehnsucht nach Myschko zu Boden, doch wagte es nicht, dem Zaren zu erzählen, was die Brüder getan hatten. Allein und einsam irrte es durch die Gemächer und wollte keinen der zwei Brüder heiraten.

Als zwei Jahre vergangen waren, kehrte Myschko arm, zerschlagen und hungrig nach Hause zurück. Das Mädchen strahlte vor Freude, als sie ihn erblickte. Sie umarmte ihn und ging mit ihm zum alten Zaren. Dieser staunte und konnte nicht begreifen, daß sein Sohn so arm, so heruntergekommen sein könne.

„Ich darf Ihnen, Vater, kein Wort darüber sagen. Soll Ihnen das Mädchen alles erklären.“

Da erzählte die Prinzessin, was geschehen war.

Die älteren Brüder wurden an Pferdeschweife gebunden und zerrissen, und Myschko, dem Jüngsten, wurde eine Hochzeit ohnegleichen ausgerichtet. Der alte Zar dankte ab und übergab den Thron seinem jüngsten Sohn.

IWAN TITAN

Vor längst verstrichenen, alten Zeiten hatte sich ein furchtbarer Drache zur Gewohnheit gemacht, die Bewohner eines großen Dorfes zu fressen, so daß er in kurzer Zeit alle verzehrte. Am Leben geblieben war nur ein altes Großväterchen.

„Nun“, sprach der Drache, „diesen Alten verzehre ich morgen zum Frühstück.“

Gerade an diesem Tag ging ein armes Bürschlein durch das Dorf und bat um ein Nachtlager.

„Hast du das Leben schon satt?“ fragte das Großväterchen.



„Wie meinst du das?“ erwiderte fragend der junge Mann.

Da erzählte ihm der Alte, daß ein schrecklicher Drache sämtliche Dorfbewohner gefressen habe, und daß er morgen ihn, den Alten, fressen werde.

„Oho!“ ließ sich das Bürschlein vernehmen, „er wird daran ersticken.“

Am nächsten Morgen kam der Drache in aller Frühe geflogen, bemerkte das Bürschlein und sagte:

„Ah! Das macht sich ja gut, erst war hier nur einer und nun sind es zwei.“

Da entgegnete das Bürschlein:

„Gib acht, daß du nicht an uns erstickst!“

Das Bürschlein verwundert betrachtend, fragte der Drache:

„Wieso ersticken? Bist du denn stärker als ich?“

„Und wenn?“

„Schau nur einen dieser Helden an!“ erwiderte der Drache. „Paß auf!“ Er nahm einen Stein und zerdrückte ihn zu Staub.

„Cha-cha-a-! Das ist eine Kleinigkeit!“ rief das Bürschlein. „Sieh her! Drück ihn so, daß daraus Wasser fließt!“

Das Bürschlein nahm einen Klumpen Quark und zerdrückte ihn mit aller Kraft, so daß daraus Molke floß.

„Nun gut“, sprach der Drache. „Komm mit, du wirst mein Kamerad sein.“
Da erwiderte das Bürschlein:

„Gut, aber dein älterer Kamerad.“

Sie gingen den ganzen Tag. Da fragte der Drache:

„Wie heißt du?“

„Iwan Titan“, antwortete der junge Mann.

Angst und bange ward es da dem Drachen. ‚Er wird mich erschlagen‘, dachte er.

Zur Mittagszeit machten sie halt, und der Drache sprach:

„Geh, Bursche, hol einen Ochsen, wir wollen das Mittagessen kochen.“

Der Bursche lief zur Herde des Drachen und band die Ochsen an den Schwänzen zusammen. Der Drache wartete und wartete, dann lief er selbst dorthin.

„Was fällt dir ein, Bursche! Was für einen Unsinn treibst du?“

„Glaubst wohl“, versetzte der Bursche, „daß ich jedesmal hin- und herrennen werde, um dir einen Ochsen zu bringen?! Ich hole lieber alle mit einem Male.“

„Daß dich der Teufel hole! Du richtest doch die ganze Herde zugrunde!“

Der Drache zog einem Ochsen den Balg ab und reichte ihn dem Burschen:

„Da, nimm“, sprach er, „und hol Wasser.“

Der Bursche nahm den Balg und schleppte ihn mit Müh und Not bis zum Brunnen. Wie er ihn hinunterließ, spürte er, daß er ihn nicht wieder heraufziehen kann. Da fertigte er sich einen Spaten an und hob rund um den Brunnen einen Graben aus. Völlig außer Atem kam der Drache angelaufen.

„Was stellst du schon wieder an, Bursche?“

„He-he-! Du meinst wohl, daß ich mit dem Balg hin und herlaufen werde, um dir Wasser zu holen?! Ich hebe lieber den Brunnen aus dem Boden und bring ihn dir.“

„Zum Kuckuck noch einmal“, rief der Drache und spürte plötzlich Angst vor der ungeheueren Kraft dieses Burschen. Er trug den Balg voll Wasser selbst nach Hause.

„Nun, Bursche, geh in den Wald“, gebot er, „und bringe Holz. Reiß eine trockene Eiche heraus, das wird genügen.“

„E-he-e-! Meinst wohl, daß ich jedesmal mit einem Armvoll Holz gelaufen komme. Zwanzig Eichen mit einemmal, das läßt sich hören.“ Er tat, als hätte ihn diese Zumutung beleidigt, und ging nicht.

Indessen kochte der Drache das Mittagessen, und als es gar war, setzte er sich hin und aß mit großem Appetit. Der Bursche tat beleidigt und nahm keinen Bissen zu sich. Er fürchtete, der Drache könnte bemerken, wie wenig

er esse, und daraus schließen, daß er nicht stark sei. Als er jedoch sah, daß nicht viel übriggeblieben war, setzte er sich hin, löffelte den Rest aus und sprach:

„Zu wenig, Freund.“

Als er fertig war, sagte ihm der Drache:

„Nun gehn wir, meiner Mutter einen Besuch abstatten. Sie wird uns gewiß mit Warenyky * bewirten.“

„Wenn du meinst, dann gehen wir also“, sprach der Bursche und dachte bei sich: ‚Nun ist alles verloren.‘



Bei der Drachenmutter begann ein großes Essen. Zwanzig Fäßchen voller Warenyky harrten ihrer. Der Drache aß und aß. Der Bursche aber steckte die Warenyky in seine Bluse und die Hose. Die zwanzig Fäßchen waren bereits aufgetischt, und er wußte nur eines, die Warenyky zu verstecken. Als sie mit dem Essen fertig waren, sprach der Drache:

„Nun gehn wir uns auf den Stein drehen.“

„Wenn's gehn heißt, dann gehn wir“, sagte der Bursche.

Der Drache setzte sich auf den Stein und drehte sich, daß die Funken sprühten.

„Kleinigkeit“, lachte der Bursche. „Dreh dich so, daß Wasser aus dem Stein rinnt.“ Und er drehte sich so auf dem Stein, daß es aus den Warenyky, die er in die Hose gesteckt hatte, nach allen Seiten spritzte. „Da, schau her: nochmals und abermals.“

Da packte den Drachen kaltes Entsetzen. Er zitterte vor der Riesenstärke des Iwan Titan. Und dennoch sagte er:

* Warenyky = Quarktaschen.

„Jetzt wollen wir hören, wer von uns beiden lauter pfeifen kann.“

Und der Drache pfiß, daß sich die Bäume wie bei einem Gewitter bis zur Erde neigten.

„Was mach ich jetzt?“ dachte der Bursche. Da fiel sein Blick auf eine Eisenstange, die am Boden lag. Iwan sah sich dies Eisenstück an und sagte dem Drachen:

„Kneif die Augen fest zusammen, denn ich werde bald so pfeifen, daß dir die Augen aus ihren Höhlen treten.“

Der Drache kniff die Augen fest zusammen und Iwan Titan berührte ihn mit dem Eisen, so daß er vor Schmerz zusammenzuckte.

„Richtig“, sprach der Drache, „mir wären fast die Augen aus ihren Höhlen getreten.“

Um nicht mit diesem Ungeheuer zusammenzuwohnen, baute ihm der Drache eine Hütte an einer ganz abseits gelegenen Stelle des Hofes. Mit seiner Mutter jedoch beriet er sich, wie man diesen Iwan aus dem Weg räumen könnte.

„Wollen wir ihn verbrennen“, riet sie.

Der Bursche aber hörte, worüber sie sprachen und versteckte sich im Hof. Nachdem die Hütte niedergebrannt war, kam der Bursche, stellte sich neben die Asche und tat, als schüttle er diese von seinen Kleidern.

Bald erschien auch der Drache und fragte:

„Wie? Du lebst noch?“

„Aber natürlich. Warum denn nicht? In der Nacht biß mich zwar ein Floh sehr heftig...“

„Oh“, dachte der Drache, „einem solchen Ungeheuer geht man lieber aus dem Weg.“ Er verschwand aus dieser Gegend und wurde nie wieder gesehen.



Sie kämpften so furchtbar miteinander, daß die Funken sprühten. Kyrlyo erhitzte den Drachen wie ein Schmied die Pflugschar in der Feueresse.

KYRYLO KOSHUMJAKA

Es lebte einmal in Kiew ein Fürst, der war ein vornehmer Ritter.

Zur selben Zeit hauste unweit der Stadt ein Drache. Die Einwohner Kiews mußten dem Drachen jährlich einen Tribut in Gestalt eines Jünglings oder einer Jungfrau zahlen.

Eines Tages kam die Reihe an die Fürstentochter. Daran konnte der Vater nichts ändern, mußte er doch wie alle anderen dem Drachen gehorchen. Also sandte er ihm schweren Herzens seine Tochter. Diese Tochter war so schön, daß man es nicht in Worte kleiden kann. Deshalb gefiel sie dem Drachen auch so sehr, daß er sie verschonte, sie aber bei sich gefangen hielt.

Eines Tages fragte ihn die Fürstentochter:

„Gibt es irgendwo in der Welt einen Mann, der dir an Kraft überlegen ist?“

„Ja, es gibt einen solchen“, erwiderte der Drache. „Dieser Mann heißt Kyrylo und lebt am Dnepr in Kiew. Er ist Gerber, und deshalb nennt man ihn auch ‚Koshumjaka‘. Wenn er an den Dnepr kommt, um die Felle zu wässern, so bringt er nicht bloß eines, sondern zwölf Felle mit. Zieht er sie aus dem Wasser, so hänge ich mich an sie, um seine Kräfte zu prüfen. Ihm aber macht das gar nichts aus. Er packt fester zu und zieht mit einer solchen Wucht, daß er einmal beinahe mich selbst ans Ufer gezogen hätte. Vor diesem einen Mann fürchte ich mich.“

Die Fürstentochter merkte sich alles sehr gut und sann lange darüber nach, wie sie diese wichtige Nachricht ihrem Vater übermitteln könnte. In ihrer Nähe aber war kein einziges menschliches Wesen, nur ein Täuberich, der ihr aus dem Schloß in die Gefangenschaft gefolgt war. Endlich beschloß sie, ein Briefchen an den Vater zu schreiben und es mit dem Täuberich in die Freiheit zu schicken.

„Ihr müßt wissen“, schrieb sie, „daß es in Kiew einen Gerber gibt namens Kyrylo und mit dem Beinamen Koshumjaka. Er wohnt in Kiew am Dnepr. Sendet zu diesem Mann, liebes Väterchen, die Ältesten der Stadt, die ihn bitten, ja anflehen sollen, den Drachen zum Zweikampf herauszufordern, um mich aus der Gefangenschaft zu befreien. Wählt nur solche Leute, die ihre Worte wohl zu setzen wissen, damit sie den Gerber nicht kränken, und gebt ihnen auch Geschenke für ihn mit. Inzwischen werde ich, liebes Väterchen, voller Geduld auf die Rettung warten.“

Dieses Briefchen band sie unter den Flügel des Täuberichs und ließ ihn durchs Fenster in die Freiheit hinaus. Der Täuberich flog geradewegs zum Schloß des Fürsten. Als der Fürst den Täuberich sah, bekam er einen Schreck, denn er fürchtete, daß seine Tochter tot sei. Dann aber entdeckte er das Briefchen unter dem Flügel, band es augenblicklich los und las die Botschaft.

Sogleich befahl er die Ältesten der Stadt zu sich ins Schloß, um sich mit ihnen zu beraten.

„Gibt es in unserer Stadt einen Gerber mit Namen Kyrylo und mit dem Beinamen Koshumjaka?“

„Ja, es gibt einen solchen Mann, Fürst. Er wohnt unweit des Dnepr.“

Nach langer Beratung wählten sie die aus, die sicher die richtigen Worte finden würden, um Kyrylo Koshumjaka um Hilfe zu bitten, ohne ihn zu beleidigen.

Die Allerältesten begaben sich also zu Kyrylo Koshumjaka, öffneten leise und vorsichtig die Tür und blieben ehrerbietig auf der Schwelle stehen. Ihnen den Rücken zuwendend, saß Kyrylo Koshumjaka auf dem Boden und bearbeitete mit bloßen Händen zwölf Häute. Er hatte die Besucher noch gar nicht bemerkt, so war er in seine Beschäftigung vertieft. Doch ehe der Wortführer zu seiner Rede ansetzen konnte, mußte einer von ihnen plötzlich laut niesen: „Hatschi!“ Bei diesem unerwarteten Geräusch zuckte der Gerber Koshumjaka so zusammen, daß er mit einer unwillkürlichen Bewegung die zwölf Häute entzweiriß. Da wandte er sich um, und die Ältesten verneigten sich tief vor ihm.

„Die Sache ist die und die: Der Fürst sendet uns zu dir mit der Bitte, ...“

Er aber hörte sie nicht einmal an. Waren sie doch schuld daran, daß er die zwölf Häute zerrissen hatte!

Jedoch sie ließen sich nicht abweisen. Sie baten und flehten, sie fielen vor ihm auf die Knie, sie gaben ihm kostbare Geschenke – vergebens! Er ließ sich nicht erweichen. Da kehrten sie unverrichteter Dinge in die Stadt zurück.

Was nun? Wieder beriet sich der Fürst mit den Stadtältesten.

„Vielleicht wäre es gut, ihm einige junge Leute als Abgesandte des Fürsten zu schicken?“

Man schickte also zu dem Gerber einige junge Leute. Allein auch diese richteten nichts aus. Er saß nur schweigend da und tat, als sähe er sie gar nicht, denn er war noch immer wegen der verdorbenen Felle erzürnt.

Da machte der Fürst noch einen Versuch: Er schickte als Abgesandte eine Gruppe kleiner Kinder.

Als diese zum Gerber Koshumjaka kamen, umringten sie ihn, baten, flehten, und zu guter Letzt begannen sie so zu schluchzen, daß auch Koshumjaka nicht an sich halten konnte.

Also sprach er:

„Ich tu es nur euch zuliebe.“

Er machte sich auf den Weg und ging zum Fürsten.

„Gebt mir zwölf Fässer Pech und zwölf Wagen Hanf“, sagte er.

Nun hüllte er sich in den Hanf und bestrich ihn gut mit Pech. Dann nahm er seine zehn Pud schwere Keule und ging zum Drachen.

Dieser fragte ihn:

„Was führt dich her, Kyrylo? Willst du dich mit mir schlagen oder vertragen?“

„Ich kam her“, erwiderte Kyrylo, „nicht um mich mit dir zu vertragen, sondern um mit dir zu kämpfen.“

Und sie begannen aufeinander einzuschlagen. Sie kämpften so hart, daß die Erde zu beben schien. Der Drache stürzte sich immer wieder auf Kyrylo und packte ihn mit Zähnen, und immer wieder riß er ein Stück Pech oder ein Büschel Hanf ab. Kyrylo aber versetzte ihm jedesmal einen solchen Hieb, daß er ihn tiefer und tiefer in die Erde ramnte. Dieser ungeheure Kampf erhitzte den Drachen so sehr, daß er hin und wieder zum Dnepr hinunterlaufen mußte, um sich im Wasser abzukühlen und seinen Durst zu stillen. Währenddessen hüllte sich Kyrylo in frischen Hanf ein und bestrich ihn gut mit frischem Pech. Und so ging es eine Weile fort: Das gräßliche Ungeheuer sprang aus dem Wasser und stürzte sich auf Koshumjaka, und dieser versetzte ihm Hieb auf Hieb. Sie kämpften so furchtbar miteinander, daß die Funken sprühten. Kyrylo erhitzte den Drachen wie ein Schmied die Pflugschar in der Feueresse. Das furchtbare Tier ächzte und schnaubte und war dem Ersticken nahe, ja sogar der Boden unter seinen Füßen ächzte und schnaufte.

Auf den Hügeln ringsum aber stand das Volk und schaute gebannt zu, und jeder fragte sich im stillen: Wie wird dieser Kampf enden? Da sah man plötzlich, wie Kyrylo den Drachen mit solcher Gewalt zu Boden schleuderte, daß die Erde unter den Füßen aller erbehte. Vor Verwunderung und freudiger Überraschung klatschte das Volk in die Hände.

Nachdem also Kyrylo den Drachen erschlagen hatte, befreite er die Prinzessin und gab sie ihrem Vater, dem Fürsten, zurück. Des Fürsten Herz war voller Dankbarkeit, und er wußte nicht, wie er Kyrylo Koshumjaka seinen Dank ausdrücken sollte. Seit jener Zeit heißt die Gegend, in der Kyrylo in Kiew einst gelebt hat, „Koshumjaka“.

DER ARME MANN UND SEINE SÖHNE

Es war einmal ein armer Mann, der hatte drei Söhne. Der älteste hieß Petro, der mittlere Hawrylo und der jüngste Iwan.

Als die Jungen herangewachsen waren, wandte sich der Vater mit folgenden Worten an sie:

„Liebe Kinder, ich bin ein alter Mann und kann euch nicht mehr ernähren. Ihr aber seid nun schon erwachsen, könnt in die Welt gehen und euch euer Brot selbst verdienen. Wenn ein Jahr verflossen sein wird, dann kehrt nach Hause zurück. Wer am meisten verdient hat, der darf bei mir bleiben.“

Die Söhne zogen in verschiedene Richtungen, und jeder fand eine Arbeit. Bald war ein Jahr verstrichen.

Als erster kam der älteste Sohn in das Vaterhaus zurück und brachte viel Geld mit. Am nächsten Tag kehrte der mittlere zurück, er hatte ein paar Goldstücke bei sich. Am übernächsten Tag traf der jüngste Sohn mit leeren Händen ein.

Da zürnte der Vater dem Jüngsten und jagte ihn aus dem Haus. Wieder zog dieser in die Welt hinaus, immer der Nase nach. Er ging und ging, bis es schließlich Nacht wurde. Da kam er in einen dunklen Wald, setzte sich auf einen Baumstumpf, holte das letzte Stück Brot aus der Tasche, das er von zu Hause mitgenommen hatte, und verzehrte es. Dabei dachte er darüber nach, was er nun beginnen und wohin er sich wenden sollte. So sehr war er in Gedanken versunken, daß er nicht einmal merkte, wie plötzlich ein Riese vor ihm stand.

„Warum läßt du den Kopf hängen, Junge?“ fragte der Riese.

Da erzählte ihm Iwan seine Geschichte.

„Wenn du nichts dagegen hast, so verdinge dich bei mir als Knecht“, schlug der Riese Iwan vor.

Iwan willigte ein und folgte seinem neuen Herrn. Sie kamen in ein schier undurchdringliches Waldesdickicht, darin stand das Haus des Riesen.

In diesem Haus ging es Iwan gut. Viel war nicht zu tun. Der Riese lehrte Iwan Reiten und zeigte ihm, wie man das Schwert handhaben muß. Sogar Lesen, Schreiben und Rechnen brachte er seinem Diener bei.

Ein Jahr verging. Da kam eines Tages der Riese nach Hause und sprach zu Iwan:

„Iwan, zäume das Pferd auf und hole die Waffen. Reite gen Mittag, dort findest du hinter zwei Bergen ein großes Schloß, das von einer Mauer umgeben ist. In diesem Schloß aber lebt ein Vampir. Den sollst du erschlagen.“

Der junge Iwan verabschiedete sich vom Riesen und ritt gen Mittag.

Drei Tage war er unterwegs. Endlich erblickte er ein häßliches schwarzes

Schloß, das von einer schwarzen Mauer umgeben war. Iwan ritt durch das Tor und erblickte den Vampir, der eine eiserne Keule in der Hand hielt.

Als der Vampir Iwan sah, brüllte er mit entsetzlicher Stimme:

„Was suchst du hier? Wie kannst du es wagen, mein Gebiet zu betreten?“

„Ich kam, um mit dir zu kämpfen“, erwiderte Iwan.

Der Vampir lachte laut auf und schleuderte seine Keule nach Iwan. Dieser wich rasch aus, und die Keule sauste an ihm vorbei. Nun packte Iwan die Keule, zielte und schleuderte sie nach dem Vampir, der tot zu Boden fiel.

Nun trat Iwan in das schwarze Schloß und fand darin ein schwarzes Roß und schwarzes Zaumzeug. Iwan bestieg das schwarze Roß, band sein Pferd mit dem Zügel am Sattel des schwarzen Rosses fest und sprengte davon.

Der Riese erwartete ihn bereits. Als er seinen Diener erblickte, lobte er ihn, nahm die Pferde und führte sie in den Stall.

Wieder verstrich einige Zeit. Der Junge wuchs heran und ward immer klüger und immer kräftiger. Da rief ihn eines Tages der Riese und sprach:

„Nun sollst du gen Mitternacht reiten. Du wirst durch undurchdringliche Wälder, über unzugängliche Sümpfe kommen und dann ein Schloß erblicken. In jenem Schloß lebt ebenfalls ein Vampir. Viel Unheil fügt er den Menschen zu. Er muß getötet werden. Töte ihn, denn dann wird der Sumpf trocknen. Wenn du das getan hast, werden die Menschen wieder darauf säen können.“

Iwan traf keine langen Vorbereitungen und ritt schon am nächsten Tag gen Mitternacht.

Er ritt und ritt, bis er in einen dichten, undurchdringlichen Wald kam. Nicht leicht war es, sich durch diesen Wald zu schlagen. Iwan bahnte sich jedoch mit dem Schwert einen Weg durchs Dickicht. Den ganzen Tag mühte er sich ab, bis ihn die Nacht überraschte. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als im Wald zu übernachten. Er band dem Pferd die Beine zusammen, damit es sich nicht zu weit entferne, legte sich ins Moos und schlief ein.

Er schlief aber nicht lange. Als er erwachte, sah er, daß die Bäume ringsum auseinandergetreten waren. Alles strahlte ein zauberhaftes Licht aus. Der Boden war mit duftenden Blumen bedeckt. Wunderbare Vögel sangen in den Zweigen so herrlich, wie Iwan noch nie einen hat singen hören.

Dieser Gesang lockte Feen aus dem Waldesinnern hervor, aus der Tiefe der Seen tauchten Wassernixen empor, tanzten und sangen. Allerlei Tiere versammelten sich um sie. Keines der starken Tiere tat den schwächeren etwas zuleide. Auf einem Ast über Iwans Kopf saß eine alte Eule und sprach mit einer kleinen Turteltaube. Aufmerksam lauschte die Taube den Worten der Eule.

Auch Iwan hörte, was die Eule sagte. Aus der Erzählung erfuhr er, daß

über diesem Wald ein Fluch gelastet habe, daß alles darin tot gewesen war. Erst seitdem er, Iwan, herkam und sich einen Weg zur Waldesmitte gebahnt hatte, sei alles im Wald wieder zum Leben erwacht. Dies wäre der Grund, warum die Vögel und die Tiere des Waldes ein solch frohes Fest feierten.

Iwan wunderte sich nicht wenig über das Geschehene, aber er war müde und schlief wieder ein. Er erwachte, als die Sonne bereits aufgegangen war. Er schaute um sich und sah, daß er sich am Waldrand befand und ein weites, mit duftenden Blumen bedecktes Feld sich vor ihm erstreckte.

„Sieh an“, dachte Iwan, „auch die Sümpfe sind schon ausgetrocknet. Jetzt aber rasch zu dem Vampir, um ihm sein letztes Stündlein zu bereiten.“

Er sattelte sein Pferd und ritt im Galopp davon. Noch nicht lange war er geritten, als er das Schloß des Vampirs erblickte. Rings um das Schloß ragte eine hohe Mauer empor. Iwan jagte schnell wie der Wind in den Schloßhof. Der Vampir erwartete ihn bereits.

Sie begannen zu kämpfen. Allein die Kräfte des Vampirs erlahmten rasch, und Iwan tötete ihn. Er trat ins Schloß, fand das Roß des Vampirs und das Zaumzeug, nahm dies an sich und schwang sich aufs Pferd.

Als er den Schloßhof verließ, vermochte er seinen Augen kaum zu trauen: Auf den Feldern arbeiteten Menschen, mähten Gras, rechten Heu zu Haufen, bestellten die Felder und pflügten. Iwan wurde es froh ums Herz. Er eilte nach Hause, um seinem Herrn die freudige Nachricht zu überbringen.

Als der Riese Iwan erblickte, war er hochofret. Er nahm ihm Roß und Zaumzeug ab und hieß ihn, sich zur Ruhe zu begeben.

Aber viel Zeit zum Ausruhen blieb Iwan nicht. Bald schon weckte ihn der Riese und forderte ihn auf, gen Morgen zu reiten, um auch noch den dritten Vampir zu erschlagen. Diesmal mußte Iwan über weglose Steppen und Wüsten reiten. Riesige Schlangen legten sich ihm in den Weg und bedrohten ihn mit dem Tode. Furchtbare Spinnen überfielen ihn und versuchten, ihn zu umgarnen. Allerlei Gespenster erschienen, um ihn vom Weg abzubringen. Plötzlich erblickte er einen See, doch als er seinen Durst stillen wollte, verschwand der See.

Da beschloß Iwan, sich nicht mehr vom Weg abbringen zu lassen und nur die Richtung gen Morgen einzuhalten. Endlich gelangte er an ein großes weißes Schloß, das von einer Mauer umgeben war. Hier hatte Iwan seinen bisher schwersten Kampf zu bestehen. Es gelang ihm jedoch, auch den dritten Vampir zu besiegen. Er nahm dessen weißes Roß und das Zaumzeug an sich und kehrte zurück. Auf dem Rückweg sah Iwan, daß die Wüsten ergrünt, die tiefen Gräben sich mit Wasser füllten, die Seen voller Wasser waren und die Sonne sich in ihnen spiegelte. Auf den Bäumen sangen Vögel.

Nach Hause zurückgekehrt, übergab Iwan dem Riesen Roß und Zaumzeug

und legte sich hin, um ein wenig auszuruhen. Schon nach kurzer Zeit erlangte er seine Kräfte zurück.

Etwas aber ließ Iwan keine Ruhe: Warum zog sein Herr nicht selbst in den Kampf? Eines Tages fragte er schließlich den Riesen:

„Verzeiht meine Neugier, Herr! Aber sagt mir, warum zieht ein so starker und geschickter Mann, wie Ihr es seid, nicht selbst in den Kampf, sondern schickt mich stattdessen?“

Der Riese lachte und erwiderte:

„Höre, mein Sohn, wenn ein starker und weiser Mann eine große Tat vollbringt, so ist das nicht verwunderlich. Merke dir: Großes vollbringen nicht jene Menschen, die viel wissen und sehr stark sind, sondern jene, die ein fester Charakter und ein starker Wille auszeichnen.“

Die Antwort des Herrn gab Iwan zu denken.

Bald darauf lud der Riese Iwan zu einem Ritt ein. Sie bestiegen Pferde und sprengten davon. Nach einiger Zeit kamen sie in eine große Stadt und sahen, daß alle Bewohner in tiefer Trauer waren.

Da fragten Iwan und der Riese, warum Trauer in der Stadt herrsche:

„Ein furchtbarer Drache kam in unsere Stadt. Er fraß die Hälfte des Viehs, das wir besitzen, und drohte, auch noch die andere Hälfte zu fressen, falls wir ihm nicht des Königs Tochter übergeben. Die Tochter des Königs aber, ein edles Mädchen, willigte ein, sich dem Drachen zu opfern, um den Rest des Viehs zu retten. Wie können wir die Prinzessin nun vor dem Drachen bewahren und zugleich das Vieh retten? Nun kennt Ihr den Grund unserer Trauer! Fände sich ein mutiger Jüngling, der den Drachen besiegen würde, so gäbe ihm der König seine Tochter zur Frau und überließe ihm auch sein Königreich.“

„Iwan“, sagte der Riese, „du mußt die Königstochter retten und das Land vom Drachen befreien. Zuvor aber laß uns nach Hause zurückkehren.“

Dort angekommen, band Iwan jenen Rappen los, den er dem ersten Vampir abgenommen hatte, nahm vom Riesen Abschied und ritt abermals in die Stadt.

Dort angelangt, erfuhr er, daß die Königstochter bereits zu jenem Drachen in den Wald gegangen sei. Sofort wendete Iwan sein Pferd und ritt der Prinzessin nach. Sie war jedoch schon fast an der Drachenhöhle angelangt.

„Halt an, Prinzessin!“ rief Iwan, „noch ist es zu früh für dich, ins Verderben zu gehen!“

Da trockneten die Tränen im Antlitz des Mädchens. Freundlich lächelte es dem Jüngling zu. Dieser aber näherte sich der Höhle des Drachen und rief:

„He, Drache! Kriech heraus, ich will mit dir kämpfen!“

„Wart ein wenig, ich bin noch nicht bereit“, tönte eine furchtbare Stimme aus der Höhle.



Es dauerte aber nicht lange, und der Drache sprang mit schrecklichem Gebrüll und Gedröhn heraus. Iwan saß blitzschnell auf, stürmte dem Drachen entgegen und ein furchtbarer Kampf begann. Kühn hieb Iwan die Drachenköpfe, einen nach dem andern, ab – doch vergeblich! Anstelle jedes abgeschlagenen Kopfes wuchsen neue. Aus jedem Rachen quoll eine Flamme hervor und brachte Iwan Brandwunden bei. Da spürte der Jüngling, daß seine Kräfte nachzulassen begannen.

Plötzlich schlug der Drache Iwan mitsamt dem Pferd zu Boden, begrub beide unter sich und begann sie zu würgen. Iwan aber stieß mit letzter Kraft blitzschnell mit dem Schwert zu und schlitze dem Drachen den Bauch auf. Da brüllte der sterbende Drache so entsetzlich auf, daß die Blätter von den Bäumen fielen. Das aber sollte auch sein letztes Gebrüll sein.

Iwan hob den Blick. Unweit von ihm stand die Prinzessin, die Augen zu Boden gesenkt.

„Warum bist du so betrübt?“ fragte Iwan. „Sieh, der Drache ist tot. Nun kannst du zu deinen Eltern zurückkehren.“

Da sah die Prinzessin verwundert auf und glaubte, ihren Augen nicht trauen zu dürfen. Endlich sprach sie:

„Nein, ohne dich werde ich nicht nach Hause gehen! Du hast nicht nur mich, sondern uns alle gerettet.“

Die Königstochter reichte Iwan ihre Hand, er hob das Mädchen auf sein Pferd und sie ritten in die Stadt. Als sie dort eintrafen, hörten sie, wie die Menschen die Königstochter beklagten.

„Genug der Trauer!“ rief die Prinzessin. „Ich lebe! Unsere Rettung aber haben wir diesem Jüngling zu verdanken!“

Alle freuten sich über die Maßen und geleiteten die Prinzessin und Iwan zum Königsschloß. Auch der König hatte um seine einzige Tochter bereits bittere Tränen vergossen. Doch als er sie jetzt froh und glücklich sah, weinte er vor Freude. Als der König erfuhr, daß Iwan seine Tochter vor dem Verderben gerettet hatte, gab er sie ihm zur Frau. Und es begann ein solches Fest, wie kein menschliches Auge es je wieder gesehen hat. Iwan lud auch seinen Herrn, den Riesen, zum Fest ein. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann feiern sie vielleicht noch heute.

WIE EIN WEIB DEN TEUFEL ÜBERLISTETE

Eines Tages begegnete der Teufel einer Frau und sagte ihr:

„Weib, du hast einen Gemüsegarten, laß mich dir einen Handel vorschlagen: Ich besorge etwas zum Anbauen und den Ertrag teilen wir uns.“

Da entgegnete die Frau:

„Abgemacht, wir bauen zusammen an.“

Nun fragte der Teufel:

„Und was bauen wir an?“

Da meinte die Frau:

„Kartoffeln wollen wir anbauen.“

Der Teufel besorgte Saatkartoffeln, und sie machten sich an die Arbeit. Die Kartoffeln gediehen außerordentlich, es waren herrliche große Knollen. Als die Zeit der Ernte nahte, fragte die Frau den Teufel:

„Welcher Teil gehört dir, der obere oder der untere?“

„Der obere“, erwiderte der Teufel.

„Nun gut“, sprach die Frau, „dann gehört mir der Teil, der in der Erde steckt.“

Die Frau grub die Kartoffeln aus und dem Teufel überließ sie das Kraut. Dieser band das Kraut zusammen, lud es sich auf die Schultern und trug es zum Markt. Kein Mensch wollte es jedoch kaufen. Da ging ihm plötzlich ein Licht auf: ‚Ist das ein schlaues Weib! Zum Narren hielt sie mich. Na, wart nur, auch ich werde dich hereinlegen, du Betrügerin!‘

Im nächsten Jahr ging er wieder zu jener Frau und fragte:

„Wollen wir nicht wieder gemeinsam etwas anbauen?“

Und die Frau erwiderte:

„Vielleicht sollten wir Mohn säen?“



Sie säten also Mohn. Am Morgen und am Abend brachte der Teufel Kübel voll Wasser und begoß den Mohn, der wunderbar gedieh. Als die Zeit der Ernte kam, sprach die Frau:

„Nun sag, welchen Teil du in diesem Jahr haben möchtest, den unteren oder den oberen?“

„Ich möcht den Teil haben“, erwiderte der Teufel, „der in der Erde steckt.“

„Gut, dann nehme ich den oberen Teil“, sprach die Frau. „Ich schneide nur die obersten Spitzen ab, alles andere gehört dir.“

Der Teufel war sehr froh und dachte: ‚Jetzt aber, Weib, halt ich dich zum Narren.‘ Die Frau schnitt die Mohnkapseln ab, und der Teufel nahm alles, was übrigblieb, das Kraut wie auch die Wurzeln. Er band alles zusammen, lud es sich auf die Schulter, trug es von Haus zu Haus und bot es zum Verkauf an. Kein Mensch wollte jedoch seine Ware haben. Er trug sie so lang, bis ihm die Schultern zu schmerzen begannen. Da dachte er:

„Ach, du Hundetochter, wiederum betrogst du mich.‘

Nun ging er zu ihr und schlug ihr vor:

„Wollen wir eine Wette eingehen, wer von uns beiden mehr Lieder singen

kann. Wir beginnen so: Du trägst mich solange auf deinen Schultern, bis ich sämtliche Lieder, die ich kenne, gesungen habe.“

„Einverstanden!“ entgegnete die Frau. „Ich kenne nur ein einziges, ziemlich langweiliges Liedchen. Du aber trägst mich so lange auf deinen Schultern, bis ich es zu Ende gesungen habe.“

Da dachte der Teufel: „Ich kenne eine Menge Lieder, und sie kennt bloß eines. Wer hat da wohl die besten Aussichten, die Wette zu gewinnen!“

Er setzte sich also auf die Schultern der Frau und sang sämtliche Lieder, die er kannte. Nach zwei Tagen war er fertig damit.

„Nun“, sprach die Frau, „steig ab. Jetzt setze ich mich auf deine Schultern, und du trägst mich.“

Sie setzte sich auf seine Schultern und stimmte ihren Gesang an: „Tradarada-tradarada, tradarada-tradarada, tradaradum.“ Er hörte und hörte, lauschte und horchte so lang, bis er die Geduld verlor, schließlich fragte er:

„Hast du noch viel zu singen?“

„He – he – he – e –!“ rief sie, „ich habe noch nicht einmal ein Drittel des Liedes gesungen!“

Den Teufel dünkte es, daß er die Frau schon fünf Tage herumtrage. Da er aber merkte, daß es ein schier endloses Lied war, begann er sie durch Schilf und über Sümpfe zu tragen, um sie bei der erstbesten Gelegenheit abzusetzen. Er konnte sie jedoch nicht loswerden. Da beschloß er, sie durch Dornengebüsch zu tragen. „Hier werden die Dornen wenigstens ihre Haut und ihre Kleider zerfetzen“, dachte er. Als er jedoch die Dornenbüsche erreicht hatte, sprang die Frau von seinen Schultern und sprach:

„Du dummer Teufelsohn, es ist mir nur noch wenig zu singen geblieben, und du willst mich trotz unserer Abmachung nicht mehr tragen!“ Rasch lief sie nach Hause.

So führte eine Frau den Teufel an der Nase herum.



Als ihn das Pferd erblickte, eilte es heran. Auch der Feuervogel flog augenblicklich herbei und setzte sich auf seine Schulter.

DER FEUERVOGEL UND DER WOLF

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne: zwei kluge und einen dummen. Eines Tages kamen sie zu ihrem Vater und baten ihn um Erlaubnis, eine Reise durch die weite Welt antreten und auch andere Königreiche sehen zu können. Der Vater hörte sich ihre Bitte an, dann sprach er:

„Sucht euch aus meinen Roßherden drei Pferde aus und reitet, wohin ihr wollt.“

Die Herden wurden herangetrieben, und die drei Prinzen suchten sich Rösser, jeder eines nach seinem Geschmack.

Die zwei älteren wählten die schönsten und kräftigsten Pferde, und der jüngste, ein Narr, nahm das allerschlechteste Roß. Nachdem sie die nötigsten Vorkehrungen zur Reise getroffen hatten, ritten alle drei gemeinsam auf einem Weg in die Welt hinaus. Wie sie so ritten, fielen ihnen plötzlich drei Pfähle auf, und von jedem dieser Pfähle führte ein Weg in eine andere Richtung: einer verlief geradeaus, der andere nach links, und der dritte nach rechts. An den Pfählen selbst waren Inschriften zu sehen. Die drei Prinzen ritten näher heran und lasen an einem der Pfähle: ‚Wer auf diesem Weg reitet, der wird satt sein, sein Pferd jedoch wird hungern.‘ Am zweiten Pfahl stand: ‚Wer diesen Weg nimmt, wird hungern, sein Roß aber wird satt sein.‘ Und am dritten Pfahl war folgende Inschrift angebracht: ‚Wer diesen Weg einschlägt, dessen Pferd wird vom Wolf gefressen.‘ Nun setzten sie ihren Weg fort. Der Älteste ritt jenen Weg entlang, der dem Reiter versprach, stets satt zu sein, das Pferd jedoch würde Hunger leiden. Der Zweitälteste nahm jenen Weg, der ihm Hunger verkündete, dem Roß jedoch Sättigung. Der Jüngste, der Narr, schlug den Weg ein, der verhiess, daß sein Pferd vom Wolf gefressen werde.

Kaum war der Narr eine kleine Strecke geritten, da kam ihm auch schon der Wolf entgegen und sprach:

„Herunter mit dir, ich fresse dein Pferd!“

Nichts zu machen, dachte der Narr, schwang sich vom Pferd, lud sich den Sattel auf die Schulter und setzte seinen Weg fort. Aber der Wolf, der sich am Pferd sattgefressen hatte, holte ihn bald ein.

„Sitz auf“, sprach er, „und sage mir, wohin ich dich bringen soll.“

„Wohin es dich gut dünkt“, erwiderte der Narr.

Der Wolf brachte ihn in einen großen Wald. Inmitten dieses Waldes stand eine geräumige Hütte und daneben ragte ein Pfahl empor, an dem ein Käfig hing. In diesem Käfig saß ein Vogel, dessen Gefieder so schön war, daß es zu leuchten schien. Als der Narr diesen Vogel erblickte, fragte er den Wolf:

„Wäre es nicht möglich, diesen Vogel zu stehlen?“

„Klettere den Pfahl hinauf“, entgegnete der Wolf, „doch berühre nicht den Strick und hole ohne Umstände den Käfig herunter.“

Der Narr kletterte den Pfahl hinauf, ergriff jedoch, anstatt nach dem Käfig zu greifen, den Strick. Da ertönte ein Glöcklein: „bim – bim – bim –!“ Die Wächter des Vogels kamen sofort herbeigelaufen:

„Was suchst du hier?“

„Ich wollte“, sprach der Narr, „den Vogel stehlen.“

Darauf entgegnete einer der Wächter:



„Das ist kein gewöhnlicher Vogel, das ist der Feuervogel. Willst du ihn dein eigen nennen, so bring uns jenes Roß, das zur Hälfte aus Gold und zur Hälfte aus Silber besteht.“

Der Narr kehrte zum Wolf zurück, und dieser fragte ihn:

„Nun, wo ist der Vogel, den du stehlen wolltest?“

„Ich hab ihn nicht“, erwiderte der Narr.

Er erzählte dem Wolf, was sich zugetragen hatte, und verschwieg auch nicht, daß die Wächter für den Vogel jenes Pferd forderten, das zur Hälfte aus Gold und zur Hälfte aus Silber besteht.

„Dann sitz rasch auf“, sprach der Wolf, „wir dürfen keine Minute verlieren.“

Der Narr saß auf, und rasch wie der Wind jagte der Wolf dahin. Binnen kurzem hielten sie wieder vor einem großen Wald. In diesem Wald standen steinerne Pferdeställe, und man hörte Gewieher. Da sagte der Wolf zu seinem Reiter:

„Geh in diesen Stall und nimm das erste Pferd, pack es aber nicht am Zügel, sondern an der Mähne.“

Der Narr ging also in den Stall, den ihm der Wolf gezeigt hatte, doch konnte er sich nicht daran erinnern, was der Wolf ihm noch geheißen hatte. Er ergriff ein Pferd, jedoch nicht an der Mähne, sondern am Zügel, da begann dieses sogleich zu rasseln und zu klirren.

Im Nu erschienen die Wächter und fragten ihn:

„Was suchst du hier?“

„Ich wollte ein Pferd stehlen.“

„Ehe – e – ! Bring uns die Jungfrau, die sieben Meilen weit von hier in einem Eichenhain lebt, dann bekommst du das Pferd.“

Mit diesem Bescheid kehrte der junge Mann zum Wolf zurück, der ihn fragte:

„Und wo ist das Pferd?“

„Ich hab keines“, entgegnete der Narr. Und er erzählte ausführlich, was vorgefallen war und was die Wächter von ihm verlangten.

„Sitz geschwind auf und rasch zu jenem Eichenhain.“

Der Wolf lief aus Leibeskräften, und bald waren sie an Ort und Stelle. Auf einer kleinen Anhöhe erging sich die Jungfrau mit ihrer Bediensteten.

„Geh zu jener Jungfrau dort und bitte sie, sie möge ihre Bedienstete Wasser holen schicken, denn du kämst um vor Durst. Ist die Bedienstete fort, dann fasse die Jungfrau mit beiden Händen und bringe sie zu mir.“

Der Narr ging zu jener Jungfrau und bat sie:

„Schickt Eure Zofe bitte Wasser holen, ich komme um vor Durst.“

Als die Jungfrau dies hörte, lud sie ihn in ihr Haus ein, er aber lehnte ab, denn er dürfe nirgends hingehen.

„Schickt doch bitte Eure Zofe Wasser holen“, bat er abermals.

Als diese gegangen war, packte er die Jungfrau wie ein Bündel und eilte zum Wolf zurück. Rasch saß er auf, und der Wolf lief so schnell, daß er kaum den Boden berührte. Bald hatten sie jene Stelle erreicht, wo der Narr das Pferd stehlen wollte, das zur Hälfte aus Gold und zur Hälfte aus Silber war. Der Wolf hielt an und sprach:

„Ich nehme die Gestalt der Jungfrau an, und du führst mich zu den Stallwächtern. Sobald du jenes Pferd hast, sitze augenblicklich auf und reite im Galopp den Weg entlang, der zum Feuervogel führt. Ich hole dich bald ein.“

Gesagt, getan. Der Wolf verwandelte sich in eine Jungfrau. Der Narr führte diese zu den Stallwächtern und tauschte sie gegen das Pferd, das zur Hälfte aus Gold und zur Hälfte aus Silber war.

Nun hob der Narr die geraubte Jungfrau aufs Roß, saß selbst auch auf und ritt in gestrecktem Galopp jene Straße entlang, die zu dem Wald führte, in dem der Feuervogel lebte.

Die Wächter nahmen in der Zwischenzeit die Jungfrau, die er ihnen überlassen hatte, führten sie ins Haus, brachten ihr Beeren, Äpfel und andere Leckerbissen, fütterten sie damit, wie man kleine Kinder füttert. Der kluge Wolf aß sich an all den schmackhaften Dingen satt, dann sprach er:

„Erlaubt mir bitte, ein wenig spazierenzugehen.“

Und sie erlaubten ihm auszugehen, und sobald er im Freien war, verwandelte er sich blitzschnell zurück in seine Wolfsgestalt, sauste davon, und die Wächter hatten das Nachsehen. Er jagte so lange, bis er endlich den Narren einholte, der mittlerweile jenen Wald erreicht hatte, in dem der Feuervogel lebte. Da sagte ihm der Wolf:

„Ich verwandle mich abermals, diesmal in das Pferd, das zur Hälfte aus Gold und zur Hälfte aus Silber besteht. Führe mich zu den Wächtern, tausche mich gegen den Feuervogel ein, dann schwinde dich eiligst auf das echte Pferd und jage ohne Rast bis zu jener Stelle, wo du dich von deinen Brüdern



verabschiedet hast. Dort erwartest du mich. Du darfst jedoch nicht einschlafen, sonst erschlagen dich deine Brüder.“

Der Narr befolgte des Wolfes Rat: Er tauschte den verwandelten Wolf gegen den Feuervogel, setzte eiligst die Jungfrau aufs Roß, saß selber auf, und fort wie der Wind so rasch ging es. Bald hatte er jene Stelle erreicht, wo die drei Wege aufeinandertrafen, er saß ab, um ein wenig auszuruhen, das Roß aber ließ er weiden. Der Feuervogel saß im Käfig und sang nach Herzenslust. Die Jungfrau jedoch bat den Narren:

„Schlaf um Gottes willen nicht ein, sonst töten deine Brüder sowohl dich wie auch mich.“

Als sie sich umschaute, sah sie bereits, was sie befürchtet hatte: Die beiden Brüder des Narren ritten heran. Der Narr war jedoch bereits eingeschlafen. Sie schüttelte und rüttelte ihn, aber vergeblich. Es war, als schliefe er den Schlaf des Gerechten. Indessen standen die zwei Burschen vor dem Schläfer.

„Schau mal“, sagte der eine von ihnen, „das ist ja der Narr, unser Bruder. Töten wir ihn, nehmen das Roß, den Feuervogel und das hübsche Mädchen und ziehen weiter unseres Wegs.“

Gesagt, getan. Ohne besondere Eile vollführten sie die Tat: Töteten den Bruder und zogen mit jenem Roß, dem Feuervogel und dem schönen Mädchen

ihres Wegs. Bald darauf kam der Wolf angelaufen. O weh, was war geschehen? Auf dem toten Narren saß bereits eine Elster, und eine Otter saugte sein Blut. Die Otter erschlug er sogleich und der Elster drohte er:

„Bringst du mir nicht augenblicklich heilendes und belebendes Wasser, so erschlage ich auch dich.“

„Und worin soll ich das Wasser bringen?“ fragte die Elster.

Der Wolf faltete aus Blättern zwei kleine Krüge, band diese der Elster an die Füße und ließ sie fortfliegen. Am nächsten Tag kam sie um die Mittagszeit zurück und brachte das gewünschte Wasser. Zuerst begoß er den Narren mit jenem Wasser, das heilte, dann begoß er ihn mit dem belebenden Wasser und gab ihm das Leben zurück.

Der Narr gähnte behaglich:

„Da hab ich aber lange und fest geschlafen!“

„Wäre ich nicht gekommen“, entgegnete der Wolf, „so wärest du nie erwacht. Jedoch genug davon. Schwing dich auf meinen Rücken und fort von hier, sonst heiratet dein ältester Bruder die schöne Jungfrau.“

Der Narr setzte sich rasch auf den Rücken des Wolfes, der sogleich wie der Blitz dahinjagte.

Zu Hause angekommen, sahen sie neben dem Eingang eines Flügels sein goldsilbriges Roß, an eine Karosse gespannt, stehen. Als ihn das Pferd erblickte, eilte es samt der Karosse heran. Auch der Feuervogel, der ihn durchs Fenster erspäht hatte, flog augenblicklich herbei, die Scheiben mit Geklirr zerbrechend, und setzte sich auf seine Schulter. Ganz in Tränen aufgelöst, erschien auch bald, an der Seite seines ältesten Bruders, die Jungfrau, um zur Trauung zu fahren. Als sie des Narren ansichtig wurde, flog sie in seine Arme:

„Hier ist der Mann, der mich gestohlen hat, ihn heirate ich!“

Der König, der Vater der drei Brüder, war Augenzeuge dieses Wunders und begriff nicht, was hier vorging. Da erzählte ihm der Narr ausführlich, was geschehen war. Daraufhin sprach der König:

„Verfahre mit deinen Brüdern so, wie es dir dein Herz befiehlt.“

Nun fuhr der Narr zur Trauung, heiratete die schöne Jungfrau und den Brüdern vergab er das ihm angetane Leid. Für den Wolf ließ er einen Schafbock braten.

DER KÖNIGSADLER

Es lebte einmal, irgendwo in der Welt, ein alter Soldat. Er war schon hundert Jahre alt, doch war er nie krank gewesen. Als ihn aber ein Leiden befiel, ließ er seinen Sohn ans Krankenlager kommen und sprach:

„Höre, mein Sohn, ich vermache dir meine Steinschießflinte. Gibt es keinen Krieg, so darfst du auf jedes Wild schießen, doch den Königsadler schon.“

„Warum?“ fragte der Sohn.

„Es geschah einmal folgendes: Ich kämpfte mit einem sechsköpfigen Riesendrachen namens Scharkan. Schlug ich einen Kopf ab, so berührte der Drache diese Stelle mit dem Hals, und sofort wuchs der Kopf wieder an. Ich kämpfte mich müde, doch der Feind nicht weniger. Gerade um diese Zeit schwebte über unseren Köpfen der Königsadler. Da bat Scharkan:

„Königsadler, Königsadler, bringe mir in deinem Schnabel einen Schluck Wasser, denn ich komme um vor Durst.“

Jedoch auch ich bat wie er:

„He, Königsadler, hilf dem Drachen nicht. Bringe lieber mir ein bißchen Sand mit deinen Krallen. Diesen streue ich auf den abgeschlagenen Kopf, damit er nicht wieder anwachsen kann.“

Der Königsadler erfüllte meine Bitte. Und so gelang es mir, Scharkan zu besiegen und selbst am Leben zu bleiben.“

Der Sohn versprach ihm, niemals nach dem Königsadler zu schießen. Nicht lange danach starb der alte Soldat. Der Sohn bestattete ihn mit allen Ehren, schulterte das Gewehr und begab sich auf Wanderschaft.

Als er auf dem Felde unter einer Linde rastete, überraschte ihn die Nacht. Die Dunkelheit wurde undurchdringlich. Da dachte der Jüngling: ‚Ich übernachtete hier.‘ In der Ferne aber hellte es sich plötzlich über einem Hügel auf. Der Jüngling erhob sich und lief in die Richtung der sonderbaren Helligkeit. Als er den Hügel erstiegen hatte, sah er dieses eigentümliche Licht aus den Fenstern eines Hauses leuchten. Der Jüngling schaute durch ein Fenster und erblickte zwölf Räuber. Sie saßen um den Tisch herum und spielten mit einem Goldapfel.

Der Sohn des Soldaten überlegte: ‚Wie stell ich’s an, damit sie sehen, daß ich keine Angst vor ihnen habe? Ansonsten darf ich’s doch nicht wagen, über die Schwelle des Hauses zu treten.‘ Als einer der Räuber den Goldapfel auf seine schmutzige Hand legte, zielte der Wanderer und schoß. Der Apfel zerfiel in Mohnkörner. Vor Überraschung saßen die Räuber wie angenagelt da. Da entschloß sich der Jüngling:

‚Ich trete ein. Es komme, was wolle.‘

Und er trat ein. Der Räuberhauptmann aber war solch ein Riese, daß er den Eintretenden packte, ihn auf seine schwarze, schmutzige Hand stellte und von allen Seiten betrachtete. Dann sagte er:

„Du hast unser Teuerstes zerschlagen. Jener Goldapfel brachte uns immer Glück. Darum mußt du dein Leben verlieren. Wenn du jedoch mit deiner Steinschießflinte einen Königsadler erlegst, schenken wir dir dein Leben.“

„Und welcher Königsadler ist es?“ fragte der Jüngling.

„Hinter dem dritten Berg lebt in einem finstern, fensterlosen Schloß ein Bösewicht. Es ist uns unmöglich zu erfahren, was er dort versteckt, denn auf dem Tor des Palastes sitzt ein alter Königsadler und läßt niemand heran. Diesen Adler kann man nur mit einer Steinschießflinte erlegen. Wir aber haben keine.“

Der Sohn des Soldaten überlegte eine Weile, dann sprach er:

„Wozu diese Angst? Ich komme auch so hinein.“

Die Räuber staunten über soviel Mut und wollten dies mit eigenen Augen sehen.

Und was hatte sich der junge Mann ausgedacht? Er schüttete ein wenig Erde in seine Bastschuhe und machte sich sogleich auf den Weg. Die Räuber folgten ihm auf dem Fuß. Es dauerte nicht lange, und sie hatten bereits den dritten Berg hinter sich. Neben dem dunklen Palast hielten sie an. Ohne zu zögern, ging der Junge auf das Tor zu. Der Adler schrie laut auf und spreizte seine mächtigen Schwingen. Der Jüngling aber rief:

„Warum schreist du, Königsadler? Ich stehe auf meinem und nicht auf deinem Boden. Oder fürchtest du dich vor jenen, die hinter mir haltmachten? Dies sind meine Knechte.“

Der Königsadler schloß seine Schwingen und schwieg.

Da befahl der Sohn des Soldaten den Räubern:

„Nun, Brüder, zeigt, was ihr könnt. Durchbrecht die Mauer!“

Als ein Loch in die Mauer geschlagen war, flüsterte der Wanderer:

„Erwartet mich hier. Weiter geh ich allein und spähe aus, was drinnen im Haus ist.“

Bei jenem Bösewicht aber war es Brauch, wenn der Königsadler auf dem Tor schlummerte, so schlummerten auch sämtliche Wächter. Schon stand der Junge vor der ersten Tür. Da lag ein starker alter Mann und schnarchte. Aus seinem Mund schoß eine blaue Flamme. Nun stand der Junge vor der zweiten Tür. Auch hier schnarchte ein alter, noch viel stärkerer Mann, aus dessen Mund schlug eine rote Flamme. Als der Jüngling vor der dritten Türe stand, sah er die fürchterlichste Wache: aus dem Munde dieses Wächters schoß eine schwarze Flamme.

Inmitten eines großen Gemachs, durch dessen Glasdach das Tageslicht hereinbrach, blieb der Jüngling stehen. Hier schlief eine wunderschöne schnee-weiße Jungfrau. An einem ihrer Finger blitzte ein goldener Ring, und ihr Busen war mit einem goldenen Tuch bedeckt. Dem Jüngling gefiel dieses junge Mädchen sehr. Er beugte sich über diese Schönheit und küßte sie. Da schlug sie sogleich die Augen auf.

„Gott, wie lange ich doch geschlafen habe“, seufzte sie. „Wer bist du? Was machst du hier?“

„Ich kam, Prinzessin“, erwiderte der Jüngling, „dich zu wecken und aus diesem lichtlosen, finsternen Schloß zu befreien.“

Hoherfreut rief das schöne Mädchen:

„Dann bin ich ja deine Auserwählte! Fliehen wir geschwind, denn gleich kommt der Bösewicht!“

Darauf entgegnete der Sohn des Soldaten:

„Aber wohin fliehen? Hier gibt es nur einen Ausgang: die Bresche in der Mauer. Dort stehen jedoch zwölf Räuber.“

„So ruf sie in den Hof!“

Einer hinter dem anderen krochen die Räuber durch die Bresche, doch sobald sie im Hof waren, wurden sie gleichsam von der dicken Mauer wie von einem Magnet unwiderstehlich angezogen und blieben an ihr kleben, denn des Bösewichts Palast war mit ganz besonderen Steinen erbaut worden.

Frohgelaunt flohen der Jüngling und das wunderschöne Mädchen. Indessen kehrte der Bösewicht ins Schloß zurück, fand die festgeklebten Räuber, fraß sie samt und sonders auf und begab sich danach ins große Gemach. Dort stellte er fest, daß die Jungfrau verschwunden war. Erbost stürzte er sich auf die Schloßwächter und tötete sie. Dann zog er den Säbel und warf sich auf den Königsadler. Dieser schlug jedoch mit den Schwingen, breitete sie aus und flog in die Richtung, in die auch das junge Paar geflohen war.

Dieses hatte währenddessen einen sehr breiten Teich erreicht und wußte nicht, wie es hinübergelangen sollte. Auf einmal bemerkte es, daß der Königsadler geflogen kam. Den hat gewiß der Bösewicht hergeschickt, dachte es. Abwarten, bis er näherkommt, wäre Wahnsinn, denn blitzschnell würde er das herrliche Mädchen mit den Krallen packen, und mit ihr zum Bösewicht zurückfliegen. Also zielte der Jüngling und schoß. Da fiel der Königsadler tot zu Boden.

Jedoch noch ehe sie sich besinnen konnten, hatte sie der Bösewicht erreicht. Und plötzlich gähnte dort, wo sich der Teich befunden hatte, ein bodenloser Abgrund vor ihnen. Augenblicklich verschwanden darin der Bösewicht mitsamt der wunderschönen Jungfrau. Da schloß der Jüngling die Augen und stürzte



ihnen nach. Unten angelangt, breitete sich vor seinen Augen eine herrliche Unterwelt aus. In den Hütten jener Welt hausten Hexen. Und doch war es klug von dem Jüngling, daß er dem Bösewicht gefolgt war, denn die Hexen fürchteten ihn. Als er die erste Hütte betrat, sagte ihm die Hexe, die dort wohnte:

„Ich bin deine Schwester.“

Sie bewirtete ihn mit einem Glas starken Weins, der aus Ochsenblut bereitet war.

Nun trat der junge Mann in die zweite Hütte ein. Auch hier nannte sich die alte Wirtin seine Schwester. ‚Denn‘, so dachte sie, ‚wer dem Bösewicht auf dem Fuße folgt, muß selber einer der bösen Geister sein.‘ Hier trank er zwei Glas starken Weins aus Ochsenblut. Die dritte Schwester bewirtete ihn

mit drei Glas starken Weins aus Ochsenblut. Der Wein berauschte ihn jedoch überhaupt nicht, er verspürte aber plötzlich ungeheure Kräfte in sich. Nun begann er die Schwester auszuforschen:

„Schwester, wo ist der Bösewicht? Er stahl mein Mädchen und versteckt sich hier irgendwo.“

Darauf erwiderte die Hexe:

„Schwer ist dein Unterfangen. Der Bösewicht ist Herr über die Unterwelt, aber auch in der Oberwelt besitzt er ein finsternes Schloß.“

„Dort war ich bereits“, erwiderte der Jüngling.

„Dann folge seiner Spur, sie wird dich bis ans Tor führen. Dieses Tor ist der Eingang zum Berginneren. Er ist nicht verschlossen und wird auch nicht bewacht. Wozu auch? Gehört dem Bösewicht doch die Unterwelt. Unser Wein verleiht dir solche Kräfte, daß du das Tor mit Leichtigkeit passieren wirst.“

Der Jüngling versteckte sich in der Nähe des Berges und lauerte dem Bösewicht auf. Als dieser das Berginnere verließ, huschte er lautlos hinein.

Freudig umarmte ihn die wunderschöne Jungfrau, doch bat sie ihn inständig:

„Flieh, denn in diesem Haus darf nicht mehr als eine Seele sein.“

„Ich fürchte mich nicht, denn ich habe eine Steinschießflinte.“

„Der Bösewicht hat keine Seele, und die Seelenlosen sind gegen Kugeln gefeit.“

„Was verleiht ihm solche Kraft?“

„Dies ist mir auch ein Rätsel.“

„Versuche es zu lösen. Ich werde geduldig auf dich warten.“

Der Jüngling verließ das Berginnere, und die Jungfrau zerbrach sich den Kopf darüber, wie sie dem Bösewicht sein Geheimnis entlocken könnte.

Als dieser zurückkehrte, fragte sie ihn:

„Sag mir doch bitte, was verleiht dir solche Kraft?“

„Der Besen“, rief er, laut lachend. „Ebenso wie den alten Hexen.“

Am nächsten Tag schmückte das Mädchen den Besen mit purem Gold.

Erstaunt fragte der Bösewicht:

„Warum hast du das getan, Prinzessin?“

„Er verleiht dir deine geheimnisvolle Kraft.“

Da brach der Bösewicht in ein solch schallendes Gelächter aus, daß der Berg erbebte.

„Meine Kraft verleiht mir“, rief der Bösewicht noch immer lachend, „der Ofen.“

Als er abermals das Haus verlassen hatte, schüttete das Mädchen Gold auf die glühenden Kohlen. Nicht lange danach kehrte er zurück, und das Mädchen zeigte ihm den Ofen.

„Was hast du angerichtet?!“ rief der Bösewicht nun außer sich vor Zorn.

„Ich ehrte, was dir deine Kraft verleiht.“

„Ein Dummkopf bist du! Das Geheimnis meiner Kraft ist, daß ich das Herz eines Stieres habe.“

Vor lauter Zorn entschlüpfte ihm sein Geheimnis, ohne daß er es bemerkte. Nun aber verwandelte er sich in einen Stier, brach in ein furchterregendes Gebrüll aus und rannte aus dem offenen Tor. Der Sohn des Soldaten ahnte nicht, daß der Stier der verwandelte Bösewicht war, und darum versteckte er sich nicht. Der Stier aber stürzte sich wütend auf den Jüngling, und dieser schoß sofort aus seiner Flinte und erlegte ihn.

Die wunderschöne Jungfrau kam atemlos aus dem Berginnern gelaufen:

„Gott, das war doch der Bösewicht! Er kann bald wieder zum Leben erwachen. Sogleich muß er in Stücke zerhackt werden!“

Augenblicklich zerhackten sie den Stier, legten die Stücke in ein eisernes Faß und machten sich nun auf den Weg.

Aber wie den Ausgang aus jenem unterirdischen Reich finden? Unterwegs suchte der Jüngling die Hexen auf, um sich bei ihnen Rat zu holen, und sie sagten ihm:

„Das unterirdische Reich kann man nur durch jenes große Gewässer verlassen, auf dem ein alter Königsadler mit einem Kahn fährt.“

„Was ist das für ein Adler?“ fragte der Jüngling erschrocken.

„Das ist jener Königsadler, den man in der Oberwelt getötet hat. Nun lebt auch er in der Unterwelt, doch da man hier nicht fliegen kann, fährt er mit einem Kahn auf dem großen Gewässer.“

„Und wie könnte ich mit ihm übereinkommen?“ fragte der Jüngling betrübt.

„Sei doch nicht bekümmert“, trösteten ihn die Hexen. „Als nach ihm geschossen wurde, glaubte er, zwei Personen zu sehen. Wage es deshalb nicht, mit dem Mädchen zusammen in den Kahn zu steigen, denn er würde euch beide ertränken. Laß zuerst das Mädchen einsteigen, du aber gedulde dich und warte ein wenig.“

Und er befolgte ihren Rat. Zuerst ließ er das Mädchen über das Gewässer fahren, dann stieg er in den Kahn. Als der Adler jedoch die Steinschießflinte erblickte, legte er sich mit aller Kraft auf die Seite des Kahns, wo er saß, und der Kahn kippte um. Da glaubte der Jüngling, es sei mit ihm zuende, denn er war nahe am Ertrinken. Die Flinte lag bereits auf dem Grund des Wassers. Im selben Augenblick verspürte der Königsadler neue Lebenskraft in den Schwingen. Er packte den Jüngling mit seinen Krallen und flog mit ihm in die Oberwelt. Dort wartete die wunderschöne Jungfrau bereits auf den Jüngling.

In diesem Augenblick zog eine schwarze Wolke herauf, und ein Feuerregen

ergoß sich über die Erde. Der Königsadler erhob sich rasch in die Lüfte und breitete schützend seine mächtigen Schwingen über das junge Paar. Er rettete beide vor dem Feuertod und verbrannte selbst.

Bald zog das Gewitter vorüber. Im selben Augenblick erinnerte sich die Jungfrau, aus welchem Reich sie stammte. Ein böser Wind hatte sie aus dem Königshof entführt. Nun begaben sie sich in jenes Reich und gingen zum König. Dort wurden sie mit offenen Armen empfangen. Man feierte eine große Hochzeit, und der Sohn des Soldaten begann wie ein König zu regieren. Jedermann im Reich lebte in Wohlstand und Glück. Es heißt dann, daß der junge König und die junge Königin ein Verbot erließen, auf den Königsadler zu schießen.

DER RING DER PRINZESSIN

Es waren einmal ein König und eine Königin, die hatten eine wunderschöne Tochter. Als diese schon erwachsen war, mußte man daran denken, sie zu verheiraten. Der König ließ also folgende Kunde bekanntgeben:

„Wer meiner Tochter den Ring vom Finger streift, dem gebe ich sie zur Frau.“

Nun zerbrachen sich sämtliche Jünglinge des Reiches den Kopf darüber, wie dies zu bewerkstelligen sei, da ihr Vater, der König, ihr nie erlaubte, das Schloß zu verlassen, und ging sie doch einmal aus, klebte er an ihr wie die Klette am Pelz. So gelang es keinem, die Aufgabe des Königs zu lösen.

Eines schönen Tages aber kam der Tischler Fedjko zum König und sprach:

„Majestät, ich werde der Prinzessin den Ring vom Finger streifen.“

Darauf erwiderte der König:

„Streifst du ihn tatsächlich ab, so wirst du mein Schwiegersohn.“

Fedjko kehrte ins Dorf zurück und sagte zu seinem Onkel, mit dem er gemeinsam sein Tischlerhandwerk betrieb:

„Helft mir, liebes Onkelchen, den Ring vom Finger der Prinzessin zu streifen. Der König erlaubt ihr nicht, den Palast zu verlassen. Er hält sie hinter Schloß und Riegel. Ratet mir, was da zu tun sei.“

Der Onkel dachte darüber einen, zwei, sogar drei Tage lang nach, dann sprach er:

„Wir verstehen unser Handwerk gut. Fertigen wir also eine Uhr an, die so groß sei wie ein Schrank. Immer, wenn die Prinzessin ins Zimmer kommt, um nachzusehen, wie spät es ist, wird aus dieser Uhr Flötenspiel ertönen.“

Nun begannen Fedjko und der Onkel eine derartige Uhr herzustellen. Nach

einer Woche war sie fertig. Da nahm Fedjko die Flöte und kroch in die Uhr. Der Onkel schloß ihn dort ein und brachte die Uhr auf den Markt.

Dorthin kam auch der König mit seiner Tochter, der Prinzessin. Als das Mädchen näher kam, erblickte Fedjko es durch einen Spalt, und er begann augenblicklich die Flöte zu spielen.

„Ach, wie entzückend diese Uhr spielt!“ rief die Prinzessin. „Väterchen, kauft sie doch.“

Der König zahlte für die Uhr sehr viel Geld und ließ sie ins Schloß und ins Gemach der Prinzessin bringen.



Das erstaunte Mädchen saß Tag und Nacht vor dieser Wunderuhr, in der Fedjko die ganze Zeit auf der Flöte spielte. Als die Prinzessin zu Bett ging, öffnete er lautlos die Uhrtür, schlich auf Zehenspitzen in ihr Gemach, streifte den goldenen Ring von ihrem Finger und verschwand wieder in der Uhr.

Am nächsten Tag spielte Fedjko noch ein wenig, dann aber drang kein Laut mehr aus der Uhr. „Ist der Magen leer, spielt die Flöte nimmermehr.“

Da lief die Königstochter zu ihrem Vater und sagte:

„Der Uhr scheint etwas zugestoßen zu sein, sie spielt nicht mehr.“

Der König gebot:

„Man rufe sofort den Meister, damit er sie wieder zum Spielen bringe.“

Sogleich holten die Diener des Königs Fedjkos Onkel, der die Uhr mit nach Hause nahm, Fedjko freiließ und an ihr solange herumbaute, bis sie von selbst zu spielen begann.

Eines schönen Tages fragte der König seine Tochter:

„Töchterchen, wo ist dein Ring?“

„Weiß Gott, wo... Wahrscheinlich hat ihn jemand von meinem Finger abgestreift.“

Da ließ der König dem ganzen Lande kundtun:

„Wer es vermocht hat, den Ring vom Finger meiner Tochter abzustreifen, der erscheine in meinem Schloß. Ich gebe ihm die Prinzessin zur Frau.“

Fedjko erschien im Königspalast, wo bald darauf seine Hochzeit mit der Prinzessin gefeiert wurde.

DER TEUFEL UND DER SCHMIED

Es lebte einmal ein Schmied, der war so arm, daß er auf dem Amboß schlief und sich mit Zangen zudeckte. Deshalb beschloß er, seine Seele dem Teufel zu verkaufen.

„Abgemacht!“ willigte der Teufel ein. „Doch was verlangst du für deine Seele?“

„Ich möchte“, erwiderte der Schmied, „einen Krug voll Geld, das ein Jahr lang nicht weniger wird, soviel ich auch im Laufe dieser Zeit aus dem Krug nehmen werde.“

Darauf sprach der Listige:

„Einverstanden. Du bekommst das Geld, und nach einem Jahr komme ich deine Seele holen.“

Der Schmied brachte nach diesem Gespräch einen Krug voll Geld nach Hause, versteckte dies in einer Bütte, steckte ein wenig davon in die Tasche und ging bummeln. Er verbummelte einen Tag, eine Nacht, und im Handumdrehen war ein Jahr vorbei.

Als er nun eines Tages wieder unterwegs war, sprang der Teufel plötzlich auf seine Schulter und rief:

„Nun bist du mein!“

Da entgegnete der Schmied: „Ja. Aber ich muß für einen Augenblick zu meiner Frau, um ihr etwas zu sagen.“

Zu Hause angekommen, gingen beide ins Haus, und der Schmied setzte den Teufel auf eine Bank. Hier sah ihn kein Mensch, und er selbst sah sich ebensowenig. Nun verließ der Schmied rasch das Haus und ging wiederum bummeln.

Der Teufel wartete und wartete, dann wollte er sich erheben und den Schmied suchen gehen. Als er sich jedoch zu erheben versuchte, konnte er nicht aufstehen. Da wollte er sich mit aller Kraft von der Bank losreißen. Er zerrte so wütend, daß selbst der Lehm von der Wand bröckelte, und das Haus einzustürzen drohte. Die Frau des Schmieds erschrak heftig und lief ihren Mann holen.

„Wen hast du auf die Bank gesetzt? Der zerrt und zerrt und versucht, sich

mit solcher Kraft von der Bank loszureißen, daß das Haus einzustürzen droht. Komm und bring ihn weg!“

Da kam der Schmied und sprach:

„Wenn ich wiederum Geld für ein ganzes Jahr im Krug finde, laß ich dich laufen.“

Da sprach der Teufel:

„Findest's!“

Und der Schmied ließ ihn laufen. Er hatte nun wiederum Geld in Hülle und Fülle und begann abermals zu bummeln und sich die Zeit mit Lust und Spiel zu vertreiben. Es ging immer so fröhlich zu, daß er gar nicht merkte, daß auch das zweite Jahr vorbei war. Als er nun wieder eines Tages umherbummelte, da sprang abermals der Teufel auf seine Schulter und rief:

„Jetzt bist du mein!“

„Natürlich“, erwiderte der Schmied, „warte jedoch ein wenig in meinem Garten, setz dich solange auf den Birnbaum dort. Ich gehe ins Haus, um mich von meiner Frau zu verabschieden.“

„Geh“, sagte der Teufel, „doch halt dich nicht zu lange auf.“

Der Schmied hatte den Listigen auf den Birnbaum verwiesen und ging abermals bummeln und sich die Zeit vertreiben. Doch bald kam seine Frau wiederum atemlos angelaufen:

„Wen hast du auf den Birnbaum gesetzt? Das war ein solch herrlicher Baum, nun ist er ganz zerzaust. Jemand schüttelt ihn so furchtbar, daß sämtliche Birnen und Blätter herunterfallen, die Äste sind fast alle abgebrochen, sogar die Wurzeln scheint er ausreißen zu wollen.“

Da kam der Schmied und fragte:

„Werde ich das ganze Jahr hindurch Geld in Hülle und Fülle haben? Wenn ja, dann laß ich dich laufen.“

„Bekommst soviel du willst, nur laß mich laufen.“

Wiederum ließ der Schmied den Teufel frei, und wiederum hatte er Geld wie Heu, und abermals bummelte er, daß er gar nicht merkte, wie auch das dritte Jahr abgelaufen war. Auch nach dieser Frist erschien der Teufel:

„Jetzt aber bist du endgültig mein!“

„Natürlich“, entgegnete der Schmied, „doch wollen wir ein wenig diesen Weg entlang gehn.“

Sie liefen zum Damm. Es war bereits Abend, und heller Mondschein übergieß die Landschaft. Der Schatten des Schmieds war ein dunkler Begleiter. Da fragte der Teufel:

„Wer geht dort rechts neben dir?“

„Ah, der da! Das ist mein Bruder“, erwiderte der Schmied.

„Wird er mich holen?“ fragte der Teufel.

„Ganz gewiß!“ entgegnete der Schmied.

„Dann hab Erbarmen“, bat der Teufel, „und verstecke mich!“

„Und wo soll ich dich verstecken?“

„Ach, und wenn es in deinem Geldbeutel sein müßte!“ rief da der Teufel.

„Nun gut. Kriech hinein!“

Der Teufel versteckte sich im Geldbeutel des Schmieds, der schnürte den Beutel fest zu und warf ihn ins Wasser. Der Teufel ertrank, und der Schmied kehrte nach Hause zurück und lebt noch heute, wenn er nicht gestorben ist.

IWANKO

Beim Zaren diente einmal ein Förster, der hatte einen Sohn namens Iwanko. Eines Tages starb die Frau des Försters. Da brachte er eine Stiefmutter ins Haus. Allein nach kurzer Zeit wurde auch sie krank und starb. Nun heiratete er zum dritten Mal, er war aber schon so alt, daß man ihn selbst bald zu Grabe tragen mußte. So blieb die junge Frau mit Iwanko allein.

Zu jener Zeit war der Junge schon herangewachsen, und er liebte, wie es sehr oft bei Kindern der Fall ist, den Beruf seines Vaters. Er wünschte nichts sehnlicher, als Förster zu werden. Darum bat er die Stiefmutter:

„Geht, liebe Mutter, zum Zaren und bittet ihn, er solle mir erlauben, Förster zu werden.“

Der Zar jedoch schlug die Bitte rundweg ab:

„Der Bursche ist dazu noch zu jung.“

Nach einiger Zeit bat Iwanko wiederum:

„Geht, liebe Mutter, zum Zaren. Vielleicht hat er sich's überlegt.“

Allein der Zar antwortete der Stiefmutter:

„Ich brauche keine Förster, die aus armer Familie stammen.“

Iwanko aber schickte die Stiefmutter zum dritten Mal:

„Vielleicht erbarmt er sich doch unser!“

Erzürnt rief der Zar:

„Fort mit euch aus dem Wald! Geht, wohin ihr wollt!“

Die Stiefmutter kam weinend nach Hause:

„Wozu hast du mich geschickt? Nun müssen wir unser gutes Haus und sogar den Wald verlassen. Das ist das Ergebnis des Bittens und Bettelns.“

Iwanko spannte das Rößlein vor den Wagen, und sie zogen in eine ganz öde Gegend. Ihre Behausung war von nun an der Wagen. Der Jüngling ging mit der Flinte des Vaters auf die Jagd. Das Wild aber, das er erlegen wollte,

hatte die Gegend längst verlassen und sich in die Tiefe des Waldes zurückgezogen.

Eines Tages suchte er die ganze Umgebung ab, doch umsonst: Nichts kam ihm vor die Flinte. Nach langem Umherwandern sah er unverhofft einen Habicht, der aus der Tiefe des Waldes geflogen kam und etwas Längliches, einer Schlange Ähnliches, im Schnabel trug. Iwanko besann sich nicht lange:

„Ich werde ihn erlegen! Ich möchte doch wissen, was er gefangen hat!“

Und er legte die Flinte auf den Vogel an, aber der Habicht glitt blitzschnell nieder und bat:



„Schieße nicht, Iwanko! Ich will es dir lohnen!“

Der Jüngling senkte die Flinte und trat näher an den Habicht heran. Nun sah er: Der Habicht hatte ein goldenes Band im Schnabel getragen.

„Nimm dieses Band und gürtete dich damit. Dadurch wirst du der Stärkste in allen sieben Ländern sein, die ich überflogen habe.“

Iwanko nahm das goldene Band und gürtete sich damit. Augenblicklich verspürte er Riesenkräfte in sich, zugleich wurde sein Körper biegsam und schmiegsam wie eine Metallfeder. Nun konnte er weite Strecken ohne besondere Mühe zurücklegen. Er ging also und ging, bis er auf dem Gipfel eines hohen Felsens drei kahle alte Eichen stehen sah. Er fragte sich: ‚Wie war es möglich, daß sie in einer solchen Höhe wachsen konnten?‘ Da drangen menschliche Stimmen an sein Ohr. Woher diese Stimmen kamen, konnte er nicht feststellen. Er lauschte angestrengt, und schließlich bemerkte er, wie aus einem Felsspalt zwölf Männer kamen, die einander glichen wie Regentropfen, zumal alle zwölf in einer Reihe gingen.

Iwanko ging einmal um den Felsen herum, fand den Spalt und lugte hinein. Vor seinen Augen lag eine große Höhle, die voller Silber und Gold war. Er hatte noch nie etwas Ähnliches gesehen. Allein mitten in der Höhle stand ein gefesselttes Mädchen.

Da sah der Jüngling genauer hin, und sieh da: Es war die Tochter des Zaren, jenes Zaren, der ihn und seine Stiefmutter fortgejagt hatte! Er zwängte sich durch den Spalt, trat zu dem Mädchen und löste seine Fesseln. Dann fragte er:

„Wie bist du hierhergeraten, Annuschka?“

„Ich sammelte mit meinen Gespielinnen Himbeeren im Walde“, antwortete das Mädchen, „da ergriffen mich die Räuber und schleppten mich in diese Höhle.“



Nun sprachen sie von ihrer Kindheit und tauschten Erinnerungen aus, denn als Kinder hatten sie noch miteinander im Wald spielen dürfen. Erst später war der Zarentochter der Umgang mit dem gewöhnlichen Förstersohn verboten worden. Bei dieser Unterhaltung vergaß Iwanko doch nicht, daß ihnen Gefahr drohte, deshalb suchte er aus einem Haufen Silbersäbel den besten heraus und steckte ihn hinter seinen Goldgürtel.

Da traten auch schon die zwölf Räuber ein:

„Wer bist du denn?“ fragten sie Iwanko.

„Ich bin des Försters Sohn. Und wer seid ihr?“

„Wir sind des Waldes Söhne. Zwölf Brüder.“

„Ihr denkt wohl, weil der Förster gestorben ist, darf man schon frei in den Wäldern des Zaren wildern und rauben?“ fragte Iwanko.

Der Räuberhauptmann erwiderte:

„Wenn du ein so kühner Bursche bist, so miß deine Kräfte mit mir!“

Sie packten einander und begannen zu ringen, allein Iwanko war so stark, daß es genügte, den Räuberhauptmann zusammenzudrücken, und der verlegte sich sogleich aufs Bitten:

„Laß von mir ab! Nun sehe ich, daß du mir überlegen bist. Sei unser Hauptmann! Befiehl, wir werden gehorchen!“

Da zog Iwanko den Säbel mit solchem Schwung aus der Scheide, daß es nur so pfiß, und die Räuber erschrakten nicht wenig. Um so mehr wunderten sie sich, als er sprach:

„Dieses Mädchen ist die Spielgefährtin meiner Kindheit. Wir sind zusammen aufgewachsen. Geben wir sie frei, damit sie nach Hause gehen kann!“

Das gefiel dem Mädchen aber durchaus nicht:

„Iwanko, komme mit mir! Ich will dich nicht verlassen.“

„Ausgeschlossen, Annuschka! Dein Vater würde eine Heirat mit mir nie zulassen. Hat er doch meine Stiefmutter und mich aus seinem Wald verjagt. Wie könnte er mich dann an seinen Hof nehmen?“

Annuschka weinte und gab Iwanko ihren Ring:

„Es ist möglich, daß wir uns lange nicht sehen werden. An diesem Ring jedoch werde ich dich auch noch nach Jahren erkennen.“

Die Räuber geleiteten die schöne Zarentochter in das Schloß. Iwanko aber blieb in der Höhle zurück. Er dachte nach, was jetzt zu tun wäre. Sein Vater und seine Mutter waren tot. Wie gern hätte er alles Silber und Gold hingegeben, wenn er sie dadurch wieder zum Leben erwecken könnte!

So saß er lange, bis die Räuber zurückkehrten. Und er sagte zu ihnen:

„Für all das Silber und Gold, das wir besitzen, wollen wir ein Krankenhaus für arme Leute errichten.“

Die Räuber gehorchten. In der Höhle war immer noch genug, daß man ruhig und sorglos bis zum Tode leben könnte. Deshalb holte Iwanko seine Stiefmutter, damit sie koche und die Wirtschaft führe.

Eine Zeitlang ging auch alles gut. Doch eines Tages sagte die Stiefmutter zu dem Räuberhauptmann:

„Iwanko muß man aus dem Wege räumen. Er verschwendet unseren ganzen Reichtum. Wenn du ihn töten würdest, könnten wir uns zusammentun und alles für uns behalten.“

Darauf erwiderte der Räuberhauptmann:

„Aber er hat doch nichts getan, wofür er den Tod verdiente!“

Die Stiefmutter weinte vor Zorn:

„Willst du ihn nicht töten, so überrede ich ihn, daß er dich umbringen soll.“

Da erschrak der Räuberhauptmann und willigte ein. Doch da er die Riesenkräfte Iwankos fürchtete, suchte er nach einer List:

„Solange das Krankenhaus nicht fertig ist, kannst du ihm sagen, daß du plötzlich erkrankt seiest und nicht eher genesen werdest, als bis er aus dem Walde ein junges Wölflein gebracht habe. Die Wölfin wird ihn in Stücke reißen.“

Kaum hatte die Stiefmutter Iwanko ihre Bitte vorgetragen, ging er augenblicklich in den Wald, um ein junges Wölflein zu suchen. Bald sah er eine Wölfin mit ihren drei Jungen. Er legte auf sie an, doch die Wölfin bat:



„Schieße nicht, Iwanko! Ich gebe dir eines meiner Jungen, und es wird dir einst von großem Nutzen sein.“

Als Iwanko das Wölflin brachte, ersann seine Stiefmutter eine neue Lüge: Sie brauche junges Bärenfleisch. Iwanko fand ein Bärenjunges und wollte es erlegen, da bat die Bäarin:

„Töte es nicht, Iwanko! Nimm es mit dir, es wird dir einst von großem Nutzen sein.“

Und Iwanko brachte auch das Bärenjunge mit nach Hause. Das Wolfs- und das Bärenjunge wuchsen rasch heran und waren Iwanko treu ergeben. Der Wolf schlief stets zu Iwankos Füßen und der Bär ihm zu Häupten.

Die Stiefmutter sah keine andere Möglichkeit, als ihn selbst zu töten. Sie

nahm eines Nachts ein Messer und schlich sich an sein Lager. Da begannen die Tiere sogleich zu knurren, und Iwanko erwachte. Die Stiefmutter tat unerschuldig:

„O weh, mein teurer Sohn, ich kam, um dich zuzudecken, doch deine Tiere hätten mich beinahe zerrissen!“

Da schickte Iwanko die Tiere aus der Höhle. Als er sich aber vom Lager erhob, fiel der Stiefmutter das goldene Band, mit dem er sich umgürtet hatte, in die Augen. Sie konnte kaum erwarten, bis er wieder eingeschlafen war, dann löste sie blitzschnell das Band von seinem Leibe und legte es selbst an. Im Nu verspürte sie ungeheure Kräfte in sich.

Als Iwanko in aller Frühe erwachte, konnte er sich vor Schwäche nicht erheben.

„O weh, liebe Mutter, ich fühle mich sehr schwach!“

Sie reichte dem Jüngling einen sehr dünnen Faden, den er zerreißen sollte. Als sie sich überzeugt hatte, daß er nicht einmal mehr dazu imstande war, fragte sie böse:

„Nun, Iwanko, auf welche Weise möchtest du am liebsten sterben?“

Aber da Iwanko ihren wahren Charakter noch nicht kannte, erwiderte er mit fröhlicher Stimme:

„Mir ist es ganz gleich, liebe Mutter. Die Hauptsache ist, daß Ihr lebt und Euch wohl befindet.“

Die Stiefmutter konnte seinen reinen, unschuldigen Blick nicht ertragen und stach ihm die Augen aus. Dann rief sie den Räuberhauptmann:

„Siehst du nun, wie stark Iwanko ist? Willst du, daß ich ihn töte, dann sage es!“

Der Räuberhauptmann jedoch war kein so hartherziger Mensch wie die Stiefmutter, deshalb bat er:

„Töte ihn nicht, lasse ihn lieber laufen, wohin er will!“

Die Stiefmutter gab nur zur Hälfte nach. Sie packte ihren Stiefsohn und trug ihn in den Wald. Dort band sie ihn über einem Ameisenhaufen an eine mächtige Eiche.

Zu Iwankos Glück kamen gerade Köhler vorbei und entdeckten den Gefesselten. Sie banden ihn los und brachten ihn in das neue Krankenhaus, das Iwanko für die Armen hatte erbauen lassen. Den erblindeten Iwanko aber erkannte niemand.

Nachdem man ihn gebadet und ihm frische Wäsche gegeben hatte, lag er da und sann über sein Schicksal nach. Dabei streifte er den Ring, den ihm die Zarentochter geschenkt hatte, vom Finger und rieb ihn. Doch da entglitt der

Ring seiner schwachen Hand und fiel zu Boden. Er stand auf und begann mit den Händen die Dielen nach ihm abzusuchen. Im selben Augenblick trat die Ärztin ins Krankenzimmer.

„Was suchst du da?“ fragte sie den Blinden.

Iwanko antwortete:

„Ich besaß ein teures Andenken. Einst schenkte mir die Tochter des Zaren einen Ring, weil ich sie aus den Händen einer Räuberbande befreit hatte. Beim Baden wurde er naß, und ich wollte ihn trocknen und putzen, aber er entglitt meiner Hand und fiel zu Boden.“

Da rief die Ärztin eine junge Schwester herbei, und diese fand sofort den Ring. Diese Krankenschwester aber war die Tochter des Zaren. Als sie nun den Ring erblickte, erkannte sie ihn sogleich, und nun wußte sie auch, daß der Blinde Iwanko war. Da gab sie ihm schöne Kleider, setzte ihm eine Brille auf, drückte ihm einen Stab in die Hand und brachte ihn ins Zarenschloß.



„Vater“, sprach sie, „dieser Jüngling ist ein guter Mensch. Er hat mich trotz großer Gefahr aus den Händen der Räuber befreit.“

So nahm der Zar Iwanko am Hofe auf.

Der Frühling zog ins Land. Im Garten standen die Bäume und Blumenbeete in voller Blüte. Annuschka wurde dabei sehr traurig ums Herz. Die Welt ringsum war so schön, nur der arme Iwanko konnte sie nicht sehen. Sie setzte sich neben ihn auf eine Gartenbank, konnte jedoch das Schluchzen nicht unterdrücken. Der Jüngling beruhigte sie und trocknete ihr die Tränen mit den Händen. Als er dann damit auch seine Augen berührte, hatte er seine alte Sehkraft wieder.

Nun veranstaltete der Zar ein großes Fest, denn er verheiratete seine

Tochter mit dem Jüngling Iwanko. Frohen Herzens bewirteten die jungen Brautleute das arme Volk, und noch lange sprach man von dieser herrlichen Hochzeit.

Nach einer Weile beschloß Iwanko, seine Stiefmutter zu besuchen und zu sehen, ob sie ihre grausame Tat nicht bereue. Der Weg führte ihn durch den Wald, in dem er aufgewachsen war. Im Försterhaus wohnte jetzt ein alter Bettler. Als er Iwanko sah, bat er ihn:

„Habt Ihr nichts, das Ihr einem armen, alten Mann geben könntet?“

Darauf erwiderte Iwanko:

„Etwas Eßbares habe ich nicht, denn ich habe nichts mitgenommen. Doch hier sind hundert Silbermünzen. Kauft Euch, was Ihr braucht.“

Der Alte dankte für das Geld und fragte Iwanko, wohin er wolle. Iwanko erzählte ihm seine Geschichte. Da gab ihm der Alte zwei Fläschchen und sprach:

„Besprengst du dein Gesicht mit dem Wasser dieses Fläschchens, so schaust du aus wie ich und deine Stiefmutter erkennt dich nicht. Nachdem du aber alles, was dich interessiert, erfahren hast, so besprengte dein Gesicht mit dem Wasser aus dem anderen Fläschchen, und du wirst wieder jung und schön.“

Und so war es auch: Iwanko besprengte sein Gesicht mit dem Wasser, das alt machte, und ward sogleich ein alter, buckliger Mann, auf dem sich die zerfetzten Lumpen kaum hielten. Er bedankte sich bei dem Bettler und wanderte weiter, zu jener Höhle, in der seine Stiefmutter und der Räuberhauptmann hausten.

Beide kamen gerade aus der Höhle, denn sie hatten bemerkt, daß sich ein Fremder näherte. Der Räuberhauptmann beobachtete den Alten genauer und erkannte Iwanko am Gang und an der Haltung. Er schwieg jedoch und verriet sich mit keiner Miene. Da sagte der Alte:

„Seid barmherzig und gebt mir für heute ein Nachtlager!“

Der Räuberhauptmann sagte:

„Fragt die Wirtin.“

Die Stiefmutter aber erhob gleich ein Gezeter:

„Solchen Bettlern, wie du einer bist, erlaube ich nicht, in meinem Haus zu übernachten. Geh deiner Wege!“

Allein der Räuberhauptmann gab ihm ein Zeichen, daß er eintreten solle, wenn sie für eine Weile die Höhle verließen. Und Iwanko tat nach diesem Rat. Er huschte blitzschnell hinein, so daß die Stiefmutter es nicht bemerkte, und versteckte sich unter dem Bett.

Nach geraumer Zeit kehrten die beiden in die Höhle zurück. Die Stiefmutter stellte ein Fäßchen Wein auf den Tisch, und sie begannen zu trinken. Sie trank so viel, daß ihr heiß wurde. Da sprach der Räuberhauptmann:

„Warum ziehst du nicht die Jacke aus und legst das goldene Band ab, daß dich doch nur schnürt?“

Die Stiefmutter löste das goldene Band und warf es unter das Bett, wo Iwanko lag.

Nicht lange darauf legten sich die beiden schlafen und schliefen sofort fest ein. Da ging Iwanko in den Hof hinaus. Als er das Gesicht mit dem verjüngenden Wasser besprengte und das goldene Band um den Leib band, wurde er wieder der schöne, starke Bursche, der er gewesen war.

Den Räuberhauptmann und die Stiefmutter ließ er bis in den hellen Tag hinein schlafen. Dann trat er ein und rief:

„Vater, Mutter, es ist höchste Zeit aufzustehen!“

Als die Stiefmutter Iwanko erblickte, erschrak sie fast zu Tode. Allein er beruhigte sie:

„Habt keine Angst, Mutter! Ich weiß schon, warum Ihr mir die Augen ausgestochen habt: Ihr wolltet hier Herrin über das Gold und Silber sein. Nun gut, es sei, wie Ihr wollt!“

Iwanko nahm nur den Räuberhauptmann mit sich, der ein gutes Herz bewiesen hatte. Deshalb auch sagte er zu dem Zaren, daß dies nun sein Vater sei.

Die Stiefmutter aber hauste bis zu ihrem Tode allein zwischen den Schätzen in ihrer Höhle.

WIE EIN BAUER DEN TEUFEL ZUM NARREN HIELT UND EIN FASS GELD VON IHM ERHIELT

Es war einmal ein sehr armer Bauer. Er besaß kein Geld, kein Stück Land und auch kein Vieh. Eines Tages ging er in den Wald, um Bast von der Linde zu schälen. Dies sah der Teufel, er ging zu dem Mann und fragte:

„Was machst du da?“

„Ich schäle Bast ab.“

„Wozu?“

„Ich knüpfe Netze daraus, mit denen ich Teufel fange.“

„Dann willst du wohl auch mich fangen?“

„Natürlich. Paß nur auf dich auf!“

„Fang mich bitte nicht“, bat der Teufel, „ich gebe dir auch ein Faß voll Geld.“



„Bring es mir nach Haus.“

Der Teufel brachte das Geld und fragte:

„Gedenkst du nun noch, Teufel zu fangen?“

„Ja, morgen.“

Am nächsten Tag kam der Teufel abermals und sah den Mann Stricke flechten. Da fragte er wieder:

„Was machst du da?“

„Schau her: Ich flechte Stricke und aus diesen Stricken knüpfe ich Netze, um die alten Teufel zu fangen, die jungen fang ich mit der Hand.“

„Und wann gedenkst du, mit dem Fangen zu beginnen?“

„Morgen, denn die Netze sind, wie du siehst, noch nicht fertig.“

Auf diese Weise führte der Bauer den Teufel eine ganze Woche lang an der Nase herum. Da merkte der Teufel, daß man ihn zum Narren hielt und sagte:

„Solltest du mich belügen, so gehe ich zu Luzifer, meinem Herrn. Er soll über das Geld entscheiden.“

„Bitte, geh!“

Der Teufel ging also zu seinem Herrn und beklagte sich über jenen Mann. Da sprach Luzifer:

„Ich darf nicht euer Schiedsrichter sein, denn der Bauer ist nicht mein Untertan. Ich gebe dir jedoch folgenden Rat: Wer von euch beiden der bessere Läufer ist, dem soll das Geld gehören.“

Da kam der Teufel zu dem Bauer und erzählte ihm, welchen Rat er von Luzifer, seinem Herrn, bekommen hatte. Der Mann hörte die Worte des Teufels und erwiderte:



„Ich habe einen Sohn namens Matwijkoo, er weidet im Wald Ochsen. Läufst du nicht besser als er, so darfst du nicht mit mir um die Wette laufen.“

Sie gingen also in den Wald. Der Bauer wußte, wo der Hase seinen Bau hatte und näherte sich diesem auf Zehenspitzen. Er warf einen Blick hinein – der Hase lag da und schlief.

Da rief der Bauer:

„Matwijkoo! Wo sind die Ochsen?“

Erschrocken huschte der Hase blitzschnell aus dem Bau und war im Nu verschwunden. Der Teufel jagte hinterher, er konnte ihn jedoch nicht einmal mehr sehen, geschweige denn ein- oder gar überholen.

„Nichts zu machen“, sagte da der Bauer, „mit mir kannst du nicht um die Wette laufen.“

Wiederum kam der Teufel zu Luzifer, seinem Herrn, und sprach:

„Herr, der Bauer zeigte mir seinen Sohn, und der gewann die Wette. Nun

sagt der Alte, ich dürfe nicht wagen, mit ihm, dem Vater, um die Wette zu laufen. Gebt mir noch einen Rat.“

„Was soll ich dir raten?“ sprach Luzifer. „Vielleicht solltet ihr miteinander kämpfen. Wer den anderen im Zweikampf besiegt, dem gehört auch das Geld.“

Der Teufel ging abermals zu dem Mann und erzählte ihm, was sein Herr geraten hatte. Da erwiderte der Bauer:

„Was bist du doch für ein unverbesserlicher Narr! Wie kannst du dich mit mir im Zweikampf messen wollen! Im Wald lebt mein Großvater, er ist so alt, daß ihn bereits Moos bedeckt. Mit ihm sollst du kämpfen. Besiegst du ihn nicht, so darfst du auch nicht wagen, dich mit mir zu messen.“

Der Bauer führte den Teufel zu jener Stelle im Wald, wo der Bär seine Höhle hatte.

„Mein Großvater ist völlig blind“, sagte der Bauer, „er sieht nichts und spricht mit niemandem. Möchte man von ihm bemerkt werden, so muß man ihn reizen. Nimm also eine Handvoll Asche, und wirf sie sogleich, wenn ich das Großväterchen aus seiner Höhle gelockt habe, nach seinen Augen. Da kommt ein wenig Leben in ihn, und er wird mit dir kämpfen.“

Als sie die Bärenhöhle erreicht hatten, rief der Bauer:

„Großväterchen, kommt doch aus Eurer Höhle!“

Als eine Menschenstimme an das Ohr des Bären drang, begann er brummend aus der Höhle zu kriechen.

„Hörst du das Großväterchen beten?“ fragte der Bauer. „Hat er die Höhle verlassen, so wirf blitzschnell die Asche nach seinen Augen, und es kommt augenblicklich Leben in ihn.“

Kaum war der Bär aus seiner Höhle gekrochen, warf der Teufel die Asche nach seinen Augen. Da versetzte der Bär dem Teufel einen solchen Hieb mit seiner Pranke, daß er sich mit seinem eigenen Blut waschen konnte.

Mit Müh und Not befreite sich der Teufel aus den Bärentatzen. Er lief zu seinem Herrn und beklagte sich abermals über den Mann. Und wieder bat er ihn um einen Rat.

„Was soll ich dir raten“, überlegte Luzifer. „Vielleicht dies: Wer den anderen stärker kratzt, dem gehört jenes Geld!“

Der Teufel kam und erzählte:

„Mein Herr sagte, wer den anderen stärker kratzt, dem gehört das Geld.“

Da erwiderte der Bauer:

„Hör mal, heute ist es schon zu spät, denn wir müssen einen Ort finden, wo viele Leute sind, die unserem Kampf zuschauen können. Geh also jetzt nach Hause und ruhe dich aus, du bist ohnehin schon sehr mitgenommen.“

Komm morgen in aller Frühe, da werden wir mit frischen Kräften unseren Kampf austragen.“

„Einverstanden“, entgegnete der Teufel und ging nach Hause.

In der Zwischenzeit ging der Bauer zum Schmied, ließ sich eiserne Haken an den Fingern anbringen, nahm eine Ochsenhaut, um sich darin einzuhüllen, und ging ebenfalls nach Hause.

Am nächsten Morgen kam der Teufel und sprach:

„Nun, gehen wir?“

„Selbstverständlich!“

An jenem Ort, den sie ausgewählt hatten, begannen sie sogleich mit ihrem Kampf. Die Krallen des Teufels konnten der Ochsenhaut, in die sich der Bauer gehüllt hatte, nur wenig anhaben, sie kratzen überhaupt nicht, sondern streichelten. Der Bauer jedoch schlug die Eisenhaken in die Haut des Teufels und schälte sie in Streifen vom Hals bis zu den Füßen ab. Bald war der Teufel so zerschunden, daß seine Haut in Fetzen von ihm herabhing.

Mit Müh und Not gelang es ihm, sich aus den Händen des Bauern zu befreien. Nun lief er atemlos zu seinem Herrn.

„Na, wie war's?“ fragte Luzifer.

„Ein Unglück war's!“ rief der Teufel, „der Bauer hat meine Haut zerfetzt. Schaut Euch meine Haut an. Sie hängt in Fetzen von mir herab. Ich aber konnte ihm nichts anhaben. Habt Erbarmen, mein Herr, ratet mir, was ich tun soll!“

„Da kann ich nur sagen“, entgegnete Luzifer, „der Mann scheint unbesiegbar zu sein. Ich möchte dir jedoch dennoch raten: Wer dem anderen mehr Stichwunden beibringt, dem gehört das Geld.“

Wiederum kam der Teufel zu dem Mann und sprach:

„Wer dem anderen mehr Stichwunden beibringt, meint Luzifer, mein Herr, dem gehöre das Geld.“

„Ausgezeichnet!“ rief der Bauer, „gehen wir uns stechen!“

Als sie über die Tenne gingen, nahm der Bauer eine Heugabel. Der Teufel hingegen hatte nur einen Speiß. Deshalb sagte er:

„Nein, mein Lieber, das geht nicht. Du kannst mir zwei Stichwunden beibringen, und ich dir nur eine.“

„Dann tauschen wir“, schlug der Bauer vor.

Sie tauschten also ihre Waffen und kamen an eine Hecke. Da begannen sie, durch die Hecke aufeinander einzustechen. Der Bauer stach zu und brachte dem Teufel viele Bauchwunden bei. Die Heugabel des Teufels aber blieb immer wieder in der Hecke stecken, so daß er sie nicht einmal mehr herausziehen

konnte. Da merkte der Teufel, daß dies ein sehr ernster Kampf war, ließ die Heugabel in der Hecke stecken und lief abermals zu Luzifer, seinem Herrn. Dieser fragte:

„Nun, was gibt's?“

„Seht mich an, mein Herr“, bat der Teufel, „dann wißt Ihr, was geschehen ist. Er stach und zerfetzte mich. Es ist unmöglich, jenes Geld zurückzubekommen.“

„Hab ich's dir nicht gesagt, daß sogar der Teufel dem Bauer nicht gewachsen ist? Und dennoch werde ich dir einen letzten Rat geben:

Wer lauter pfeifen kann, dem gehört das Geld. Nun geh und komm mir nicht mehr unter die Augen.“



„Nein“, sagte der Teufel, „ich komme nicht mehr.“

Abermals kam der Teufel zum Bauer und sprach:

„Mein Herr gab mir einen letzten Rat: Wer von uns beiden lauter pfeift, dem soll das Geld gehören.“

„Na also“, entgegnete der Bauer, „dann pfeifen wir eben.“

„Gehen wir in den Wald!“ schlug der Teufel vor.

Im Wald pfiff der Teufel so laut, daß die Wipfel der Bäume umknickten. Und wie er ein zweites Mal pfiff, stürzten gar die Bäume um, als hätte man sie mit den Wurzeln ausgerissen.

Da sagte der Bauer:

„Nein, hier pfeife ich nicht. Begreif doch, als du pfiffst, fielen die Bäume mit ausgerissenen Wurzeln um, jetzt stell dir vor, was geschieht, wenn ich pfeife! Ich geh lieber nach Hause. Meine Hütte ist fest gebaut. Und wenn auch der Dachboden zum Teufel fliegt, erschlagen wird er uns nicht.“

Der Teufel war einverstanden:

„Gehen wir!“ sagte er.

Zu Hause angekommen, rief der Bauer:

„Weib, steck dir und den Kindern Watte in die Ohren und verbinde die Augen, denn wenn ich pfeife, platzt euch allen das Trommelfell und die Augen treten aus ihren Höhlen.“

Der Teufel setzte sich auf die Ofenbank und bat:

„Leg auch mir eine Binde vor die Augen!“

Der Bauer verband also auch dem Teufel die Augen, nahm ein Beil und ließ den Beilrücken mit solcher Wucht auf den Kopf des Teufels niedersausen, daß sich ein ohrenbetäubendes Gepfeife um seinen Kopf erhob, und seine Augen aus den Höhlen traten.

So blieb das Geld beim Bauern. Aus jener Zeit stammt auch das Sprichwort: ‚Den Bauer kann auch der Teufel nicht überlisten.‘

DES KAISERS BÖCKE

Es lebte einmal ein armer Huzule, den man in seinem Heimatdorf Kürschner nannte. Eines Tages wusch er im Fluß Tscheremosch ein Schaffell und sang ein Lied dabei. Zu dieser Zeit befanden sich der Kaiser und seine Minister in den Bergen. Als der Kaiser das Lied des Huzulen hörte, ritt er zum Fluß.

„Wie geht's dir, Mann?“ fragte er den Kürschner.

„Gut“, antwortete dieser, „die Leute veranstalten Festmahle, und ich lecke mir mit großem Appetit die Lippen.“

„Und was treibst du hier?“

„Ich bitte mein Schicksal, daß es mich nicht sterben lassen soll.“

„Und was bringt dein Handwerk ein?“

„Vier Kreuzer.“

Der Kaiser dachte ein wenig nach und sagte schließlich:

„Du scheinst ein Schelm zu sein und gießt wahrscheinlich deinen Verdienst durch die Kehle.“

„Würde jeder Ukrainer soviel trinken wie ich, so stürben sämtliche Gastwirte der Bukowina vor Hunger.“

„Und was machst du mit seinen Kreuzern?“

Der Huzule kratzte sich eine Weile den Nacken, dann erwiderte er:

„Den ersten Kreuzer verleihe ich, mit dem zweiten begleiche ich meine Schuld, den dritten werfe ich ins Wasser und den vierten gebe ich für dumme Ziegenböcke aus.“

Der Kaiser starrte den Kürschner verständnislos an, und die neben ihm stehenden Minister wackelten wie Esel mit den Ohren. Sie taten jedoch so, als verstünden sie den Sinn des Gesprochenen, und machten Gesichter, als wollten sie sagen, der Kürschner rede sinnloses Zeug.

Erbost fragte der Kaiser den Kürschner:

„Kannst du, weiser Mann, meine Ziegenböcke melken?“

„Nichts leichter als das“, erwiderte der Kürschner.

„Dann werde ich sie dir aus der Hauptstadt schicken lassen.“

„Einverstanden!“ sagte der Kürschner.

Am nächsten Tag befahl der Kaiser seine Minister zu sich ins Schloß und sprach:

„Deutet mir die Worte jenes Huzulen!“



Die Minister wurden kreidebleich. Sie begannen zu stottern und waren nicht imstande, auch nur etwas einigermaßen Vernünftiges über die Lippen zu bringen.

Da stampfte der Kaiser zornig mit dem Fuß auf:

„Ich gebe euch eine Woche Zeit zum Nachdenken. Gelingt es euch nicht, die seltsamen Worte des Huzulen zu deuten, so werden eure Köpfe rollen!“

Die Minister waren nun völlig niedergeschlagen. Sie saßen und überlegten so angestrengt, daß ihre Haarschöpfe schweißnaß wurden. Sie aßen nichts, sie tranken nichts, sie beratschlagten nur ununterbrochen miteinander. Das einzige Ergebnis dieser pausenlosen Beratungen war, daß ihre Zungen anschwellen. Endlich aber brachte einer von ihnen stotternd hervor:

„Fahren wir zu jenem Huzulen, soll er uns selbst seine Worte erklären.“

„Bravo!“ lobten sie einstimmig diesen Rat.

„Wir dürfen aber nicht vergessen, meine Herren“, riet der Älteste unter ihnen, „ein Sümmchen Goldstücke mitzunehmen, denn jener Straßenräuber könnte uns zu verstehen geben, daß ein trockener, leerer Löffel den Mund zerkratze, und so wird er nicht einmal mit uns sprechen wollen.“

Alle waren mit diesem Vorschlag einverstanden. Sie bestiegen eine Kalesche und fuhren los.

Der Kürschner flickte einen Pelz und sang ein Lied dabei. Er hob nicht einmal den Blick, um die Minister zu begrüßen, die auf der Schwelle seiner Hütte standen. Der Älteste aber näherte sich ihm, verneigte sich tief und sprach:

„Hab' Erbarmen, lieber Mann, sag uns, wie du die vier Kreuzer aus gibst, die du an den Schaffellen verdienst.“

„Marsch, du Hundesohn!“ fuhr der Kürschner den Ältesten an. Vor Schreck wich dieser ein paar Schritte zurück.

Der zweite Minister warf sich vor dem Kürschner auf die Knie:

„Wir flehen dich an, erklär' uns deine Worte, denn der Kaiser läßt uns köpfen, wenn wir ihm deine Worte nicht deuten können.“

„Du lügst!“ rief der Kürschner. „Ein Rabe hackt dem anderen kein Auge aus.“

Da blökten die Minister mit weinerlichen Stimmen:

„E - e - e -!“

„B - e - e -!“

„M - e - e -!“

Der Huzule brach in schallendes Gelächter aus.

„Fort von hier!“ schrie er sie an. „Machen eine Schafherde aus meinem Haus! Hört doch zu flennen auf!“

Die Minister schniefen:

„Wir geben dir Geld!“

„Na, na! Euer Wort ist wie das Gekläff der Hunde. Ich laß mich nicht nasführen. Kommt mit ...!“

Der Kürschner führte sie in die ärmsten Hütten.

„Nun“, befahl ihnen der Huzule, „leert eure Taschen, schüttet euer Gold und Silber, das ihr mir verspricht, auf die Bänke dieser armen Leute!“

Die Herren schütteten ihr Gold auf die Bänke der Armen.

Als sie all ihre Taschen bis auf den letzten Kreuzer geleert hatten, rieb der Huzule ihnen Pfeffer unter die Nase und sprach:

„An einem Schaffell verdiene ich vier Kreuzer und verausgabe sie so: Den

ersten Kreuzer gebe ich meinem Sohn, denn wenn ich alt werde, gibt er ihn mir zurück, den zweiten benötige ich für den Unterhalt meines Vaters, denn einst hat er mich ernährt, den dritten Kreuzer werfe ich ins Wasser, das heißt, ich gebe ihn meinem Töchterchen als Mitgift, den vierten gebe ich den Böcken, euch, meine Herren.“



Die Minister schauten verdutzt drein.

„Und nun zum Teufel mit euch! Fort mit euch!“ rief der Huzule. „Laßt mich wieder frei aufatmen!“

Blitzschnell fuhren die Minister in die Hauptstadt, wie die Teufel in die Hölle.



Als die Stiefmutter das Gold, das Silber und die Edelsteine sah, die des Mannes Tochter mitgebracht hatte, packte sie der Neid, und sie fiel über ihren Mann her.

DIE BEIDEN TÖCHTER

Es waren einmal ein Mann und eine Frau, die hatten eine Tochter. Ob die Frau lange gelebt hat oder nicht, ist nicht ganz gewiß, wichtiger ist, daß sie sich eines Tages hinlegte, um zu sterben. In der Sterbestunde sagte sie zu ihrem Mann:

„Wenn du, lieber Mann, nach meinem Tode wieder heiraten solltest, so gib acht: Heirate auf keinen Fall die Witwe, die in unserer Nachbarschaft wohnt und die eine Tochter hat. Sie wird wohl deine Frau sein, aber unserem Kind keine gute Mutter.“

„Gut“, erwiderte der Mann, „ich verspreche dir, weder unsere Nachbarin, die Witwe, noch irgendeine andere Frau zu heiraten.“

Als die Frau gestorben war, bestattete der Mann sie in allen Ehren und ließ ihr auch eine Messe lesen. Nun lebte er allein und einsam mit seiner Tochter.

Nach einiger Zeit ging er durch das Dorf und besuchte bei dieser Gelegenheit die Witwe, die zu heiraten ihm seine Frau vor dem Tode abgeraten hatte. Nun besuchte er sie trotz seines Versprechens, überhaupt keine Frau mehr zu nehmen. Jenes Versprechen aber schien er vergessen zu haben und verplauderte ein Stündchen bei der Witwe. Als er sich von ihr verabschiedete, lud er sie zu sich ein. Hoherfreut nahm die Witwe die Einladung an und sprach:

„Auf diese Einladung warte ich schon lange.“

Kurz darauf zogen sie und ihre Tochter mit ihrem Hab und Gut zu dem Nachbarn, dem Witwer.

Nun lebten sie schon alle zusammen: der Mann und seine Tochter und die Frau und ihre Tochter. Die Frau aber konnte die Tochter des Mannes nicht ausstehen, und auch die beiden Mädchen zankten ständig miteinander.

Die Tochter des Mannes saß die Nacht hindurch am Spinnrocken, die der Frau verbrachte die Zeit nur mit Gesang und Tanz. Und wie oft geschah es, daß ihr vor lauter Übermut die Bündel Wolle, die sie beim Spinnen hätte verwenden sollen, als zerzauste Fäden am Spinnrad verbrannten.

Und wenn sie dann frühmorgens an den Zauntritt kamen, so sagte die Tochter der Frau zu ihrer Stiefschwester:

„Gib mir die Fäden, die am Spinnrad hängengeblieben sind, ich halte sie, bis du hinüber bist.“

Die Tochter des Mannes glaubte ihr, aber ihre Schwester lief zu ihrer Mutter, zeigte ihr die Fäden als die ihren vor und log, daß die andere die Nacht hindurch gebummelt und die Wollbündel durch Eile und Unvorsichtigkeit hätte verbrennen lassen.

„Ich aber“, fuhr sie dann fort, „ich saß die ganze Zeit am Spinnrocken und

eilte in aller Frühe nach Hause. Seht selbst, Mütterchen, was für eine faule Liese sie ist!“

Wenn dann des Mannes Tochter nach Hause kam, erhielt sie Schläge und böse Worte von der Stiefmutter, die ihrem Mann vorhielt:

„Deine Tochter ist ein rechter Tagedieb! Sie rührt keinen Finger, und dir fällt es nicht ein, sie eines Besseren zu belehren!“

Was immer auch die Stiefmutter unternahm, wieviel Mühe sie sich auch gab, die Stieftochter zu verleumden, diese ertrug es tapfer. Sie arbeitete nur fleißig und schwieg. Die Frau und ihre Tochter verdroß es, daß sich der Mann seines Kindes erbarmte und es schonte, anstatt es zu bestrafen. Deshalb auch berieten sie miteinander, wie man es zuwege bringen könnte, sie aus dem Hause zu treiben.

Und die Stiefmutter lag nun ständig ihrem Mann in den Ohren:

„Deine Tochter wird von Tag zu Tag fauler und bequemer, sie hat nur eines im Sinn: bummeln oder schlafen. Du aber schonst sie, sie dauert dich. Du tätest besser daran, sie irgendwo zu verdingen. Möglich, daß sie sich dann bessern würde.“

„Und bei wem soll ich sie verdingen?“ fragte der Mann.

„Bei wem du immer willst, aber möglichst weit fort von hier.“

So beschwatzte sie ihn tagaus, tagein, daß er es bald nicht mehr hören konnte. Schließlich sah er keinen anderen Ausweg mehr, als das Mädchen aus dem Hause zu bringen, so sehr es ihn dauerte.

Sie machten sich also auf den Weg. Sie gingen und gingen, bis sie in einen großen Wald kamen. Da sagte die Tochter:

„Geht nach Hause, Vater. Ich werde schon selbst irgendeinen Dienst finden.“

„Wie du willst“, erwiderte der Vater traurig.

Sie nahmen Abschied voneinander, der Vater kehrte um, und seine Tochter ging tiefer in den Wald hinein. Sie wanderte lange, bis sie plötzlich einen von Unkraut fast völlig überwucherten Apfelbaum erblickte. Der Baum rief:

„Hilf mir, liebes Mädchen, reiße das Unkraut aus, sonst muß ich ersticken! Ich werde dir dafür einst von großem Nutzen sein.“

Die Tochter des Mannes machte sich sofort an die Arbeit, jätete das Unkraut und streute rings um den Baum feinen Sand. Da dankte der Baum dem Mädchen und ließ es weitergehen.

Nach einer Weile verspürte es plötzlich einen heftigen Durst. Da kam es zu einem Brunnen, und der rief:

„Hilf mir, liebes Mädchen, mache mich sauber, mache mich rein! Ich werde dir dafür einst von großem Nutzen sein.“

Das Mädchen befreite den Brunnen von Schlamm und Steinen und streute

rings um ihn feinen Sand. Der Brunnen dankte dem Mädchen schön und ließ es ruhig weitergehen.

Da kam ein räudiger Hund gelaufen:

„Hilf mir, liebes Mädchen, wasche und kämme mich! Ich werde dir dafür einst von großem Nutzen sein.“

Das Mädchen putzte den Hund, entfernte die Kletten, wusch und bürstete ihn.

Da sprach der Hund:

„Danke schön“, und ließ das Mädchen weitergehen.

Nicht lange darauf stieß es auf einen alten, zerschrammten Ofen, neben dem ein Haufen Lehm lag. Da sprach der Ofen:

„Hilf mir, liebes Mädchen, bestreiche mich mit Lehm! Ich werde dir dafür einst von großem Nutzen sein.“

Das Mädchen knetete den Lehm, säuberte den Ofen und bestrich ihn.

Der Ofen dankte dem Mädchen schön und ließ es ruhig weitergehen.

Und wie es so ging, begegnete ihm eine Frau und sprach:

„Sei begrüßt, Mädchen! Wohin des Wegs?“

Darauf erwiderte das Mädchen:

„Ich suche jemanden, der mich in Dienst nimmt.“

„Dann tritt in meinen Dienst ein“, schlug die Frau vor.

Das Mädchen willigte ein.

„Du wirst bei mir keine schwere Arbeit haben. Hauptsache, du verstehst, was ich von dir verlange“, sagte die Frau.

„Warum sollte ich's nicht verstehen?“ fragte das Mädchen. „Wenn Ihr mir einmal zeigt, was zu tun ist, dann werde ich es das nächste Mal alleine tun.“

Als sie in das Haus der Frau gekommen waren, sprach diese:

„Sieh her, liebes Kind. In all diesen Kesseln erwärmst du frühmorgens und abends Wasser und gießt es in den Trog. Dann schütte Mehl hinein und rühre es ein. Sei aber vorsichtig: Das Wasser darf nicht heiß, sondern nur lauwarm sein. Und nun noch etwas: Habe keine Angst, was immer du auch hören und sehen wirst! Stelle dich auf die Schwelle und pfeife zweimal. Dann werden von allen Seiten Schlangen, Eidechsen, Frösche und andere Tiere kommen. Füttere alle, und dann wird jedes dahin zurückkehren, woher es gekommen ist.“

„Gut“, erwiderte das Mädchen, „ich werde alles so machen, wie Ihr es mir gesagt habt.“

Am Abend machte das Mädchen rasch ein Feuer im Herd, stellte die Kessel Wasser auf, ließ es ein wenig warm werden, goß es in den Trog, tat auch Mehl hinein und rührte es ein. Dann stellte es sich auf die Schwelle und pfiß zweimal. Da kamen von allen Ecken und Enden Schlangen, Eidechsen, Frösche

und anderes Getier, krochen an den Trog heran, fraßen sich satt und zogen sich zurück, ein jedes dahin, woher es gekommen war.

So tat die Tochter des Mannes ein volles Jahr, sie machte all das, was ihr die Frau zu tun befohlen hatte. Als das Jahr verstrichen war, sagte die Frau zu ihr:

„Höre, mein Kind: Heute ist es genau ein Jahr her, seit du dich bei mir verdungen hast. Möchtest du ein zweites Jahr bei mir bleiben, so bleibe, möchtest du aber gehen, so halte ich dich nicht. Du hast deine Arbeit gut verrichtet, und ich danke dir.“



Das Mädchen dankte der Frau ebenfalls für Brot und Heim und sprach: „Ihr wart sehr gut zu mir, liebe Frau, doch ich möchte nun gern meinen Vater wiedersehen.“

„Nun“, erwiderte die Frau, „dann wähle dir Roß und Wagen und gehe in Gottes Namen!“

Sie packte selbst eine Truhe mit allerlei Nötigem, lud sie auf den Wagen und geleitete das Mädchen aus dem Wald hinaus. Hier nahmen sie Abschied voneinander, die Frau kehrte um und das Mädchen zog seines Weges.

Als es am Ofen vorbeikam, den sie vor einem Jahr mit Lehm bestrichen hatte, fiel ihm sofort auf, daß er voller Kuchen war. Und der Ofen sprach:

„Sieh, mein liebes Mädchen, all die Kuchen sind nun dein, zum Dank, daß du mir geholfen hast.“

Das Mädchen bedankte sich, und die Kuchen fielen von selbst in seinen Wagen. Dann fuhr es weiter, und als es den Blick erhob, da sah es den Hund, den es einst gewaschen und gebürstet hatte. Er hielt in der Schnauze ein Halsband aus geschliffenen Edelsteinen, und als er den Wagen erreicht hatte, sprach er:

„Nimm, liebes Mädchen fein, diese Edelsteine zum Dank dafür, daß du mir einst geholfen hast.“

Das Mädchen nahm sie freudig entgegen, dankte schön und fuhr weiter. Nach einer Weile verspürte es heftigen Durst. Da dachte es: ‚Wenn ich den Brunnen erreiche, den ich einst gesäubert habe, so wird er mir gewiß reines, frisches Wasser bieten.‘ Als es zu dem Brunnen kam, sah es, daß er wirklich klares Wasser enthielt. Daneben aber standen ein Fäßchen und ein Krüglein aus reinstem Gold, und das Brunnlein sprach:

„Stille deinen Durst, liebes Mädchen, und nimm das Fäßchen und das Krüglein zum Dank, daß du mir geholfen hast.“

Als nun das Mädchen trank, merkte es, daß in dem Brunnen kein Wasser, sondern kühler Wein war, so gut, wie es ihn noch nie getrunken hatte. Es bedankte sich, füllte das Fäßchen mit Wein und setzte seinen Weg fort.

Nach einiger Zeit kam es zu dem Apfelbaum. So einen schönen Baum hat man selten gesehen. An den Zweigen hingen so viele silberne und goldene Äpfel, daß sie unter dieser Last zu brechen drohten. Und der Baum sprach:

„Pflücke so viele Äpfel, wie du magst, liebes Mädchen, zum Dank, daß du mir geholfen hast.“

Das Mädchen sagte: „Danke schön!“ und fuhr ganz nahe an den Baum heran. Nun fielen die Äpfel von selbst in den Wagen.

Als das Mädchen nach Hause kam, rief es:

„Kommt her, Vater, und seht, was ich mitgebracht habe!“

Der Mann trat aus dem Haus, lief seiner Tochter hocheifrig entgegen und fragte:

„Wo hast du denn gedient? Und bei wem?“

Seine Tochter erzählte ihm alles, was sie in diesem Jahr erlebt hatte, und er war froh, sie wieder bei sich zu haben.

Als die Stiefmutter das Gold, das Silber und die Edelsteine sah, die des Mannes Tochter mitgebracht hatte, packte sie der Neid, und sie fiel über ihren Mann her:

„Führe auch meine Tochter dorthin, wohin du die deine geführt hast!“

Und sie ließ nicht eher nach, als bis er die Geduld verlor und nachgab. Man verabschiedete sich, und der Mann führte seine Stieftochter in den Wald. Dann sprach er:

„Geh nun allein weiter, Tochter, ich wünsche dir viel Glück.“

So gingen sie also jeder seines Weges: das Mädchen in den Wald, der Mann nach Hause.

Und die Tochter der Frau ging durch den großen, dichten Wald. Da sah sie an ihrem Wege einen von Unkraut fast völlig überwucherten Apfelbaum, der sie mit menschlicher Stimme bat:

„Hilf mir, liebes Mädchen, reiße das Unkraut aus, sonst muß ich ersticken. Einst werde ich dir dafür von großem Nutzen sein.“

Darauf erwiderte das Mädchen:

„Zum Teufel mit deinem Nutzen! Soll ich mir dabei die Hände beschmutzen? Hab keine Zeit, muß weitergehen.“

Und es ging immer weiter in den tiefen Wald hinein. Da stand ein Brunnen, ganz voller Schlamm und Steine. Der Brunnen bat:

„Hilf mir, liebes Mädchen, mach mich sauber, mach mich rein! Ich werde dir einst dafür von großem Nutzen sein.“

„Was ist denn das wieder für ein freches Ansinnen? Ich muß meine Kräfte für später schonen!“ erwiderte das Mädchen und ging eilends weiter.

Bald darauf kam es an dem alten, zerschrammtem Ofen vorbei, und der bat:

„Hilf mir, liebes Mädchen, bestreiche mich mit Lehm! Ich werde dir einst dafür von großem Nutzen sein.“

„Warte auf den, der nach mir kommt! Was verlangst du denn da von mir!“ rief das Mädchen zornig und lief weiter.

Da kam ihr ein rüddiger Hund entgegen, der bat:

„Hilf mir, liebes Mädchen, wasche und kämme mich! Ich werde dir einst dafür von großem Nutzen sein.“

Das Mädchen betrachtete ihn voller Empörung:

„Was mutest du mir da zu? Warum läufst du denn durch die Kletten, wenn du dich nicht selbst putzen kannst! Komme mir nur nicht noch einmal unter die Augen!“ So schimpfte und zeterte die Tochter der Frau und setzte ihren Weg fort.

Nach geraumer Zeit begegnete ihr jene Frau, bei der des Mannes Tochter ein Jahr lang gedient hatte, und sprach:

„Sei begrüßt, Mädchen! Wohin des Wegs?“

Darauf erwiderte das Mädchen:

„Ich möchte mich bei einer guten Frau verdingen.“

„Verdinge dich bei mir“, schlug die Frau vor.

Das Mädchen willigte ein:

„Gut. Doch sagt mir erst: Was für eine Arbeit soll das sein?“

„Nichts Besonderes hast du bei mir zu tun, Mädchen“, erwiderte die Frau. „Du mußt nur verstehen, was zu machen ist.“

„Warum sollte ich es nicht verstehen?“ fragte das Mädchen. „Ihr erklärt es mir einmal, und dann mache ich es allein.“

„Sieh her, Mädchen“, sagte die Frau, als sie in ihrem Hause angekommen waren, „dies ist deine Arbeit: In den Kesseln hier wärmst du früh und abends



Wasser, doch darf es nicht heiß, sondern nur lauwarm sein. Das warme Wasser gießt du in den Trog, dann schüttest du Mehl hinein und rührst es ein. Darauf stelle dich auf die Schwelle und pfeife zweimal. Und noch etwas: Habe keine Angst, was immer du auch sehen und hören wirst! Von überallher werden Schlangen, Eidechsen, Frösche und anderes Getier angekrochen kommen. Sie werden an den Trog kommen und fressen. Sobald sie satt sein werden, werden sie wieder dorthin zurückkehren, woher sie gekommen sind. Was meinst du, wirst du das machen können?“

„Selbstverständlich!“ erwiderte das Mädchen.

Am Abend machte es im Herd ein Feuer und stellte die Kessel voll Wasser darauf. Das Wasser wallte mit einer solchen Kraft auf, daß es wie ein Donner-schlag ertönte. Da nahm das Mädchen ein Maß Mehl und rührte es ein, aber

statt der Würze, die ihm die Frau gezeigt hatte, nahm es aus lauter Faulheit eine andere. Dann stellte es sich auf die Schwelle und pfiff zweimal. Da kamen aus allen Ecken und Enden Schlangen, Eidechsen, Frösche und anderes Getier herangekrochen. Doch sobald sie das heiße Wasser im Trog berührten, schrakten sie zurück, warfen den Trog um und verbrühten sich zu Tode.

Als das Mädchen sah, daß alle umgefallen waren und sich nicht mehr rührten, lief es zu der Frau und sagte:

„Was für sonderbare Tiere sind das! Sie fraßen sich satt, fielen um und können sich nicht mehr erheben.“

„Was soll das heißen?“ rief die Frau erschrocken, und sie rannte selbst hinaus. Als sie sah, daß alle ihre Tiere tot waren, fing sie zu weinen an:

„O weh! Was hast du da angerichtet! Du hast sie ja alle verbrüht!“

Sie schimpfte und weinte, allein sie konnte dadurch auch nichts mehr ändern. Da nahm sie all ihre Tiere, legte sie in eine Truhe und verschloß sie.

Nachdem das Mädchen bei der Frau ein Jahr gedient hatte, wollte es nach Hause zurückkehren. Die Frau gab ihm ein schorfiges Pferd und einen morschen Wagen, stellte die Truhe mit den toten Tieren darauf und jagte das Mädchen hinaus.

So fuhr das Mädchen nach Hause, ohne zu ahnen, was für ein seltsames Geschenk es seiner Mutter mitbrachte. Es fuhr frohgelant und glaubte, daß es dieselben Kostbarkeiten haben würde wie ihre Stiefschwester.

Wie sie so dahinfuhr, kam ihr der Hund entgegen, der ein Halsband aus herrlich geschliffenen Edelsteinen um den Hals trug. Das Mädchen stürzte sich auf ihn, um es ihm abzunehmen. Doch der Hund sagte:

„He, du faules Mägdelein,
Du wolltest mir nicht nützlich sein,
Nun bekommst du auch keinen Edelstein!“

Bald darauf erreichte das Mädchen den Ofen, den es nicht hatte bestreichen wollen, und es staunte nicht wenig, als es die frischen, knusprigen Kuchen erblickte. ‚Fein‘, dachte es, ‚was für ein schönes Naschwerk für die Mutter!‘

Sobald sie aber aus dem Wagen stieg, um die Kuchen zu holen, schloß sich der Ofen und sprach:

„He, du faules Mägdelein,
Du wolltest mir nicht nützlich sein,
Nun fahre ohne Kuchen heim!“

Als das Mädchen an den Brunnen kam, verspürte es heftigen Durst. Es

schaute und staunte. Es erkannte ihn kaum wieder: Das Wasser war klar wie Glas und wie Silber und Gold so rein. Ohne lange zu zögern, beugte sich das Mädchen über das Wasser, doch der Brunnen sprach:

„He, du faules Mägdelein,
Du wolltest mir nicht nützlich sein,
Vergeblich bat ich: ‚Mach mich rein!‘
Nun fahre hungrig und durstig heim!“

Da mußte das Mädchen wohl oder übel weiterziehen. Bald gelangte es an den Apfelbaum, dessen Zweige unter der Last der silbernen und goldenen Äpfel zu brechen drohten. Da dachte es: ‚Ich schüttele ein paar Äpfel ab, um sie der Mutter zu bringen.‘ Kaum aber war es an den Baum herangekommen, so hob er mit Schwung alle seine Zweige hoch und sprach:

„He, du faules Mägdelein,
Du wolltest mir nicht nützlich sein,
Nun fahre ohne Äpfel heim!“

Da brach es in ein heftiges Weinen aus, aber das half nun auch nichts mehr. Als das Mädchen zu Hause ankam, rief es:

„Liebe Mutter, kommt heraus! Ladet alles ab, was ich mitgebracht habe!“

Die Mutter kam sogleich herausgelaufen, umarmte ihre Tochter und führte sie ins Haus. Sobald sie aber die Truhe geöffnet hatten, sahen sie die toten Schlangen, Frösche, Eidechsen und das andere Getier. Da schrien der Vater und die Mutter gleichzeitig auf:

„Töchterchen, was soll das bedeuten?“

Die Tochter der Frau erzählte alles, was vorgefallen war. Der Mann und die Frau hörten aufmerksam zu, dann sagte die Frau:

„Wo du den Fuß hinsetzt, dort wächst kein Gras mehr. Bleibe lieber zu Hause und gehe nie mehr aus! Deine Stiefschwester brachte kostbare Dinge heim, aber du bist zu gar nichts nütze! Ein Wunder, daß du selbst am Leben geblieben bist!“

Niemals mehr schalt die Frau ihre Stieftochter, denn sie wußte jetzt, wie fleißig und freundlich sie war. Und bald fand sie auch einen tüchtigen Mann.

Die Tochter der Frau liebt es noch heute, sich zu schmücken und die ganze Nacht zu tanzen, anstatt zu arbeiten.

DAS MÄRCHEN VON IWAN DEM NARREN

Es war einmal eine Frau, die hatte einen Mann namens Iwan. Dieser war ein ausgemachter Dummkopf. Eines Tages schickte sie ihn zur Mühle, ein Maß Korn mahlen. Sie befahl ihm, erst dann zurückzukehren, wenn das Wetter weder heiter noch trüb sein werde.

Nach einigen Stunden kam Iwan zur Mühle, mahlte das Korn und wartete darauf, daß das Wetter weder heiter noch trüb wurde, um wie seine Frau ihm befohlen hatte, nach Hause zurückkehren zu können. Als Iwan so wartete, merkte er, daß der Müller von jedem Maß Korn, das er zum Mahlen bekam, einen kleinen Teil für sich nahm, wobei er, zufrieden schmunzelnd, sprach:

„Lieber Iwan, auf dem Heimweg sollst du allen Leuten, denen du begegnest, sagen: ‚Gebe Gott von jedem Maß ein kleines Maß.‘“

Nach einiger Zeit meinte Iwan, das entsprechende Wetter, um nach Hause gehen zu können, sei da, und so machte er sich auf den Heimweg. Unterwegs sah er Bauern Weizen mähen und sagte den Schnittern:

„Gebe Gott von jedem Maß ein kleines Maß!“

Als die Leute vernahmen, was der Wanderer ihnen sagte, erhoben sie ein Gezeter und drohten ihm mit schlagbereiten Fäusten, wobei sie ihn einen anderen Spruch lehrten:

„Wiederhole nicht noch einmal, was du uns gesagt hast, sag lieber: ‚Gott gebe euch soviel, daß ihr es weder hinübertragen noch hinüberführen könnt.‘“

Iwan merkte sich die Worte der Schnitter und, den Sack auf dem Rücken, setzte er seinen Weg fort. Nach einiger Zeit begegnete er Leuten, die eine Leiche trugen. Sogleich sagte er ihnen jenen Spruch, den ihn die Bauern gelehrt hatten:

„Gott gebe, daß ihr davon soviel habt, daß ihr es weder hinüberführen noch hinübertragen könnt.“

Die Leute stürzten sich mit einer solchen Wut auf Iwan, als wollten sie ihn in Stücke reißen. Als er sich aus ihren Händen befreit hatte, lief er schnell weg. Die Leute aber riefen hinter ihm her:

„Das nächste Mal sag denen, die dir begegnen: ‚Gott gebe, daß ihr so etwas weder hören noch sehen sollt!‘“

Als Iwan weiterging, begegnete er einem Hochzeitszug. Die Hochzeitsgäste tanzten und sangen; das Haupt sittsam gesenkt, ging die Braut in ihrer Mitte. Da blieb Iwan stehen und sprach:

„Gott gebe, daß ihr so etwas weder hören noch sehen sollt!“

Wieder erhielt er eine tüchtige Tracht Prügel, wiederum lehrten ihn die Leute einen neuen Spruch:

„Siehst du etwas Ähnliches wie jetzt, so sprich: ‚Gebe Gott, daß du diese junge Schönheit umarmst und küßt!‘“

Verprügelt, zerbeult, die Kleider zerfetzt, setzte Iwan seinen Weg fort. Da begegnete er einem Mann, der ein Schwein führte. Ohne zu zaudern, sagte Iwan seinen neuen Spruch auf:

„Gebe Gott, daß du diese junge Schönheit umarmst und küßt!“

Der Mann aber hielt einen schweren Knüppel in der Hand, damit erteilte er Iwan eine gehörige Lehre, wobei er sprach:

„Das tue ich deshalb, mein Lieber, damit du weißt, was man in solchen Fällen zu sagen hat: ‚Iß dich daran satt und schmiere dich damit bis zu den Ellenbogen ein!‘“

Iwan konnte nicht begreifen, warum er Schläge bekam, denn er sagte doch immer nur das, was man ihm aufgetragen hatte. In derartige Gedanken versunken, setzte er seinen Weg fort. Da bemerkte er plötzlich einen Mann, der Dünger aufs Feld fuhr. Iwan nahm den Hut ab und sprach:

„Gebe Gott, daß du dich daran satt ißt und dich damit bis zu den Ellenbogen einschmierst!“

Wütend sprang der Mann vom Wagen, Iwan war jedoch nicht stehengeblieben, er war sogleich davongelaufen. Den schweren Sack auf dem Rücken, lief er, was die Beine hergaben. Zum Glück war er bald zu Hause.

DER ADOPTIVVATER

Es lebten einmal drei Brüder, die waren sehr arm. Sie hatten weder Vater noch Mutter, weder Haus noch Hof. So waren sie gezwungen, sich bei fremden Leuten zu verdingen. Als die drei eines Tages wieder einmal auf der Suche nach Arbeit waren, begegneten sie einem alten Mann, der einen schneeweißen Bart hatte.

„Wohin des Wegs, ihr Burschen?“

„Wir gehen uns verdingen.“

„Habt ihr keinen eigenen Hof?“

„Nein“, antworteten sie. „Fänden wir einen Bauer, einen guten Menschen, der uns Arbeit gäbe, so würden wir ihm mit Leib und Seele dienen, wir würden ihm so gehorchen, als wäre er unser Vater.“

Da sprach der Alte:

„Wenn es so ist, dann seid meine Kinder und ich werde euer Vater sein. Wollt ihr mir gehorchen, so werdet ihr es zu etwas bringen. Ich werde euch lehren, wie man das Leben meistert, ohne die Redlichkeit zu verlieren.“

Die Brüder willigten ein und schlossen sich dem Alten an. Sie wanderten durch dunkle, düstere Wälder und über endlose Weiten. Wie sie so dahinzogen, sahen sie plötzlich, inmitten eines Obstgartens, umgeben von Blumen, ein kleines weißes Häuschen. Aus diesem Haus trat ein Mädchen, das selbst so schön wie eine Blume war. Als der älteste Bruder das Mädchen sah, seufzte er: „Ach, wenn ich um die Hand dieses Mädchens bitten dürfte, und um ein paar Ochsen und Kühe noch dazu!“

Da erwiderte der Alte:

„Gut, gehen wir um die Hand dieses Mädchens anhalten. Heirate es. Auch Ochsen und Kühe sollst du bekommen. Ein glückliches Leben erwartet dich, vergiß jedoch die Redlichkeit nicht.“

Sie gingen also für den ältesten Bruder um die Hand des Mädchens bitten, und bald darauf feierte man Hochzeit. Er erhielt einen Hof, wurde ein wohlhabender Bauer und blieb in jenem kleinen Häuschen wohnen.

Die andern setzten ihren Weg fort, nun nur noch zu dritt.

Nach einer Weile sahen sie abermals eine schöne Hütte. Daneben stand eine Mühle und neben der Mühle rauschte ein Bach. Vor der Hütte saß ein hübsches Mädchen und spann.

Als der Zweitälteste das sah, seufzte er:

„Wenn ich dieses Mädchen zur Frau bekäme und diese Mühle und den Bach dazu, so würde ich neben der Mühle sitzen und wäre für mein Lebtag mit Brot versorgt.“

„Gut, mein Sohn, es sei, wie du es wünschst“, entgegnete der Alte.

Sie gingen sogleich in die Hütte und warben um das Mädchen. Kurz darauf wurde Hochzeit gefeiert. Da sprach der Alte:

„Nun, mein Sohn, sei froh und glücklich, doch vergiß nicht die Redlichkeit.“

Nun setzten sie ihren Weg zu zweit fort, der Adoptivvater und der jüngste Sohn. Als sie abermals ein Stück gewandert waren, kamen sie an eine ganz ärmliche Hütte. Ein schönes Mädchen kam ihnen entgegen. Die Schönheit dieses Mädchens war wie das Leuchten der Sterne, obwohl es sehr, sehr ärmlich gekleidet war. Da sprach der Jüngste:

„Ach, wenn dieses Mädchen mich heiraten wollte! Wir würden fleißig arbeiten, um Brot genug zu haben, und würden auch die Armen nicht vergessen. Wir würden stets unser Brot mit ihnen teilen.“

Darauf erwiderte der alte Adoptivvater:

„Gut, mein Sohn, es sei, wie du es wünschst, doch vergiß meine Mahnung nicht, halte die Redlichkeit in Ehren.“

Nachdem der Alte auch seinen Jüngsten verheiratet hatte, zog er allein weiter.



Die drei Brüder aber lebten jeder auf seinem Hofe. Der Älteste wurde so reich, daß er viele neue Häuser baute, viele Geldstücke anhäufte und stets nur eines im Sinn hatte: Was kann ich tun, damit dieser Besitz immer größer und größer wird? Einem armen Menschen hilfsbereit beizustehen, das fiel ihm nicht einmal im Traume ein. Ein großer Geizhals war der Älteste der drei Brüder.

Der Zweitälteste wurde ebenfalls sehr reich, für ihn arbeiteten bereits andere, er selbst jedoch lag den ganzen Tag über faul ausgestreckt da, aß, trank und erteilte Befehle.

Der Jüngste hingegen führte ein redliches Leben. Was er im Hause hatte, teilte er mit bedürftigen Mitmenschen.

Der Alte jedoch hatte inzwischen seinen Weg durch die Welt fortgesetzt.

Eines Tages kehrte er schließlich um: Er wollte sehen, wie seine Söhne lebten, ob sie die Redlichkeit in Ehren hielten. So kam er als fremder Bettler zum ältesten Sohn. Dieser ging gerade über den Hof. Der Bettler verneigte sich und sprach:

„Bitte ergebenst um ein Almösen.“

Der Älteste aber sagte:

„He, du bist gar nicht so alt, wie du dich stellst. Wenn du nur arbeiten wolltest, würdest auch du dir dein Brot verdienen. Ich hab es selbst schwer genug und kann es mir nicht leisten, auch noch fremde Leute zu ernähren.“

In Wirklichkeit aber besaß er ein großes Vermögen: Häuser aus Stein, volle Speicher, Scheunen, zahlreiches Vieh, ungeheuer viel Geld und Gut. Almosen aber gab er keinem.

Der Alte verließ ohne ein weiteres Wort den Hof. Er entfernte sich ein wenig, blieb stehen und schaute sich um, schaute auf Haus und Hof, und sogleich schlugen daraus helle Flammen empor.

Nun ging er den Zweitältesten aufsuchen. Hier sah er die Mühle, den Bach und einen wohlgeordneten Hof. Sein Sohn war gerade in der Mühle. Da verneigte sich der Alte tief und sprach:

„Schenk mir ein bißchen Mehl, lieber Mann. Ich bin so arm, daß ich nichts zu essen habe.“

„Tut mir leid“, sprach der Müller, „hab aber noch nichts für mich gemahlen. Landstreicher deinesgleichen gibt es bei uns mehr als genug.“

Der Alte ging fort. Wie er sich jedoch ein Stück entfernt hatte, blickte er zurück. Augenblicklich brannte die Mühle lichterloh.

Nun ging der Adoptivvater zum dritten, zum jüngsten Sohn. Dieser besaß eine kleine, saubere Hütte und führte ein bescheidenes Leben. Als der Alte zu ihm kam, waren seine Kleider schon völlig zerrissen.

„Gebt mir“, so sprach er, „wenigstens ein Stückchen Brot.“

Der junge Mann erwiderte:

„Geht in die Hütte, Väterchen, dort bekommt Ihr zu essen und auch noch Wegzehrung.“

Der Alte trat in die Hütte. Als die Frau merkte, wie zerschlissen seine Kleider waren, tat er ihr sehr leid. Sie ging und kehrte bald mit einer Hose und einem sauberen Hemd zurück. Beides gab sie dem armen Alten. Er warf die Lumpen ab und zog das Geschenkte an. Dabei bemerkte die Frau auf seiner Brust eine entsetzliche, weit klaffende Wunde. Sie bat ihn zu Tisch, setzte ihm zu essen und zu trinken vor. Nun fragte ihr Mann:

„Sagt mir, Väterchen, wie könnt Ihr diese Wunde auf der Brust ertragen?“

„Das ist eine Wunde, die mich in Kürze ins Grab bringen wird. Ich werde nur noch einen Tag leben“, erwiderte er.

„Gibt es denn kein Mittel dagegen?“ fragte die Frau bekümmert.

„O doch“, entgegnete der Alte, „aber niemand wird es mir geben, obwohl es jedermann geben könnte.“

Da fragte der junge Bauer:

„Warum meint Ihr, daß niemand es Euch geben wird? Sagt mir doch, um welches Mittel es sich handelt!“

„Das einzige Mittel wäre, daß jemand eigenhändig sein Haus mit all seinem Hab und Gut in Brand steckte und, nachdem alles niedergebrannt wäre, ein wenig Asche davon auf meine Wunde streute. Dann würde sie heilen. Wo sollte es aber nur einen Menschen auf der Welt geben, der das für einen fremden Bettler täte?“

Da dachte der jüngste der Brüder lange nach und sprach schließlich zu seiner Frau:

„Wie meinst du?“

„Ich denke“, sagte sie, „eine neue Hütte kann man bauen, wenn aber dieser gute Mann stirbt, so wird dies unabänderlich sein.“

„Wenn das deine Meinung ist“, sagte der junge Bauer, „so trage rasch die Kinder hinaus.“

Als die Kinder in Sicherheit waren, warf der junge Mann noch einen letzten Blick auf sein Haus. Um sein Hab und Gut tat es ihm leid, um den armen Alten tat es ihm jedoch noch mehr leid. Er zündete also seine Hütte an. Augenblicklich stand sie in Flammen. Bald war alles wüst und leer, so, als hätte hier nie ein Häuschen gestanden. Plötzlich stand jedoch eine neue, wunderschöne Hütte da.

Der Alte lachte vergnügt in sich hinein.

„Ich merke, mein Sohn“, sprach er, „daß von euch dreien nur du Redlichkeit und Menschlichkeit in Ehren hältst. Nun leb wohl. Glück sei mit dir.“

Da erkannte der junge Mann seinen alten Adoptivvater und wollte ihn umarmen, der war jedoch schon verschwunden.



Als er nach Hause kam, sah er seinen Hof zum Schutz von Militär und Polizisten umstellt.

DAS MÄRCHEN VON DER LINDE UND DER UNERSÄTTLICHEN FRAU

Es waren einmal ein alter Mann und eine alte Frau, die litten bittere Not. Eines Tages sprach die Frau zu ihrem Mann:

„Wie wäre es, Alter, wenn du in den Wald gehen und eine Linde fällen würdest, damit wir etwas zum Heizen haben!“

„Gut“, meinte der Alte, nahm die Axt und machte sich auf den Weg.

Er kam in den Wald und suchte eine Linde aus. Kaum hob er aber die Axt, hörte er die Linde mit einer menschlichen Stimme sprechen:

„Ach, fälle mich nicht, guter Mann! Ich werde dir auch von Nutzen sein!“

Vor Schreck ließ der Mann die Axt sinken. Eine Weile stand er da und dachte nach. Dann ging er nach Hause.

Zu Hause erzählte er von seinem Erlebnis. Da sagte die Frau:

„Wie dumm du doch bist, Alter! Geh sofort zur Linde zurück und erbitte dir ein Pferd und einen Wagen! Lange genug sind wir schon zu Fuß herumgelaufen!“

„Nun gut“, erwiderte der Mann, setzte die Mütze wieder auf und ging abermals in den Wald.

Als er zur Linde kam, sprach er:

„Liebe kleine Linde! Meine Frau wünscht, daß du uns ein Pferd und einen Wagen gibst.“

„Gut“, sagte die Linde, „nun geh wieder nach Hause.“

Als er nach Hause kam, standen neben seiner Hütte Pferd und Wagen.

„Siehst du, Alter“, sprach die Frau, „warum soll es nicht auch uns besser gehen. Ein Unglück ist nur, daß unsere Hütte einzustürzen droht. Geh, Alterchen, bitte die Linde um eine Hütte, vielleicht erfüllt sie dir diesen Wunsch!“

Der Alte ging wieder zur Linde und bat nun um eine Hütte.

„Gut“, sagte auch dieses Mal die Linde, „geh nur nach Hause!“

Als sich der Mann seiner Hütte näherte, erkannte er sie nicht wieder. An der Stelle, wo die schäbige alte Hütte gestanden hatte, befand sich nun eine funkelneue. Der Mann und die Frau freuten sich über ihre neue Hütte wie Kinder.

„Wie wäre es, Alter, wenn du auch noch um Vieh und Geflügel bitten würdest? Dann, so glaube ich, brauchten wir nichts weiter.“

Der Mann ging ein weiteres Mal zur Linde und bat um Vieh und Geflügel.

„Gut“, etngegnete die Linde, „geh wieder nach Hause!“

Als der Mann nach Hause kam, strahlte er vor Freude beim Anblick seines Hofes, der voller Vieh und Geflügel war.

„Nun“, meinte der Mann, „jetzt brauchen wir aber wirklich nichts weiter!“

„Nicht doch, Alterchen, geh und bitte noch um Geld!“

Abermals ging der Mann zur Linde und bat nun um Geld.

„Gut“, erwiderte auch dieses Mal die Linde, „geh nur wieder nach Hause!“

Als er nach Hause kam, sah er, wie seine Frau am Tisch saß und einen Haufen Geld zählte.

„Siehst du, Alterchen, wie reich wir sind!“ rief die Frau. „Das ist jedoch noch zu wenig. Da wir nun reich sind, sollen auch alle Leute Angst vor uns haben! Geh, Alter, bitte die Linde, sie soll dafür sorgen, daß sich jedermann vor uns ängstigt.“

Der Mann kam zur Linde und bat um die Erfüllung auch dieses Wunsches.

„Gut“, sagte die Linde, „geh nach Hause!“

Als er nach Hause kam, sah er seinen Hof zum Schutz von Militär und Polizisten umstellt. Der Frau war jedoch auch dies noch nicht genug, und sie sprach.

„Nun sollten alle Dorfbewohner unsere Knechte werden! Mehr können wir uns nicht wünschen, denn wir haben bereits alles.“

Der Mann kam abermals zur Linde und nannte ihr diesen Wunsch. Da schwieg die Linde sehr lange. Dann aber sprach sie:

„Geh nach Hause! Dies ist das letzte Mal, daß ich dir einen Wunsch erfülle.“

Der Mann kam nach Hause, was mußte er jedoch sehen! Alles, was ihm und seiner Frau die Linde geschenkt hatte, war verschwunden. Wo die neue Hütte gestanden hatte, befand sich nun wieder die alte Hütte, und neben ihr saß seine Frau.

So strafte die beiden die Linde dafür, daß die unersättliche Frau aus Menschen Knechte machen wollte.

EIN MANN KAUFT EINEN REBELLEN LOS

Der arme Danylo und seine Frau hatten viele Kinder. Sie besaßen eine magerere kleine Kuh, die kaum einen Tropfen Milch gab. Deshalb beschloß Danylo, die Kuh zu verkaufen und dafür Brot zu erwerben. Er band einen Strick an die Hörner der Kuh und führte sie auf den Markt. Nach einer kurzen Weile verkaufte er sie für tausend Lei. Mit dem Geld in der Tasche ging er zum nächstgelegenen Platz, wo viele Kramläden Lebensmittel und anderes feilboten.

Auf jenem Platze fiel ihm sofort ein Galgen auf, unter dem ein königlicher Soldat mit einer Trommel stand. Der Soldat verkündete mit lauter Stimme:

„Achtung, ihr Leute! Bald kommt das Hohe Gericht, um einen Widersacher unseres Königs erhängen zu lassen. Wenn aber jemand tausend Lei Lösegeld zahlt, wird man den Verurteilten freigeben.“

Bald darauf erschienen viele Pans auf dem Markt, ihnen folgten Soldaten,

die einen jungen Burschen brachten, an dessen Händen und Füßen schwere Ketten hingen.

Da rief ein Richter:

„He, ihr Leute, habt ihr die Bekanntmachung des Soldaten gehört? Gibt niemand die tausend Lei Lösegeld, wird der Verurteilte erhängt!“

Großes Schweigen war die Antwort. Da fragte der Richter abermals:

„Nun, zahlt niemand Lösegeld?“

Die Leute standen mit gesenkten Köpfen und schwiegen. Da bedeutete der Richter dem Soldaten mit einem Wink, die Schlinge um den Hals des jungen Burschen zuzuziehen.

Als Danylo dies sah, konnte er nicht mehr an sich halten, jenes Geld, das er für die Kuh erhalten hatte, brannte in seiner geschlossenen Faust.

„Hier“, rief er, „sind die tausend Lei, gebt mir den Mann frei.“

Der Richter nahm das Geld und ließ den Rebellen laufen. Nun wandte sich der arme Danylo an den Freigekauften:

„Komm mit mir.“

Noch ehe sie zu Hause angekommen waren, sprach schon das ganze Dorf davon.

„Eine feine Geschichte, nicht? Danylo verkaufte seine Kuh und erhandelte für den Erlös einen Dieb, der selbst den König bestehlen wollte!“

Geduldig ertrug Danylo dieses Dorfgeschwätz und dachte nur an eines: ‚Was wird meine Frau dazu sagen?‘ Sie aber erwartete ihn bereits am Tor, einen dicken Ast in der Hand.

„Du bringst also den Kindern einen Dieb?“

Da entgegnete Danylo:

„Schweig doch, Weib! Wie durfte ich dem Richter erlauben, solch einen prächtigen Jüngling zu erhängen?!“

Da sprach der junge Mann:

„Seid nicht bekümmert, Tante. Nach einigen Tagen werdet ihr eine Melkkuh besitzen.“

Zwei Tage ruhte der Bursche aus, am dritten verschwand er. Aber bald darauf kehrte er zurück, zwei Melkkühe an den Hörnern führend und zehn Maß Weizenmehl auf den Schultern tragend.

„Wo hast du all das gestohlen?“ fragte Danylos Frau.

„Rebellen stehlen nicht“, erwiderte der Jüngling, „sie nehmen bei den Herren, damit die armen Leute nicht sagen, daß zur Armut hundert Wege führen, von der Armut führe jedoch kein einziger Steg zurück.“

Der arme Danylo, seine Frau und die Kinder waren darüber hochofret.

DIE ZIMBEL, DIE GEIGE UND DIE FLÖTE

Es war einmal ein Jüngling namens Petro. Er spielte ausgezeichnet Zimbel, Geige und Flöte. Damit verdiente er sich auch sein Brot, denn ohne ihn hätte man in weitem Umkreis keine Hochzeit feiern können.

Eines Tages nahm Petro die Zimbel, die Geige und die Flöte und ging in die Welt hinaus, um das Glück zu suchen. Am zehnten Tag seiner Wanderung gelangte er in einen tiefen Wald. Er ging lange und kam dabei vom Wege ab.

Den ganzen Tag und die ganze Nacht irrte er umher und konnte keinen Weg finden. Am dritten Tag seines Herumirrens gelangte er an eine große Waldlichtung. Mitten auf der Lichtung stand ein Haus. Da rief Petro:

„He – he – he! Wer wohnt hier?“

Keine Antwort, kein Laut, denn niemand war dort, der Petro hätte antworten können.

Petro trat ein, setzte sich an den Tisch und wartete, daß jemand kommen und ihm zu essen geben würde. Er war so hungrig, der Arme, daß er sich kaum noch auf den Beinen halten konnte. Auf einmal sah er all das aufgetischt, was einer braucht, um den Hunger zu stillen: Teller und Schüsseln voll allerlei verlockenden Speisen. Er fiel sogleich darüber her und verschlang alles mit gutem Appetit. Als er den Hunger gestillt hatte, legte er sich nieder und schlief ein.

Am nächsten Morgen erhob er sich in aller Frühe, frühstückte und legte sich abermals schlafen. Nachdem er sich gründlich ausgeschlafen hatte, verspürte er große Lust, in dem Hause Umschau zu halten, um zu sehen, was es noch gäbe. Da waren viele herrlich eingerichtete Gemächer, doch nirgends war eine Seele zu sehen. Im elften Zimmer endlich entdeckte er einen alten Mann und ein altes Weib, die beide blind waren.

Der Alte fragte:

„Wer ist es, der zu uns kam?“

Petro sagte ihm, wer und was er sei, darauf sprach der Alte:

„Diene bei mir als Ziegenhirt!“

„Einverstanden“, erwiderte Petro bereitwillig. Er ging zu den Hürden, die einen hohen Zaun hatten. Auf jedem Pfahl des Zaunes steckte ein Menschenkopf.

Petro erschrak: „Das ist ja der reinste Teufelsort!“

Vor Entsetzen standen ihm die Haare zu Berge. Da kam ein weißes Ziegenböcklein auf ihn zu und sprach mit menschlicher Stimme:

„Wenn du die Ziegen auf die Weide treibst, so vergiß nicht, deine Flöte und den Säbel des Alten mitzunehmen!“

Als sich Petro am nächsten Morgen anschickte, die Ziegenherde auf die

Weide zu treiben, nahm er seine Flöte und den Säbel des Alten mit. Die Ziegen weideten friedlich, und er saß da und gähnte behaglich. Da kam wiederum das weiße Ziegenböcklein herbeigelaufen und sprach:

„Blase die Flöte, Junge, denn der dreiköpfige Drache kommt mit offenem Rachen hergeflogen!“

Im Nu spielte Petro so wunderbar die Flöte, daß alle Blätter auf den Bäumen erzitterten und die Ziegen wie bei einem Freudentanz umherhüpften. Da kam auch schon der dreiköpfige Drache geflogen, allein auch er mußte sich im Tanze drehen. Petro aber zauderte keinen Augenblick. Blitzschnell zog er den Säbel aus der Scheide, schlug dem Drachen mit einem Hieb alle drei Köpfe ab und steckte sie in den Sack. Dann setzte er sich wieder und gähnte behaglich, als ob nichts geschehen sei.

Am Abend stellte er sich an die Spitze der Herde, und die Ziegen trippelten ihm nach. Zu Hause sperrte er die Ziegen in die Hürde und warf die Drachenköpfe auf den Dachboden.

Da fragte ihn der Alte:

„Was war denn das für ein Gepolter auf dem Dachboden?“

„Das waren die Hörner der Ziegenböcke, die miteinander kämpften und sie dabei abbrachen. Ich brachte sie mit und warf sie auf den Dachboden.“

„Wenn du es sagst, wird es wohl so sein“, sagte der Alte.

Am nächsten Tag riet das weiße Ziegenböcklein abermals Petro:

„Diesmal nimm die Geige und den Säbel des Alten mit!“

„Ich danke dir, Freundchen!“

Er trieb wiederum die Ziegen auf die Weide und spielte die Geige. Die Ziegen begannen sofort zu tanzen, allein das Ziegenböcklein sprach:

„Spiele gut, Junge, denn der sechsköpfige Drache kommt mit offenem Rachen geflogen!“

Doch auch der mußte, als er die Töne der Geige vernahm, tanzen, ob er nun wollte oder nicht. Rasch zog Petro den Säbel aus der Scheide und hieb ihm alle seine Köpfe ab. Er warf sie in den Sack und setzte sich wieder ruhig nieder.

Am Abend stellte er sich an die Spitze der Herde, und die Ziegen trippelten ihm nach. Als alle Ziegen in der Hürde waren, warf er die sechs Drachenköpfe auf den Dachboden und trat ins Haus. Da fragte der Alte:

„Was war denn das für ein Gepolter auf dem Dachboden?“

„Ach“, erwiderte Petro, „die Ziegenböcke kämpften miteinander, zerbrachen dabei ihre Hörner und ich warf sie auf den Dachboden.“

„Mag sein“, sagte der Alte, „doch es kann auch anders gewesen sein.“

Am dritten Tag kam wieder das Ziegenböcklein in aller Frühe zu Petro und sprach:

„Nimm heute die Zimbel mit, vergiß auch nicht den Säbel!“

Petro trieb wieder die Herde auf die Weide, spielte die Zimbel und die Ziegen tanzten.

Da rief das weiße Ziegenböcklein:

„Spiele so gut du kannst, Junge, denn der zwölfköpfige Drache kommt geflogen und hält seinen Rachen schon weit geöffnet!“

Und schon erhob sich ein Geheul und Gebrüll in der Luft: Der furchtbare Drachen näherte sich in Windeseile. Er wollte sich sogleich auf Petro stürzen, doch statt dessen mußte er nach seiner Zimbel tanzen. Da erhob Petro den Säbel und schlug ihm alle Drachenköpfe nacheinander ab. Elf lagen schon am Boden, den zwölften jedoch streifte er bloß und fragte den Drachen:

„Wo sind denn die Augen der beiden Alten?“

„In der Höhle“, erwiderte der Drache, da hieb Petro ihm auch schon den zwölften Kopf ab. Dann warf er alle zusammen in den Sack und rannte in die Höhle. Dort fand er tatsächlich die Augen der Alten. Er nahm auch ein Fläschchen mit Leben spendendem Wasser und wartete den Abend ab.

Er stellte sich an die Spitze der Herde und ging, von den Ziegen gefolgt, nach Hause. Er sperrte sie in die Hürde, warf die zwölf Drachenköpfe auf den Dachboden und trat in das Haus.

„Was war denn das wieder für ein Gepolter auf dem Dachboden?“ fragte der Alte.

„Ich warf wieder die abgebrochenen Hörner der Ziegenböcke hinauf“, erwiderte Petro.

„Es wird wohl so sein“, sagte der Alte.

Die beiden Alten waren froh, daß der Junge am Leben geblieben ist, war es doch bisher für die Drachen eine Kleinigkeit gewesen, die früheren Hirten umzubringen und ihre Köpfe auf die Zaunpfähle zu stecken.

Nun sagte Petro:

„Kommt bitte näher ans Licht heran, Großväterchen!“

Der Alte kam zu ihm und Petro setzte ihm die Augen an. Dann besprengte er sie mit Leben spendendem Wasser und wandte sich an die Alte:

„Kommt auch Ihr zu mir, Großmütterchen!“

Und er behandelte ihre Augen ebenso wie die des Alten. Sogleich waren die beiden wieder sehend, aber ihre Augen funkelten so böse, daß Petro zutiefst erschrak. Die beiden Alten aber sagten:

„Schönen Dank, Bursche, für das Augenlicht, das du uns wiedergegeben hast. Nun nimm alles, was sich in unserer Hütte befindet, als Lohn dafür.“

Der Alte und die Alte aber waren Zauberer, die den tapferen Burschen nicht wieder fortlassen wollten. Als sie eines Tages ausgegangen waren und Petro allein geblieben war, schaute er sich überall genauer um. Im zwölften Zimmer, in dem er noch nicht gewesen war, wurde er von einem frelen Schein geblendet. Dort stand ein diamantenes Roß, das einen goldenen Sattel trug. Petro wollte es schon aus dem Zimmer führen, da sprach es mit menschlicher Stimme:

„An der Schwelle muß ich mit dem Huf aufstampfen. Tu ich das nicht, so zerspringe ich draußen in tausend Stücke. Tu ich es aber, so hört es der Alte im Walde.“

„Stampfe nur, liebes Rößlein, stampfe mit dem Huf auf, soviel du willst“, erwiderte Petro furchtlos.

Das Roß stampfte also mit dem Huf, und der Alte sagte zu der Alten:

„Kehren wir um, der Bursche hat die Flucht ergriffen und unser diamantenes Roß mitgenommen!“

Als sie nach Hause kamen, stand das zwölfte Zimmer leer: Das Pferd war fort. Der Alte setzte sich rittlings auf eine Schaufel, die Alte auf einen Besen, und beide riefen:

„Vorwärts, Schaufel!“

„Vörwärts, Besen!“

Sie flogen den Fliehenden nach, und es ging wie der Wind. Nicht lange, und sie hätten die beiden eingeholt, doch das Roß gab Petro einen Rat, und der rief:

„Halt, Schaufel! Halt, Besen! Verfolgt uns nicht weiter! Wir haben euch doch nichts Böses getan!“

Die Schaufel und der Besen machten kehrt und flogen zurück.

Nun setzte sich der Alte auf einen Kater und die Alte auf eine Katze:

„Vorwärts, Katerchen!“

„Vorwärts, Kätzchen!“

Und sie jagten dem diamantenen Rosse nach. Sie liefen, was die Beine hergaben. Um Haaresbreite hätten sie die Fliehenden eingeholt, allein Petro wandte sich um und sprach:

„Liebes Katerchen, und du, teures Kätzchen, lauft nur nicht so schnell! Auf dem Dachboden liegen Drachenköpfe für euch, die könnt ihr fressen!“

Der Kater und die Katze machten sofort kehrt, hatten sie doch seit drei Tagen nichts gefressen.

Da packte die beiden Alten eine solche Wut, daß sie zu brennen begannen. Nach kurzer Zeit war von ihnen nur noch ein Häufchen Asche übrig.

Petro aber kam auf seinem Diamantenroß ins Zarenschloß geritten und vermählte sich mit der Tochter des Zaren. Auf seiner Hochzeit – wie könnte es anders sein? – spielten bis zur Morgenröte die Zimbel, die Geige und die Flöte.



Dann fing sie einen Spatz, nahm einen kleinen Schlitten und spannte einen Ziegenbock davor.

DAS WEISE MÄDCHEN

Es waren einmal zwei Brüder, der eine war reich, der andere arm. Eines schönen Tages erbarmte sich der Reiche des Armen, der seinen Kindern nicht einmal einen Löffel voll Milch zu trinken geben konnte. Er schenkte ihm eine Fäse und sprach:

„Allmählich wirst du den Wert der Jungkuh abarbeiten.“

Der Arme arbeitete also den Wert der Kuh ab. Dem Reichen ward es jedoch plötzlich schade um die Fäse und er verlangte von dem Armen:

„Gib mir die Kuh zurück!“

Da entgegnete der Arme:

„Bruder, ich hab doch bereits den Wert der Kuh abgearbeitet.“

„Was du schon abgearbeitet hast!“ erwiderte der Reiche, „es war soviel wie die Katze auf dem Schwanz wegträgt. Ich aber gab dir eine Kuh, verstehst du: eine K - u - h. Drum gib sie mir zurück!“

Dem Armen war es jedoch um seine Arbeit leid und er wollte die Kuh nicht zurückgeben. Sie gingen also deshalb zum Pan und baten ihn, ihr Schiedsrichter zu sein.

Der Pan hatte jedoch keine große Lust, sich über die Angelegenheit den Kopf zu zerbrechen und zu entscheiden, wer von den Brüdern recht hat, und er sprach:

„Wer von euch beiden mein Rätsel löst, dem gehört die Kuh!“

„Sprecht, Herr!“

„Hört her! Was ist in der großen, weiten Welt am sattesten, am flinksten und am liebsten. Bringt mir morgen die Lösung dieses Rätsels!“

Die Brüder gingen nach Hause. Auf dem Heimweg dachte der Reiche:

„Ein unsinniger Spaß ist das und kein Rätsel. Was ist denn satter als des Herrn Schweine! Was ist denn flinker als des Herrn Windhunde! Und was ist lieber in der Welt als das liebe Geld! He, ich krieg die Kuh zurück!“

Der Arme kam nach Hause, dachte hin, dachte her, jedoch vergeblich. Er konnte des Herrn Gedanken nicht erraten und wurde sehr traurig. Dieser Arme aber hatte eine Tochter, die hieß Marusja. Diese fragte:

„Warum seid Ihr so traurig, Vater? Wie entschied der Pan?“

„Er hat uns ein Rätsel zu lösen aufgegeben, Töchterchen, das mir unlösbar scheint, da ich es ganz und gar nicht begreife.“

„Und was für ein Rätsel ist das, Väterchen?“ fragte Marusja.

„Hör bitte aufmerksam zu: ‚Was ist das Satteste, das Flinkste und das Liebste in der Welt?!‘“

„Aber, Vater, nun hört Ihr aufmerksam zu: Das Satteste auf der Welt ist

die Mutter Erde, weil sie jedermann nährt und tränkt. Das Geschwindeste und Flinkste ist der Gedanke, denn in Gedanken kann man alle Weiten überfliegen und jede Ferne erreichen. Das Liebste in der Welt ist der Schlaf, denn wie gut auch das Wachsein sein mag, man verläßt es dennoch und wendet sich dem Schlaf zu.“

„Ist es denn nicht wirklich so?!“ rief der Vater. „Es kann nicht anders sein. Genau dasselbe sag ich morgen dem Pan.“

Am nächsten Tag kamen, wie der Pan befohlen hatte, die zwei Brüder zu ihm. Da fragte er:

„Nun, wie steht's? Habt ihr das Rätsel gelöst?“

„Gelöst!“ erwiderten die beiden Brüder.

Sogleich trat der Reiche vor, damit er der erste sei, und sprach:

„Satter als alles in der Welt sind Eure Eber, Herr. Geschwinder und flinker als alles sind Eure Windhunde. Lieber als alles in der Welt ist das Geld.“

„He – he – h – e – e –!“ rief der Pan, „du lügst, du Betrüger!“

Nun wandte sich der Pan an den armen Mann:

„Und jetzt sprich du!“

„Was gibt es noch viel zu sprechen, Pan“, sagte der arme Mann. „Es gibt nichts Satteres als die Mutter Erde, sie nährt und tränkt alle und jedermann.“

„Richtig, Mann“, sagte der Pan. „Und was ist das Geschwindeste in der Welt?“

„Das Geschwindeste in der Welt ist der Gedanke, denn in Gedanken kann man alle Weiten überfliegen und jede Ferne erreichen.“

„Richtig!“ sagte der Pan. „Und was ist das Liebste in der Welt?“

„Das Liebste in der Welt, Herr, ist der Schlaf, denn wie gut auch das Wachsein sein mag, verläßt man es dennoch und wendet sich dem Schlaf zu.“

„Genug damit!“ rief der Pan, „die Kuh gehört dir. Und nun sag mir noch: Hast du selbst des Rätsels Lösung gefunden oder hat es jemand für dich getan?“

„Was ist da viel zu sagen, Pan“, entgegnete der arme Mann. „Ich hab' eine Tochter, Marusja genannt, sie löste das Rätsel für mich.“

Da rief der Pan ganz aufgebracht:

„Wie ist es möglich, daß irgendeine unwissende Dorfmagd meine Rätsel löst, die Rätsel eines solch weisen Mannes?! Warte! Nimm dieses Dutzend gekochter Eier und bring sie deiner Tochter. Sie soll eine Bruthenne daraufsetzen, und in einer Nacht sollen diese Eier ausgebrütet sein, so daß die Küken aus den Eierschalen schlüpfen. In derselben Nacht noch soll sie diese Küken zu Hennen auffüttern, drei von den Hennen soll sie schlachten und zum Frühstück garbraten, du jedoch bringst mir das Frühstück, noch ehe ich aufstehe, denn ich werde auf dich warten. Schafft ihr dies nicht, dann wehe euch!“

Nun ging der arme Tropf nach Hause und weinte bitterlich. Als er zu Hause ankam, fragte ihn die Tochter:

„Warum weint Ihr, Väterchen?“

„Wie sollte ich nicht weinen! Schau her: Dieses Dutzend gekochter Eier schickt dir der Herr und befiehlt, daß du eine Glucke darauf setzen sollst, diese soll die Eier in einer Nacht ausbrüten, so daß Küken aus den Eierschalen schlüpfen, die du dann in derselben Nacht zu Hennen auffüttern sollst, drei von ihnen sollst du schlachten und zum Frühstück braten, diese muß ich ihm morgen bringen, noch ehe er aufsteht. Schaffen wir diese Aufgabe nicht, dann wehe uns.“

Da nahm die Tochter ein Töpfchen Brei und sprach:

„Vater, bringt das dem Pan und sagt ihm, er soll den Acker bestellen und diesen Brei säen, daraus soll Hirse wachsen und auf dem Feld gedeihen, dann soll er die Hirse mähen, dreschen und zerstampfen, damit wir die Küken füttern können, die aus diesen Eiern schlüpfen sollen.“

Der arme Mann überbrachte den Brei dem Pan und sprach:

„Meine Tochter läßt dir etwas ausrichten“, und er sagte ihm, was die Tochter ihm aufgetragen hatte und übergab ihm den Brei.

Der Pan sah sich den Brei an, dann warf er ihn den Hunden vor. Schließlich nahm er einen Stengel Flachs, den er dem armen Mann mit den Worten übergab:

„Bring deiner Tochter diesen Stengel und sage ihr, sie soll ihn anfeuchten, dann trocknen, raufen, spinnen und schließlich daraus hundert Ellen Linnen weben. Gelingt ihr das nicht, dann wehe ihr.“

Wiederum ging der Mann weinend nach Hause. Die Tochter kam ihm entgegen und fragte:

„Warum weint Ihr, Vater?“

„Höre, was der Pan verlangt, und du weißt, warum ich weine. Diesen Stengel Flachs schickt dir der Herr, damit du ihn anfeuchtest, trocknest, raufst, spinnst und daraus hundert Ellen Linnen webst.“

Marusja nahm ein Messer, ging hinaus, schnitt das dünnste Zweiglein von einem Baum ab und gab es dem Vater mit den Worten:

„Bringt dies dem Pan und sagt ihm, er soll mir aus diesem Baum einen Kamm fertigen. Einen Kamm und ein Brett, damit ich das habe, worauf ich spinnen kann.“

Der Mann brachte das Zweiglein dem Pan und richtete ihm aus, was die Tochter ihm aufgetragen hatte. Der Pan schaute sich das dünne Zweiglein an, dann warf er es weg und dachte bei sich: „Diese Närrin scheint nicht eine

von jenen Närrinnen zu sein, die man zum besten haben kann.' Dann dachte er lange, lange nach und sprach:

„Richte deiner Tochter folgendes aus: sie soll mich besuchen, aber so, daß sie weder geht noch fährt, weder barfuß noch beschuht ist, weder mit noch ohne Geschenk. Vermag sie das nicht, dann wehe ihr.“

Abermals ging der arme Mann weinend nach Hause. Als er zu Hause angekommen war, sagte er zu seiner Tochter:

„Was tun wir jetzt, Töchterchen? Der Pan stellt dir eine Aufgabe.“ Und er berichtete ihr, was der Pan befohlen hatte. Darauf erwiderte Marusja:

„Verliert nicht den Mut, Vater, alles wird sich einrichten. Geht auf den Markt und kauft mir einen lebenden Hasen.“

Der arme Mann ging auf den Markt und kaufte einen lebenden Hasen. Da steckte Marusja einen Fuß in einen alten, zerlumpten Schuh, den anderen Fuß ließ sie hingegen unbeschuht. Dann fing sie einen Spatz, nahm einen kleinen Schlitten und spannte einen Ziegenbock davor. Nun nahm sie den Hasen auf den Arm, den Spatz jedoch in die Hand, einen Fuß setzte sie auf den Schlitten, den anderen auf den Weg, den einen Fuß zog also der Ziegenbock, mit dem anderen lief sie. So gelangte Marusja in den Hof des Herrn. Als dieser sie erblickte, befahl er seinen Knechten:

„Hetzt die Hunde auf sie!“

Als die Knechte die Hunde auf sie hetzten, ließ sie den Hasen los. Nun verfolgten die Hunde den Hasen und wendeten sich von ihr ab. Da trat sie ins Gemach des Herrn, grüßte höflich und sprach:

„Hier, mein Herr, ein Geschenk für Euch!“ Und sie überreichte ihm den Spatz. Als aber der Herr die Hand ausstreckte, um den Spatz in Empfang zu nehmen, flog er durchs geöffnete Fenster ins Freie hinaus!

Gerade um dieselbe Zeit kamen zwei Bauern zum Pan, um vor ihm ihre Sache auszutragen. Da begab sich der Herr zu ihnen.

„Was führt euch zu mir, liebe Leute?“

Da antwortete der eine von ihnen:

„Die Sache ist die, Herr: Wir übernachteten beide auf dem Feld und als wir uns frühmorgens erhoben, da sahen wir, daß meine Stute ein Füllen geworfen hatte.“

Da rief der zweite:

„Nein, das ist erlogen, nicht seine Stute, sondern die meine hat das Fohlen geworfen. Und nun bitten wir Euch, unsere Sache zu entscheiden.“

Da dachte der Pan lange nach und sprach:

„Bringt das Füllen und eure Stuten her. Diejenige hat das Fohlen geworfen, der es nachrennt.“

Sie brachten also die vorgespannten Stuten, das Füllen aber ließen sie frei. Die beiden Stutenbesitzer lockten das Füllen zu sich, da wurde es völlig scheu und wußte nicht mehr, wohin es sich wenden sollte. Schließlich rannte es weg. Nun wußte man erst recht nicht, was da zu tun sei, wie man die Sache entscheiden solle. Da sprach Marusja:

„Bindet das Fohlen fest, die Mütter aber spannt aus und laßt sie frei. Jene, die zu dem Füllen läuft, die hat es geworfen.“

Man befolgte Marusjas Rat. Das Füllen band man an und die Stuten ließ man frei. Da rannte die eine zu dem Füllen, die andere blieb ruhig stehen.

Nun sah der Pan ein, daß das Mädchen nicht hereinzulegen war, und ließ es ungestört nach Hause gehn.

DER SOLDAT UND DER TOD

Ein Soldat hatte dem Zaren dreiunddreißig Jahre gedient, dann bekam er seinen Abschied. Der Zar händigte ihm drei Kopeken aus, und der Soldat ging seines Wegs. Er ging und ging, bis er eines Tages drei Bettlern begegnete.

„Soldat, gib uns ein Almosen!“

Der Soldat holte eine Kopeke aus der Tasche und reichte sie den Bettlern:

„Bitte, nehmt.“

Nach kurzer Zeit begegnete er abermals drei Bettlern.

„Soldat, gib uns ein Almosen!“

Er reichte ihnen die zweite Kopeke:

„Bitte, nehmt.“

Am Abend baten ihn wiederum drei Bettler:

„Soldat, gib uns ein Almosen!“

Auch diesen dreien reichte er eine Kopeke, seine letzte:

„Bitte, nehmt.“

Als er weiterging, dachte er: ‚Meine drei Kopeken habe ich verschenkt, was wird nun werden?‘ Aber noch ehe er diesen Gedanken zu Ende gedacht hatte, begegnete er abermals drei Bettlern:

„Soldat, gib uns ein Almosen!“

Rasch zog er den Militärmantel aus und reichte diesen den Bettlern:

„Bitte, nehmt.“

Da sprachen die drei Bettler:

„Womit sollen wir dich dafür belohnen, daß du auch das Letzte als Almosen hergibst? Wir gewähren dir drei Bitten. Sprich!“

„Was soll ich mir erbitten?“ fragte der Soldat, aber sogleich fiel ihm doch

etwas ein: „Erstens, daß stets Geld in meiner Tasche sei, immer, wenn ich es benötige. Zweitens, daß ich meine Pfeife nie zu stopfen und nie anzustecken brauche, daß sie immer fertig zum Rauchen sei, immer, wenn ich nur rauchen will. Drittens, ich möchte einen Sack haben, der stets das enthalte, was ich von ihm verlange.“

„Gut, Soldat. Nun geh! Gott befohlen!“

Die drei sprachen diese Worte und verschwanden.

Der Soldat machte paar Schritte und blieb plötzlich stehen, so, als wäre ihm etwas Wichtiges eingefallen.

„Ich möchte doch mal sehen, ob sie mich nicht angelogen, nicht zum Narren gehalten haben.“



Er steckte die Hand in die Tasche – oho! Er hatte ja Geld in der Tasche.

Als er sich etwas später hinsetzte, um ein wenig auszuruhen, holte er seine Pfeife hervor – da, sieh her: die Pfeife war schon angesteckt.

„He – e – he – e –!“ rief er, „das ist ja ganz und gar nicht schlecht!“

Er rauchte und rauchte, dann steckte er die Pfeife wieder in die Tasche, ohne sie zu löschen, sie erlosch von selbst.

Als er aufblickte, sah er zwei Wildenten vorbeifliegen. Er band den Sack auf und sprach:

„Her, in den Sack!“

Im Nu waren beide Enten im Sack.

Eines Tages gelangte er in eine Stadt, in der ein reicher Kaufmann ein Haus besaß, in dem keine Seele wohnte, denn es hieß, daß dort Teufel hausten. Zu jenem Kaufmann begab sich der Soldat.

„Was gibst du mir“, fragte er, „wenn ich die Teufel aus deinem Haus vertreibe?“

„Gelingt es dir wirklich, sie zu verjagen, bewirte ich dich dein ganzes Leben lang kostenlos.“

Man setzte ihm ein reiches Mahl und verschiedene Getränke vor. Nach dem Essen begab er sich in jenes unbewohnte Haus, um dort zu übernachten. Um Mitternacht vernahm er Lärm und Gepolter. Die Dielen krachten und ein Teufel erschien.

„Was suchst du hier?“ fragte der Soldat.

„Ich will dich fressen!“

Der Soldat band den Sack auf:

„In den Sack mit dir!“ rief er.

Im Handumdrehen verschwand der Teufel in jenem Sack. Der Soldat band diesen zu und begann, den Teufel im Sack zu schlagen. Da bat der Teufel:

„Laß mich raus! Ich verspreche dir, daß von heute an weder ich noch meine Enkel und Urenkel in dieses Haus kommen werden.“

Da ließ der Soldat ihn laufen.

Am nächsten Tag kam der Kaufmann, und sie wohnten zusammen in jenem Haus. Als des Soldaten letzte Stunde schlug, befahl er:

„Wenn ihr mich bestattet, so legt unbedingt meine Pfeife und diesen Sack da mit in mein Grab.“

Als er seine Seele ausgehaucht hatte, wurde er beerdigt und seiner Bitte entsprechend, wurden Pfeife und Sack mit in sein Grab gelegt.

Nun war er im Jenseits. Auf seiner Reise durchs Jenseits kam er zuerst zur Hölle. Sogleich hängte er an eine Wand seine Uniform.

„Na“, so fragte er, „gibt’s hier Schnaps?“

„Natürlich!“

„Und wie steht’s mit Tabak?“

„Haben wir.“

„Und Feuer?“

„Auch.“

„Das ist ja das reinste Paradies!“

Nun lief er durch die Hölle und exerzierte ein wenig.

Plötzlich begegnete er jenem Teufel, den er einst verprügelt hatte. Als dieser den Soldaten erblickte, rief er laut:

„Das ist ja jener Soldat, der mich so unbarmherzig geschlagen hat! Der wird uns auch hier keine Ruhe geben. Man muß ihn auf irgendeine Weise beseitigen.“

Die Teufel bekamen einen großen Schreck, sie verließen augenblicklich die Hölle und sperrten die Tür hinter sich zu. Nur der Soldat blieb.

„Na, Brüder“, rief er, „wollen wir losen: Wem das Los zufällt, den schinden wir, seine Haut spannen wir über ein Faß, und schlagen drauf los, als wäre es



eine Trommel. Mal sehen, ob jener, den das Los getroffen hat, wieder aus dem Faß springt.“

Sie losten also, schindeten den, auf den das Los gefallen war, spannten seine Haut über ein Faß wie über eine Trommel, schlugen drauf los, und der Soldat rief:

„Auf! Marsch! Marsch!“

Rasch nahm er seine Uniform und entkam aus der Hölle. Die Teufel schlichen blitzschnell wieder hinein und sperrten die Tür zu.

Nun ging der Soldat durchs Jenseits, konnte aber keine Unterkunft finden. Er ging und ging, bis er eines Tages dem Heiligen Petrus begegnete.

„Geh ins Paradies“, sagte dieser, man wartet dort bereits auf dich!“

Er ging dorthin, wo Gottes Eden ist. Und Gott stellte ihn als Wachposten vor seinen Palast.

Auf dem Weg zu jenem Palast begegnete ihm eines Tages der Tod. An diesen wandte sich der Soldat mit den Worten:

„Großväterchen, hörst du? Wohin führt dein Weg?“

„Zu Gott, Soldat.“

„Wozu?“

„Ich möchte mich erkundigen, was ich auf Erden tun soll.“

„Warte hier ein wenig“, sagte der Soldat, „ich gehe für dich fragen.“

Als er vor Gott stand, sprach er:

„Der Tod läßt fragen, was er auf Erden tun soll.“

„Sag ihm“, erwiderte Gott, „er soll drei Jahre hintereinander die ganz alten Leute sterben lassen.“

Auf dem Rückweg aber fiel dem Soldaten ein: ‚Ich habe ja Brüder auf der Erde, und nun wird er sie alle sterben lassen.‘ Als er nun dem Tod Gottes Antwort überbrachte, sprach er deshalb:

„Gott befahl dir, du sollst drei Jahre lang die ältesten Eichen zernagen.“

Als drei Jahre verstrichen waren, erschien der Tod wiederum und schickte sich an, zu Gott zu gehen. Da sagte ihm der Soldat:

„Warte hier ein wenig, ich geh für dich fragen.“

Als der Soldat abermals vor Gott stand, sprach er:

„Herr, wiederum kam der Tod fragen, was er auf Erden tun soll.“

„Richte ihm aus, daß er drei Jahre hintereinander jene Leute sterben lassen soll, die im mittleren Alter stehen.“

Abermals überlegte der Soldat:

‚Es kann gut möglich sein, daß ich auf der Welt Neffen habe.‘ Darum richtete er dem Tod Gottes Befehl auf seine Art aus:

„Gott befahl dir, du sollst jene Eichen zernagen, die im mittleren Alter stehen.“

„Sei bedankt, Soldat“, sprach der Tod und ging seines Wegs.

Nach drei Jahren erschien der Tod abermals. Er war völlig heruntergekommen und abgemagert.

„Frage, Soldat“, bat er, „was ich nun tun soll.“

Der Soldat begab sich wiederum zu Gott und richtete ihm des Todes Frage aus:

„Wiederum, Herr“, sprach der Soldat, „steht der Tod vor der Tür und läßt fragen, was er tun soll.“

„Sag ihm“, sprach Gott, „er solle die kleinsten Kinder sterben lassen.“

Da erinnerte sich der Soldat, daß er Enkel hat, deshalb richtete er Gottes Befehl so aus:

„Gott befiehlt dir, daß du drei Jahre hintereinander die kleinsten Eichen zernagen sollst.“

Der Tod bedankte sich und ging seiner Wege.

Als abermals drei Jahre vergangen waren, kehrte er zurück. Der Soldat hatte ihn diesmal jedoch nicht kommen sehen, so daß der Tod direkt zu Gott gelangte. Als er vor Gott stand, beklagte er sich und fragte, warum ihn der Herr strafe und Hungers sterben lasse.

„Dies hab ich nicht befohlen, der Soldat hat dich angelogen. Geh zu ihm und laß ihn ein zweites Mal sterben.“

Der Tod kam zum Soldaten und sprach:

„Gib deine Seele her!“

Der Soldat band jedoch blitzschnell den Sack auf und sagte:

„Komm in den Sack!“

Augenblicklich sprang der Tod in den Sack, der Soldat band ihn fest zu und schleuderte ihn in einen Sumpf.

DER UNERSÄTTLICHE REICHE

Einst lebte auf der Erde ein sehr reicher Mann. Eines Tages suchte ihn das Glück auf, das ihm jedoch nichts Gutes brachte.

Es war schon spät in der Nacht, und der Mann konnte immer noch nicht einschlafen. Er dachte daran, daß er zwar reich sei, seine Tage jedoch um vieles trauriger als der Zar verbringe.

„Warum nimmt der Zar“, so dachte der reiche Mann, „den Leuten ihr Geld weg, besitzt er doch auch ohne dieses Geld viel mehr Gold und Silber, als er benötigt? Ach, wenn es mir gelänge, noch reicher zu werden! Ich würde selbst gut leben und auch den Armen helfen.“

In diesem Augenblick drang ein leises Geflüster an sein Ohr:

„Schau her! Da liegt ein Sack neben dir, darin befindet sich nur ein Silberstück. Nimmst du jedoch dieses Silberstück aus dem Sack, so wird augenblicklich ein neues darinnen liegen. Hole dir also sovielen Silberstücke, wie du brauchst, und wirf dann den Sack in den Fluß. Dieses Geld sollst du aber erst dann verbrauchen, wenn der Sack schon im Fluß liegt. Solange er jedoch in deinem Besitz ist, sollst du nicht einmal einen Pfennig ausgeben, ansonsten verwandeln sich alle deine Silberstücke in ganz gewöhnliche Steine.“

Als der reiche Mann von diesem unverhofften Geldgewinn vernahm, glaubte

er, verrückt zu werden. Sogleich schaute er nach, ob wirklich solch ein Sack neben ihm liege. Ja, ein Sack lag tatsächlich neben ihm. Im Nu steckte er die Hand hinein und holte ein Silberstück hervor. Er legte dieses neben sich aufs Bett und steckte wiederum die Hand hinein – ein neues Silberstück war da!

„Ach, nun bin ich wahrhaftig glücklich!“ rief er voller Freude.

Im Laufe der Nacht hatte er einen riesengroßen Geldberg aus dem Sack geholt. Er gedachte, in aller Frühe den Sack in den Fluß zu werfen, all das zu kaufen, was er benötigte und den Armen die versprochenen Almosen zu geben.

Als es aber zu tagen begann und bald darauf die Sonne am Himmel erschien, überlegte er sich's anders: „Lieber werde ich mich noch einen Tag gedulden, ich werde nicht einmal essen, um noch mehr Silberstücke aus dem Sack zu holen.“

Aber je größer der Silberberg wurde, umso mehr Geld wollte er haben. So holte er pausenlos immer mehr Silberstücke aus dem Sack. Es gelüstete ihn, etwas zu kaufen, etwas zu essen, aber er wagte nicht, sich auch nur einen Schritt von diesem Wundersack zu entfernen. Immer wieder und wieder entnahm er dem Sack Geld und konnte sich nicht trennen.

Eine Woche verging, ein Monat, ja sogar ein Jahr. All seine Gedanken und Gefühle kreisten nur um eines – sein Geld.

Kurzum, er lebte nun nicht nur nicht besser, sondern viel schlechter als je zuvor. Er vergaß sich selbst, vergaß die Menschen, denen zu helfen er versprochen hatte.

Endlich aber trug er den Wundersack doch zum Fluß. Sobald er jedoch daran dachte, daß er, wenn er den Sack in den Fluß geworfen haben würde, ihm ja kein Geld mehr entnehmen könnte, kehrte er um und ging nach Hause.

Der Mann alterte zusehends, kränkelte, wurde blaß und doch hörte er nicht auf, Silberstücke aus dem Sack zu holen.

Tag und Nacht saß er da, in der einen Hand den Sack und mit der andern entnahm er ihm das begehrte Geld. Und so starb er auch: den Wundersack in der Hand und neben sich den Silberhaufen.



**...Es kamen plötzlich drei Teufel geflogen, die ihn aber nicht bemerkten.
Nicht lange darauf kam auch der vierte, ihr Anführer.**

RECHT UND UNRECHT

Es waren einmal zwei Brüder. Der eine war reich, der andere arm. Der Arme starb und ließ einen Sohn zurück, der ebenfalls arm wie eine Kirchenmaus war. Dieser Sohn fragte eines Tages seinen reichen Onkel:

„Sagt mir, lieber Onkel, wie soll man leben: redlich und gerecht oder unredlich und ungerecht?“

„Du stellst aber seltsame Fragen! Wo in aller Welt findet man denn Redlichkeit. Recht und Gerechtigkeit? So etwas gibt es gar nicht. Heute herrscht überall nur Unredlichkeit und Ungerechtigkeit.“

„Nein, lieber Onkel, das glaube ich nicht. Es muß doch Gerechtigkeit geben, und man sollte gerecht und redlich leben.“

„Laß uns diese Frage vor Gericht bringen“, sagte der Onkel.

„Wozu vor Gericht? Gehen wir lieber auf die Landstraße hinaus und fragen wir die Leute, denen wir begegnen werden, wie sie darüber denken. Nach ihrer Entscheidung werden wir uns richten. Behaltet Ihr recht, so gehört Euch alles, was ich besitze. Behalte ich recht, so gebt Ihr mir alles, was Ihr besitzt. Dreimal wollen wir diese Frage den Vorübergehenden stellen.“

Der Onkel war einverstanden, und sie machten sich auf den Weg. Sie gingen und gingen, bis sie einem Mann begegneten, der von der Arbeit zu kommen schien.

„Seid begrüßt, lieber Mann!“

„Seid auch ihr begrüßt!“

„Sag uns, lieber Mann, wie man heutzutage leben soll: redlich und gerecht oder unredlich und ungerecht?“

„Wißt Ihr das wirklich nicht? Liebe Leute, wo kann man heute noch Gerechtigkeit finden? Auf der ganzen Welt könntet ihr sie suchen. Drum sage ich: Es ist vorteilhafter, ungerecht und unredlich zu leben. Ein redliches Leben bringt doch nichts ein.“

„Diesmal habe ich recht behalten“, sagte der Onkel.

Dem Neffen aber ward traurig ums Herz, zumal er fürchten mußte, sein bißchen Hab und Gut dem Onkel überlassen zu müssen. Und sie gingen weiter, bis sie einem Pan begegneten. Da sprach der Neffe:

„Fragen wir diesen Pan! Der wird uns gewiß die reine Wahrheit sagen, ist er doch gebildet und weiß alles.“

Der reiche Onkel war einverstanden.

So begrüßten sie also den Pan und fragten ihn:

„Sage uns bitte, lieber Pan, wie ist es besser zu leben, gerecht und redlich oder ungerecht und unredlich?“

„Was gibt es da zu fragen? Liebe Leute, wo in aller Welt findet man heute noch Gerechtigkeit? Nur wer andere belügt und betrügt, bringt es zu etwas.“

„Nun habe ich schon zum zweiten Mal recht behalten!“ rief der Onkel.

Da wurde dem armen Neffen noch trauriger ums Herz. Allein sie gingen immer weiter, bis sie eines Tages einem Popen begegneten. Da sprach der Neffe:

„Laß uns den Popen fragen, der wird uns bestimmt die Wahrheit sagen, schließlich ist er Geistlicher. Seine Antwort soll die Entscheidung bringen.“

„Einverstanden!“ sagte der Onkel.

Sie grüßten den Popen ehrerbietig und fragten ihn:

„Sagt uns, Hochwürden, wie ist es heutzutage besser zu leben, gerecht und redlich oder ungerecht und unredlich?“

„Ihr seid aber komische Käuze! Liebe Leute, wo findet man heute noch Gerechtigkeit und Redlichkeit? So etwas gibt es in der ganzen Welt nicht. Es ist viel nützlicher, ungerecht und unredlich zu sein.“

„Da hörst du es!“ triumphierte der reiche Onkel. „Nun gehört alles, was du hast, mir.“

Da war nichts zu machen. Dem armen Neffen blieb nichts anderes übrig, als dem reichen Onkel sein Hab und Gut zu überlassen. Er behielt nur noch, was er auf dem Leibe trug. Er führte ein schweres und entbehrungsreiches Dasein. Deshalb beschloß er, seinem Leben ein Ende zu machen und sich zu erhängen. Er nahm einen Strick und ging in den Wald. Dort suchte er einen mächtigen Baum und wählte einen dicken Ast, an dem er sich erhängen wollte.

Lange stand er nachdenklich da, so daß er erst im letzten Augenblick bemerkte, wie ein Wolf angeschlichen kam. Blitzschnell kletterte er auf den Baum und vergaß in der Eile den Strick. Als er eine Weile auf dem Baum gesessen hatte, kamen plötzlich drei Teufel geflogen, die ihn aber nicht bemerkten. Nicht lange darauf kam auch der vierte, ihr Anführer. Dieser fragte den ersten Teufel:

„Was hast du heute angestellt?“

„Nun, ich habe genug Schaden gestiftet: In einem Dorf habe ich bei einem Pan dafür gesorgt, daß die Arbeiter mit dem Bau eines Dammes nie fertig werden können. Der Pan schindet seine Leute und prügelt sie wie ein Besessener. Viele von denen, die er prügelt, werden unsere Reihen verstärken.“

„Das hast du gut gemacht, aber noch nicht gut genug“, sagte der Anführer.

„Und wie wäre es besser?“

„Auf einer Lichtung im Walde wachsen drei Bäume. Wer diese Bäume fällt und sie übereinanderlegt, dem wird es gelingen, den Bau des Dammes zu vollenden.“

„Ach, wer hat das je gehört, wer hat das je gewußt, daß man es so machen muß!“

„Und was hast du vollbracht?“ fragte der Anführer den zweiten Teufel.

„Nun, ich habe ebenfalls Unfug gestiftet. In einer großen Stadt habe ich alles Wasser versiegen lassen, so daß es dort keinen Tropfen mehr gibt. Die Stadtbewohner müssen es jetzt aus einer Gegend holen, die vierzig Werst weit von der Stadt entfernt ist. Viele der Einwohner sind dabei schon umgekommen, und ihre Zahl wird sich noch vergrößern.“

„Gut“, sagte der Anführer, „aber noch nicht gut genug.“

„Und wie hätte ich es besser machen sollen?“

„Würde man den Himbeerstrauch ausreißen, der auf dem Marktplatz wächst, so wäre die ganze Stadt wieder mit Wasser versorgt.“

„Ach, wer hat das je gehört, wer hat das je gewußt, daß man es so machen muß!“

„Und was hast du angerichtet?“ fragte der Anführer den dritten Teufel.

„Nun, ich habe mir etwas Besonderes ausgedacht: In einem Königreich habe ich die einzige Tochter des Königs so zugerichtet, daß ihr keine Arznei mehr helfen kann. Sie ist verloren!“

„Gut hast du das gemacht“, sagte der Anführer, „aber immer noch nicht gut genug!“

„Und wie hätte ich es besser machen können?“

„Wer einen Fliederbusch ausgräbt und die Kranke damit beräuchert, wird sie heilen, und sie wird so gesund sein wie zuvor!“

„Ach, wer hat das je gehört, wer hat das je gewußt, daß man es so machen muß!“

Indessen saß der arme Mann auf dem Baum und lauschte auf das Gespräch der Teufel. Als sie weg waren, dachte der Arme bei sich: „Möglich, daß es wirklich so ist, wie sie es besprochen haben. Ich gehe zum Pan, vielleicht gelingt es mir, den Bau des Dammes rascher voranzutreiben.“

Er machte sich also auf den Weg. Als er den Damm erreicht hatte, sah er den Pan wütend auf die Bauarbeiter einschlagen, damit sie ja mit dem Bau schneller fertig würden. Die armen Leute waren schweißbedeckt. Sie arbeiteten und schufteten, allein es half nichts. Der Pan wurde immer zorniger. Da kam jener gerechte Mann zu ihm und sprach:

„Ihr tut nicht gut daran, Herr, daß Ihr die Leute so schindet, sie haben nicht die Kraft, besser und schneller zu arbeiten. Was gebt Ihr aber mir, wenn ich den Damm fertigstelle?“

„Ich gebe dir hundert Rubel“, erwiderte der Pan, „und dazu jene beiden Rosse mitsamt dem Kutscher und der Karosse.“

„Ich brauche für meine Arbeit sechs Mann und drei Wagen“, sagte der Mann.

„Nimm selbst, was du nötig hast“, erwiderte der Pan.

Nun fuhren der Gerechte und seine Leute in den Wald, fällten die drei Bäume, von denen der Teufel gesprochen hatte, legten sie übereinander auf den Damm, und im Nu stand er fertig da. Wie versprochen, gab der Pan dem gerechten Mann hundert Rubel und die Rosse mitsamt dem Kutscher und der Karosse dazu.



Da dachte der Gerechte bei sich: „Nun fahre ich in jene Stadt, die kein Wasser hat. Vielleicht gelingt es mir wirklich, die Stadtbewohner mit Wasser zu versorgen.“ Er bestieg also die Karosse und fuhr zu jener Stadt. Unweit der Stadt begegnete er einem alten Mütterchen, das an einem Schulterjoch zwei Eimer Wasser trug.

„Was trägst du denn, Großmütterchen?“

„Wasser trage ich, Söhnchen.“

„Erlaube mir, ein paar Schlucke zu trinken!“

„Ach weißt du, Söhnchen, ich trage das Wasser schon dreißig Werst von hier, und bis ich zu Hause angelangt bin, werde ich noch die Hälfte davon verschüttet haben, und ich habe eine große Familie, die vor Durst umkommt.“

„Bald komme ich in eure Stadt und Sorge dafür, daß alle Einwohner immer genug Wasser haben. Ich zeige euch eine Quelle, die nie mehr versiegen wird.“

Nun erlaubte ihm das Mütterchen, sich satt zu trinken. Dann eilte sie voller Hoffnung in die Stadt und erzählte allen Bewohnern, daß sie einem Mann begegnet sei, der herkomme und die ganze Stadt mit Wasser versorgen wolle. Da gingen die Stadtbewohner dem fremden Mann entgegen, um ihn mit Salz und Brot und allerlei Geschenken zu empfangen. Der gerechte Mann kam also in die Stadt, fand den Himbeerstrauch, der auf dem Marktplatz wuchs, grub

ihn aus, und – das reinste, frischeste Quellwasser sprudelte hervor. Die Einwohner belohnten ihn königlich, sie gaben ihm Geld und allerlei wertvolle Dinge, so daß er jetzt schon reicher war als sein reicher Onkel.

Nach einer Weile dachte er bei sich: „Nun fahre ich in jenes Königreich, in dem des Königs Tochter krank daniederliegt. Vielleicht gelingt es mir, ihr Heilung zu bringen.“

Und er tat, was er beschlossen hatte. Er ging in den Königspalast und ließ sich in die Gemächer führen, in denen der König Besucher und Bittsteller empfing. Die Leute, denen er hier begegnete, sahen traurig und niedergeschlagen aus, sie ächzten und seufzten unaufhörlich.

Da sprach er:

„Es kam mir zu Ohren, daß die einzige Tochter eures Königs krank sei. So wie sie die hiesigen Ärzte behandeln, wird sie nie genesen. Doch ich weiß ein gutes Mittel zu ihrer Heilung.“

„Was maßt du dir an! Konnten ihr doch nicht einmal die überseeischen Ärzte helfen!“

Doch er ließ sich nicht einschüchtern:

„Tut mir den Gefallen und berichtet dem König, was ich gesagt habe!“

Sie richteten seine Worte dem König aus. Der kam selbst, um den Kühnen zu sehen, der behauptete, klüger zu sein als andere Ärzte. Und er sagte zu dem Gerechten:

„Gelingt es dir, meine Tochter zu heilen, werde ich dich so belohnen, daß du der reichste Mann auf der Welt sein wirst. Dazu gebe ich dir meine Tochter zur Frau.“

Da ging der gerechte Mann in das Zimmer der Kranken, betrachtete die Prinzessin, die schon in den letzten Zügen lag, verbrannte einen Zweig des Fliederbusches und beräucherte die Sterbende. Augenblicklich fühlte sich die Königstochter etwas besser, und nach drei, vier Tagen stand sie frisch und gesund, wie sie einst gewesen war, vor ihrem Vater.

Froh ward der König, froh ward jedermann im Lande. Der König hielt sein Versprechen und sagte zu dem gerechten Mann:

„Als Lohn dafür, daß du meine Tochter geheilt hast, gebe ich sie dir zur Frau, und wenn ich sterbe, wirst du König.“

Nach geraumer Zeit starb der König, und statt seiner setzte sich der gerechte Mann auf den Thron.

Viele Jahre danach kam ein reicher Kaufmann in die Hauptstadt des Landes und ließ den König fragen, ob er ihm erlaube, hier Handel zu treiben. Der König befahl den fremden Kaufmann zu sich. Als der des Königs Gemach betrat, erkannte ihn dieser sogleich als seinen Onkel. Allein er verriet sich

mit keiner Miene. Sie plauderten ein wenig, dann entließ ihn der König, damit er seinen Geschäften nachgehen konnte. Doch befahl der König seinen Leuten, ihn vor der Abreise noch einmal in den Palast zu bringen. Er fragte ihn nach seinem Wohin und Woher und schließlich auch nach seinem Namen.

Als der Onkel all diese Fragen beantwortet hatte, gab der König sich zu erkennen:

„Nun, Onkel, du sagtest doch, daß man sich mit Unredlichkeit und Ungerechtigkeit besser durchschlagen könne als mit Redlichkeit und Gerechtigkeit. Nein, du hast nicht recht: Du bist Kaufmann und ich bin König. Das Recht und die Redlichkeit haben gesiegt.“



„Und wie geschah das?“ fragte der Onkel.

Da erzählte ihm der König ausführlich, was er gehört und gesehen hatte. Er erzählte ihm, wie er schon bereit gewesen war, sich zu erhängen, wie er die Teufel belauscht hatte, kurzum, er erzählte alles bis in die Einzelheiten. Zum Abschied ließ er zwei Schiffe mit allerlei wertvollen Sachen beladen und sagte zu seinem Onkel:

„Ich werde all das Schlechte und Ungerechte, das du mir zugefügt hast, vergessen. Und nun nimm diese beiden Schiffe als Geschenk von mir an. Und wenn du in deine Heimat zurückgekehrt bist, so sage allen, daß es besser ist, gerecht und redlich durchs Leben zu gehen als ungerecht und unredlich.“

Der Onkel bedankte sich für die Großzügigkeit seines Neffen und kehrte nach Hause zurück. Als er durch den heimatlichen Wald kam, begann der Neid an seinem Herzen zu nagen: Warum sollte es ihm nicht gelingen, ebenfalls König zu werden? Und er fand nicht eher Ruhe, als bis er auf den Gedanken kam:

„Ich werde so tun, als ob ich mich erhängen wolle. Vielleicht lacht auch mir das Glück wie einst meinem Neffen!“

Er nahm sogleich einen Strick und ging zu jenem Baum, von dem ihm sein Neffe erzählt hatte. Aber er sollte sehen, wie weit man es durch Unredlichkeit bringen kann: Plötzlich erschienen Teufel, packten ihn und erhängten ihn kurzerhand an dem nächsten Ast.

WEHMÜTIGE UND FRÖHLICHE LIEDER

Einst lebten ein Mann und eine Frau. Sie hatten ein schweres Leben, denn ihre Hütte war voller Kinder und Boden besaßen sie soviel, wie ein Katzensprung ausmacht. Sie arbeiteten Tag und Nacht, um nicht vor Hunger sterben zu müssen. Und doch verstummte in ihrem Hause niemals der Gesang.

Eines schönen Tages aber starb die Frau. Nun drückten äußerste Not und Armut den Mann völlig zu Boden. Der frohe Gesang verstummte, es ertönten nur noch wehmütige Klagelieder im Haus.

In der Nachbarschaft dieses armen Mannes lebte ein reicher Gutsherr. Eines Tages erschien er bei dem armen Mann, legte einen Geldbeutel auf die Bank und fragte:

„Wieviel Kinder hast du?“

„Zehn.“

„Mann, sind das nicht zuviel für deine Tasche? Überlaß mir doch eines. Ich geb dir dafür einen Beutel voll Geld.“

Der arme Mann rief seine Kinder, versammelte alle zehn um sich und sprach:

„Der Herr gibt uns einen Beutel voll Geld für eines von euch. Wer möchte dem Herrn in sein Haus folgen? Dort bekommt man Weißbrot zu essen und schläft in Federbetten.“

Da begannen die Kinder bittere Tränen zu weinen.

„Keines von den Kindern“, sagte der arme Mann, „möchte Euch, Herr, in Euer Haus folgen.“

Eine Weile stand der Gutsherr in Gedanken versunken da, dann sprach er:

„Nun gut, so gebe ich dir den Beutel voll Geld dafür, daß ihr zu singen aufhört, denn euer Gesang läßt mich nicht einschlafen.“

„Es sei, wie der Herr wünscht“, sagte der arme Mann und nahm das Geld.

Daraufhin verließ der reiche Nachbar die Hütte des armen Mannes.

Die Kinder und ihr Vater standen schweigend und niedergeschlagen da. Im selben Augenblick aber begann eines der Kinder so wehmütig zu singen, daß über jedes Gesicht Tränen rollten. Da packte der arme Mann den Geldbeutel und lief zu jenem reichen Nachbarn. Er warf das Geld auf den Tisch des Herrn und rief:

„Auch die Lieder der Kinder sind mir nicht feil!“

Und abermals ertönten im Hause des armen Mannes wehmütige und frohe Lieder.

Die Kleinen singen vielleicht noch heute, wenn sie nicht schon lange vor Hunger gestorben sind.

DER LEIBEIGENE UND DER TEUFEL

Einst, zur Zeit der Leibeigenschaft, diente ein Mann bei einem Gutsherrn. Eines Tages sagte dieser Herr zu seinem Leibeigenen:

„Wenn du mir zwei Handvoll Silbergeld gibst oder die Teufel aus jenem Sumpf verjagst, so schenk ich dir die Freiheit.“

Der Leibeigene überlegte: ‚Silber ist sehr schwer zu bekommen, dagegen ist das Vertreiben der Teufel aus dem Sumpf viel leichter.‘

Er ging zum Schmied und ließ sich eine Peitsche aus Draht anfertigen. Der Schmied fertigte ihm eine solche Peitsche an, und der Mann begab sich zum Sumpf, die Peitsche in der Hand. Dort angekommen, begann er, Pfählchen aus dem Morast des Sumpfes zu formen.

Da tauchte ein Teufel aus dem Sumpf empor und fragte:

„Was treibst du hier, Mann?“

„Ich möchte“, sagte der Mann, „ein Kloster auf diesem Sumpf erbauen. Schau her! Pfähle hab ich bereits ingerammt.“ Und er zeigte dem Teufel die kleinen Pfähle, die er geformt hatte.

Da sprach der Teufel:

„Du wirst nicht dazu kommen, hier ein Kloster zu errichten, denn wir erwürgen dich sogleich.“

Sprach's und tauchte augenblicklich wieder unter. Dort prahlte er vor dem Obersten der Teufel mit seinem Wagemut. Der Oberste aber schickte einen hochaufgeschossenen Teufel zu jenem Mann und ließ ihm sagen:

„Wenn du diesen Boten überwindest, so treten wir dir den Sumpf ab, überwindet jedoch er dich, so sollst du dich von hier trollen.“

Der hochaufgeschossene Teufel tauchte aus dem Sumpf empor und sprach zu jenem Leibeigenen:

„Der Oberste Teufel läßt dir sagen, besiegst du mich im Ringkampf, so treten wir dir den Sumpf ab, unterliegst du mir, so sollst du dich von hier trollen.“

Da erwiderte der Leibeigene:

„Wie kannst du nur daran denken, mich zu überwinden!? Kämpf lieber mit meinem Großvater. Er lebt im Wald und ist so alt, daß ihm von Kopf bis Fuß Moos bedeckt.“



Unweit von jenem Sumpf war ein großer Wald. Der Teufel willigte ein, und sie begaben sich beide dorthin. Im Wald angekommen, sah der Leibeigene in einem dichten Gebüsch einen schlafenden Bären liegen. Da sprach er:

„Der dort im Gebüsch ist mein Großvater. Geh hin und kämpf mit ihm! Überwindest du ihn, so wirst du noch mit mir kämpfen müssen.“

Der Teufel ging auf den Bären zu, rüttelte ihn und sagte:

„He, Alter, wach auf! Wollen wir miteinander kämpfen!“

Da packte ihn der Bär mit seinen Tatzen, biß, drückte und preßte ihn, daß ihm Hören und Sehen verging. Mit Müh und Not gelang es dem Teufel, sich aus den Tatzen des Bären zu befreien. Er lief zum Sumpf, tauchte unter und meldete dem Obersten:

„Ich besiegte ihn leider nicht. Es ist unmöglich, jenen Mann zu überwinden. Gelang es mir doch nicht einmal, seinen Großvater zu besiegen, der so alt ist, daß ihn von Kopf bis Fuß Moos bedeckt. Hätte ich mit ihm selbst gekämpft, so würde er mich gewiß getötet haben.“

Da schickte der Oberste der Teufel einen Höckrigen zu jenem Mann. Der höckrige Teufel tauchte aus dem Sumpf empor und sprach:

„He! Wer von uns beiden lauter pfeift, dem gehört der Sumpf.“

„Abgemacht!“ erwiderte der Leibeigene. „Pfeif du als erster.“

Der Teufel pfiß so laut, daß die Blätter wie bei einem Sturmwind von den Bäumen fielen. Da sagte der Mann:

„Nun pfeif ich, bedecke jedoch deine Augen mit einem Schnupftuch, sonst treten sie aus ihren Höhlen.“

Rasch bedeckte der Teufel seine Augen mit einem Taschentuch. Da versetzte ihm der Mann mit seiner Drahtpeitsche einen durch die Luft pfeifenden und sausenden Hieb, so daß der Teufel an den Sumpf kullerte und untertauchte. Er begab sich sogleich zum Obersten und berichtete:

„Wir können diesem Mann nichts anhaben. Als ich pfiß, geschah ihm nichts, als er aber zu pfeifen begann, traten mir die Augen aus den Höhlen.“

Da schickte der Oberste einen dritten Teufel. Der war so dick wie ein gut gemästeter Eber. Er gab ihm eine fünfzehnpudschwere Keule mit und sagte:

„Schließ mit jenem Mann eine Wette ab, wer von euch beiden diese Keule höher werfen kann.“

Als der Oberste die Keule dem dicken Teufel gab, schärfte er ihm noch ein:

„Gib acht, daß du diese Keule nicht verlierst. Geschieht dies, so sind wir verloren.“

Der dicke Teufel nahm die Keule und ging zu jenem Leibeigenen:

„Unser Oberster ordnete an, wer von uns beiden diese Keule höher wirft, dem gehört der Sumpf.“

Als der Teufel am nächsten Tag die Keule in aller Frühe in die Höhe warf, fiel sie erst am Abend wieder herab. Der Leibeigene jedoch konnte sie nur an einer Seite ein wenig anheben. Sie aufzuheben, war für ihn unmöglich. Jedoch griff er nach ihr, als wollte er sie packen und in die Höhe schleudern, schaute aber plötzlich angestrengt zum Himmel empor. Da fragte der Teufel:

„Warum blickst du in die Höhe?“

„Ich warte“, erwiderte der Mann, „daß eine Wolke vorüberzieht, denn ich möchte, daß die Keule oben bleibt, so daß du sie nie mehr zu Gesicht bekommst.“

Da packte der Teufel die fünfzehnpudschwere Keule seines Herrn und verschwand mit ihr im See. Er lief zum Obersten und sprach:

„Er wollte die Keule bis hinauf zu den Wolken werfen, damit ich sie nie mehr zu Gesicht bekomme. Aber ich ließ es nicht zu.“

Wiederum schickte der Oberste Teufel einen seiner Untergebenen zu jenem Mann und ließ ihn fragen, ob er für viel Geld die Teufel aus dem Sumpf nicht verjagen werde. Der Bote des Obersten kam zu dem Mann und fragte:

„Was verlangst du dafür, daß du uns aus diesem Sumpf, den wir von unseren Vorfahren erbten, nicht verjagst?“

„Ich möchte nicht viel“, erwiderte der Mann, „füll mir nur diesen Strohhut mit Silber.“

„Willst du das Geld sofort haben?“

„Nein. Bring es mir nachts in den Speicher.“

„Ausgezeichnet! Ich bring's, aber laß uns Teufel hier bleiben.“

Als der Mann nach Hause kam, hob er im Speicher eine tiefe Grube aus. Die Öffnung bemaß er nur so groß, daß in sie lediglich ein Hut paßte. Nun schnitt er die Hutdelle aus und steckte den Hut in jene Grubenöffnung. Nachts brachte der Teufel einen Sack voll Geld und schüttete es in den Hut, der Hut blieb jedoch leer, so leer, als hätte er eben keinen Sack voll Silbergeld verschluckt. Nun brachte der Teufel noch drei Säcke voll Silber, doch der Hut war noch immer nicht gefüllt.

| Dem Teufel fiel es gar nicht ein, daß unter dem Hut eine Grube sein könnte, und er brachte immer mehr und mehr Säcke voll Geld, bis der Hut endlich voll war. Da nahm der Leibeigene das Geld, gab zwei Handvoll davon seinem Herrn und kaufte sich frei.



INHALTSVERZEICHNIS

Die Lügenziege	7
Der Handschuh	12
Warum sich die Gänse im Wasser waschen, die Katzen sich auf dem Ofen putzen und die Hühner im Straßenstaub scharren	13
Die Fliege und der Acker	14
Die Biene und die Taube	15
Das listige Füchslin und das Brüderlein Wolf	15
Der Kater und der Hahn	20
Die Füchsin, die Füchslin und der Tauge- nichts Nechailo	22
Pan Kotski	25
Sirko	27
Der Löwe und die Mücken	29
Das Küchlein	30
Der Ziegenbock und der Schafbock	33
Der Strohstier	35
Das schlaue Füchslin	41
Wie der Hund einen Herrn fand	46
Die Bienen und der Bär	48
Wie der Wolf Dorfschulze wurde	48
Die Tiere unter der Herrschaft des Löwen	51
Der Hahn und die zwei Mäuschen	64
Der Mann und der Bär Danylo	66
Die Füchsin und der Kranich	68
Die Füchsin und der Bär	70
Wie der Wolf Appetit auf Zicklein bekam	73
Die Krähe und die Schlange	76

Der Graue bekommt Schläge	77
Wie das Eichhörnchen dem Bären zu Hilfe kam	84
Der Schwan, der Hecht und der Krebs	85
Warum frißt der Storch Frösche und der Wolf Schafe	87
Der Reiher, der Fisch und der Krebs	88
Das Märchen vom jungen Fisch und der alten Bohne	89
Der Fuchs und der Krebs	90
Wie der Löwe im Brunnen ertrank	93
Der Ochs, der Schafbock und der Hahn	97
Das Märchen von Ilja Muromez und dem Räuber Nachtigall	99
Die Kosaken und der Tod	107
Prinz Iwan	111
Der Waldkönig Ach	120
Das Wunderei	131
Die Wunderkürbisse	142
Das Märchen von Iwan, dem Recken	145
Der Drache	151
Die sieben Raben und ihre Schwester	167
Telessyk	175
Rollerbse	185
Ein Huzule lehrt die Zarentochter den Haushalt führen	196
Iwanko, der König der Tiere	203
Der arme Iwan und die Weise Duljana	216
Iwan, der Bauernsohn	227
Der kleine Hirt	242
Das fliegende Schiff	247
Die Flöte und die Peitsche	258
Iwan Hatnichtsan und sein Bruder	269
Der Lohn des Soldaten	286
Der Eiserne Wolf	291
Iwan Titan	298
Kyrylo Koshumjaka	303
Der arme Mann und seine Söhne	306
Wie ein Weib den Teufel überlistete	311

Der Feuervogel und der Wolf	315
Der Königsadler	320
Der Ring der Prinzessin	326
Der Teufel und der Schmied	328
Iwanko	330
Wie ein Bauer den Teufel zum Narren hielt und ein Faß Geld von ihm erhielt	338
Des Kaisers Böcke	344
Die beiden Töchter	349
Das Märchen von Iwan dem Narren	358
Der Adoptivvater	359
Das Märchen von der Linde und der uner- sättlichen Frau	365
Ein Mann kauft einen Rebellen los	366
Die Zimbel, die Geige und die Flöte	368
Das weise Mädchen	373
Der Soldat und der Tod	377
Der unersättliche Reiche	382
Recht und Unrecht	385
Wehmütige und fröhliche Lieder	391
Der Leibeigene und der Teufel	392

ЛЕТУЧИЙ КОРАБЛЬ

Украинские народные
сказки

Составитель

Владимир Григорьевич Бойко

Перевод с украинского

И. И. Грубера

Художник

Ю. И. Крыга

Издательство «Дніпро»

(На немецком языке)

Редактор *О. О. Кузьмін*

Художній редактор *В. А. Кононенко*

Технічні редактори *Б. С. Грінберг,*

Л. М. Грицишин

Інформ. бланк № 1387

Здано до складання 30.05.80.

Підписано до друку 30.07.80.

Формат 84 × 100/16. Папір офсетний № 1.

Гарнітура конкорд. Друк офсетний.

Умовн. друк. арк. 39.

Обл.-вид. арк. 27,61.

Тираж 36 000. Зам. 2165.

Ціна 2 крб. 60 к.

Видавництво «Дніпро»,
252601, Київ-МСП, вул. Володимирська, 42.

Головне підприємство
республіканського виробничого
об'єднання «Поліграфкнига»

Держкомвидаву УРСР,
252057, Київ-57, вул. Довженка, 3.



2 крб. 60 к.

DAS
FLIEGENDE
SCHIFF

